

Festschrift
der
Hermannstädter Oberrealschule
zur
Fünfzigjahrfeier.

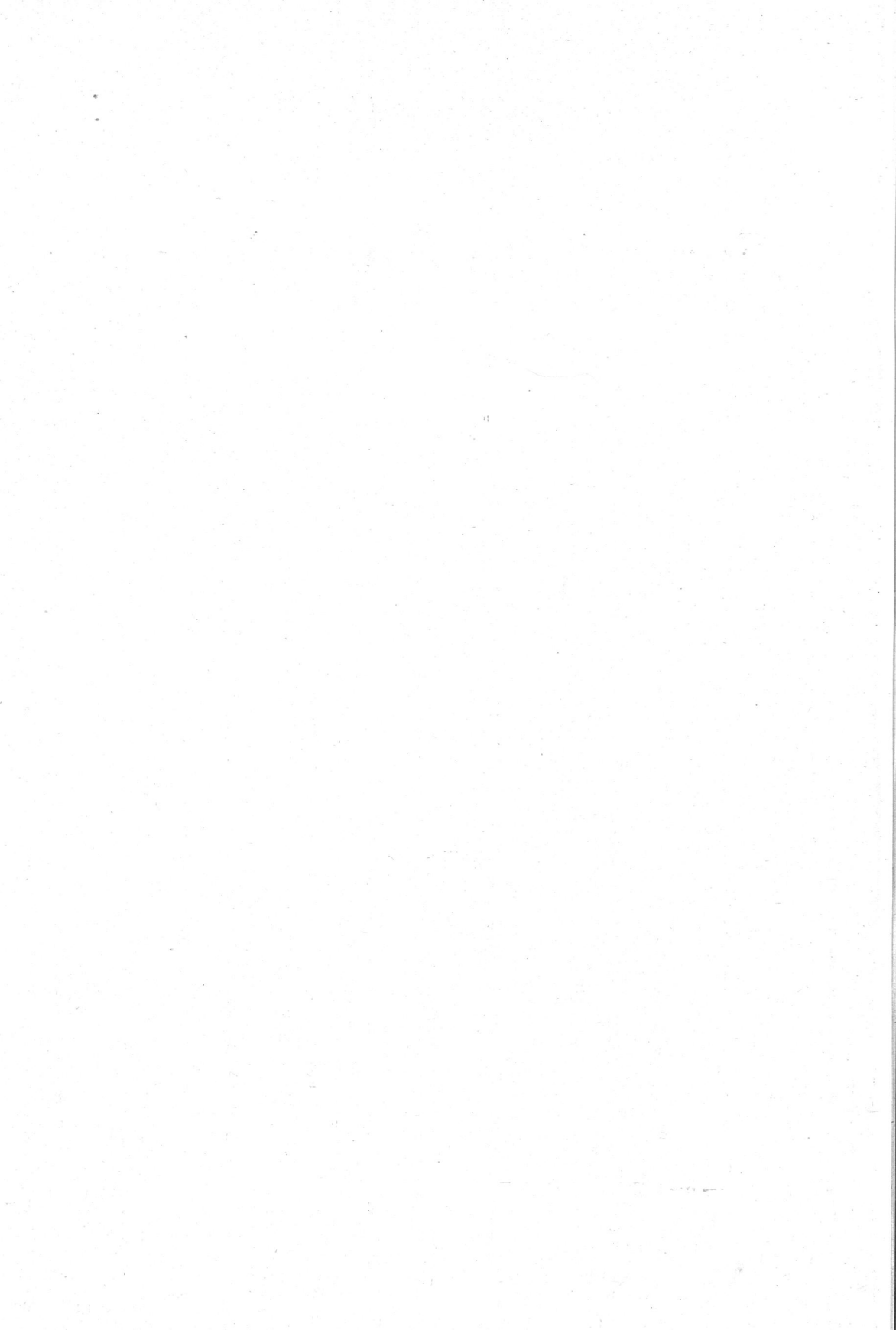
□□□□

Herausgegeben
von dem
Lehrkörper der Anstalt.



oo

Hermannstadt.
Druck und in Kommission bei W. Krafft.
1915.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Geschichte der Realschule. Von Rud. Brie brecher	1—66
Die biologischen Übungen an der Oberrealschule in Hermannstadt. Von Otto Phleps	67—71
Versuch einer von der Helmholtz'schen Theorie abweichenden Erklärung der Dissonanz und Konsonanz. Von Wilhelm August Schunn .	73—76
Franz Willon. Von Stefan v. Hanneheim	77—100
Aus dem Bergener Kursus für Meeresforschung. Von Arnold Müller	101—126
Anthologie siebenbürgisch-deutscher Dichtungen. Von Dr. Richard Csaki	127—261

Anhang:

Sammlung von freiwilligen Spenden für den Realschulfonds . . .	263—268
--	---------

Geschichte der Realschule

von

Rud. Briebrecher,
Leiter der Realschule.

Vorbemerkung.

Die Geschichte der Realschule ist in ihren Hauptpunkten bereits von R. Albrich sen. in seiner Geschichte des Hermannstädter Gymnasiums dargestellt worden. Aus Anlaß der Feier des 50 jährigen Bestandes unserer Oberrealschule schien es wünschenswert ein etwas ausgeführteres Bild ihrer Entwicklung zu geben. Da sie aber in engem Verband mit dem Gymnasium steht und keine selbständige Leitung besitzt, mußte sich diese Darstellung auf diejenigen Gebiete beschränken, auf denen sie sich als ein besonderer Teil der Gesamtanstalt betätigen kann.

Außer dem Material, das die von der Gymnasialdirektion veröffentlichten Jahresberichte (Programme) sowie die gedruckten Jahresberichte der evangelischen Kirchengemeinde darbieten, wurde in dieser Darstellung auch verwertet, was auf die Realschule Bezügliches in den Archiven des Gymnasiums, des Presbyteriums, des Landeskonfistoriums und der sächsischen Universität sich vorfindet.



I. Entwicklung der Schule.

Die Hermannstädter Realschule ist im Jahre 1842 unter der Bezeichnung „Gewerbeshule“ eröffnet worden. Wie schon der gewählte Name erkennen läßt, war sie gedacht als Schule für die zukünftigen Gewerbetreibenden und Handwerker. Der Wunsch, dem arg darniederliegenden Gewerbe aufzuhelfen, hat sie ins Leben gerufen und sie stellt sich so als das Ergebnis des Strebens jener von neuem Leben erfüllten Zeit dar, Versäumtes nachzuholen.¹⁾

Bereits 1834 wurde von der Kommission, die zur Beratung des neuen Schulplanes für die Gymnasien eingesetzt worden war, ausgesprochen, „die Bildung der zu einem Handwerk übertretenden Knaben, die im bürgerlichen Leben vom Latein keinen Gebrauch machen könnten, erfordere andere Lehrgegenstände, die nur in einer abgesonderten Bürgerschule erzielt werden könnten.“²⁾ Mit der Ausarbeitung eines Detailplanes für die als notwendig erkannte Schule wurde von dem Lokalkonfistorium 1837 eine aus dem Senator Mathias, Kommunitätsmitglied Czifeli, Rektor Phleps, Prof. J. E. Schuller, Konrektor Schuster bestehende Kommission eingesetzt. In ihrem Gutachten stellt sie der „Gewerbeshule“ die Aufgabe, „das Gedeihen und die Vervollkommnung der bürgerlichen Gewerbe, die Erhaltung und Erhöhung des bürgerlichen Wohlstandes“ zu befördern. Sie soll

- a) „die in der Elementarschule begonnene allgemeine Geistesbildung der Schüler zu einem höheren Grade der Vollkommenheit fortführen;
- b) dieselben mit den erforderlichen gemeinnützigen, dem Gewerbestande notwendigen Kenntnissen aus denjenigen Zweigen des Wissens, von denen das Gedeihen städtischer Gewerbe abhängig ist, bereichern;
- c) ja selbst eine von so vielen Gewerbetreibenden gewünschte . . . höhere Bildung möglich machen und diejenigen, welche das Studium der zu ihrem Gewerbe gehörigen Gegenstände auch in einem weiteren Umfange an dem vortrefflichen polytechnischen Institute in Wien fortzusetzen wünschen, dazu befähigen“.

Die Schule soll drei Hauptklassen enthalten, in jeder der Klassen der Kurs zweijährig sein. Außer dem Religionslehrer braucht die Anstalt

¹⁾ Teutsch, Sachsen Geschichte III. Bd., S. 163 f.

²⁾ R. Albrich sen., Geschichte des Hermannstädter Gymnasiums S. 156.

daher drei Hauptlehrer, dazu einen Lehrer der ungarischen Sprache, einen Lehrer der Zeichenkunst und einen Lehrer des Gesanges. „Diese Lehrer müssen so gewählt werden, daß sie durch ihre Tüchtigkeit den glücklichen Erfolg einer so wichtigen, auf das allgemeine bürgerliche Wohl der Stadt einen so großen Einfluß üübenden Anstalt verbürgen. Da hiezu die gewöhnlichen Studien eines Kandidaten der Theologie nicht ausreichen, so wäre es wünschenswert, daß als Lehrer in der Gewerbeschule Männer angestellt würden, welche sich ganz besonders zu diesem Lehrfache gebildet, daher auf dem polytechnischen Institut in Wien alle dazu nötigen Studien beendigt hätten. Sollte dieses vielleicht für den Anfang nicht möglich sein, so ist es doch unumgänglich notwendig, daß wenigstens einer von diesen Lehrern die genannte Befähigung sich erworben habe, welcher dann zugleich Direktor der Gewerbeschule sein und die Lehrvorträge der übrigen Lehrer leiten kann.“ Da die Hauptlehrer den gesamten Unterricht in den Fachgegenständen übernehmen müssen, ihnen daher keine Zeit dazu bleibt, durch Verwendung außer der Schule ihren Lebensunterhalt zu sichern, so muß ihre Befoldung so gestellt werden, daß sie zu ihrem Unterhalt genügt. Man müsse alles tun, um der Anstalt gleich bei ihrem Eintritt ins Leben das Vertrauen zu sichern, welches zu ihrem gemeinnützigen Bestehen und segensreichen Wirken notwendig sei.

Zur Erhaltung der Schule wurde von der Stadtkommunität in ihrer Sitzung vom 27. April 1840, nachdem die Universität die von ihr erbetene Unterstützung von 600 fl. abgeschlagen hatte, aus der Allodialkasse eine jährliche Widmung von 1600 fl. bewilligt. In der Sitzung vom 29. August 1841 wurde der von der Kommission vorgeschlagene Lehrplan angenommen. Unterrichtsgegenstände sind Religion, deutsche und magharische Sprache, Rechnen mit einfacher und doppelter Buchhaltung, Geometrie in Verbindung mit praktischem Feldmessen, populäre Naturgeschichte, Geographie, Geschichte, Physik, theoretische Chemie, populäre Technologie, Freihand- und Linearzeichnen, bürgerliche Rechtslehre, Geschichte der Erfindungen. Für den Lehrer der technischen Wissenschaften wurden 600 fl., für die beiden anderen Hauptlehrer und den Zeichenlehrer je 300 fl., für den Lehrer der ungarischen Sprache 200 fl. als Gehalt bestimmt. Der Vorschlag, die Schule unter die Direktion des Lehrers für technische Wissenschaften zu stellen wurde von der Kommunität heftig bekämpft und schließlich gab das Lokalkonfistorium nach und die Schule blieb mit dem Gymnasium vereinigt.¹⁾

Als Lehrer wurden an der Gewerbeschule angestellt: Josef Seiz, Samuel Mäfesch, Leopold Hüttenmeyer, Theodor Glasz (Zeichenlehrer),

¹⁾ Diese Angaben wurden meist wörtlich übernommen aus der Geschichte des Gymnasiums von R. Albrich S. 157 f., 3. Z. finden sie sich in einer kurzen geschichtlichen Übersicht im Landeskonfistorialarchiv (Z. 160/1883).

Josef Klöß, Friedrich Schuster. Die Schule konnte ihre Tätigkeit 1842 mit 16 Schülern in der ersten und 17 in der zweiten Klasse eröffnen, in den folgenden Jahren zählte die erste Klasse folgenweise 24, 29, 38, 73, 82, die zweite 10, 15, 13, 22, 25 Schüler. Die dritte hat erst seit 1845 3, 3 und 12 Schüler. 1848 tritt wegen des Bürgerkrieges eine Unterbrechung im ganzen Schulbetriebe ein, nach dessen Beendigung in der ersten Klasse sich 90 Schüler zusammenfinden, während die zweite und dritte bloß 11, bzw. 8 zählen. In den beiden folgenden Jahren tritt ein Rückschlag ein, indem in allen drei Klassen 1850 bloß 98 und 1851 97 Schüler sind, dann aber hebt sich die Schülerzahl wieder auf 137 und schwankt von da an bis 1864 zwischen 120 und 161 Schülern.

Seitdem das sächsische Schulwesen der Oberaufsicht der österreichischen Regierung unterstellt war und die Mittelschulen dem Thunschen Reorganisationsentwurf sich anpassen müssen, d. i. seit 1851, werden von den sächsischen Gymnasien auch Jahresberichte, sogenannte Programme, veröffentlicht. Das Hermannstädter Programm bezieht sich auch auf die Realschule, so daß wir im zweiten Jahrzehnt über sie etwas besser unterrichtet sind wie in dem ersten ihres Bestandes. Die schärfere staatliche Aufsicht übt gleich anfangs einen günstigen Einfluß aus, indem 1851 beschlossen wird, den Chemieunterricht einzuführen, was bisher, wie es heißt, wegen Mangel an Mitteln, nicht möglich gewesen war. Bemerkenswerterweise ist es schon damals die Hermannstädter Sparkassa, die sich der Realschule annimmt, wie sie das schon der „Gewerbeshule“ gegenüber getan hatte, indem sie 1851 zur Anschaffung chemischer Apparate 1130 fl. widmet und 1853 dieser Widmung noch weitere 150 fl. hinzufügt. Zu Anfang des Schuljahres wird die Schule „nach dem von dem Ministerium vorgeschriebenen Lehrplan . . . mit den durch lokale Verhältnisse bedingten Modifikationen“ reorganisiert. Gleichzeitig wird die vierte Klasse eröffnet, die in den sechs Jahren ihres Bestandes (1854—1859) folgenweise 7, 13, 13, 14, 18, 13 Schüler zählt. Warum sie dann plötzlich aufgelassen wird, findet sich nirgends angedeutet. Ihre Schüler werden in Religion zusammen mit denjenigen der VII. Gymnasialklasse unterrichtet. Jede Klasse zählt noch immer zwei Jahrgänge und in Religion, Magyarisch und Turnen genießen ihre Schüler den Unterricht gemeinsam mit den Gymnasiasten, u. zw. in der dritten Klasse mit denen der V. und VI. Gymnasialklasse. 1853 4 wird bemerkt, daß solche Schüler, die in allen Gegenständen „erste Klasse mit Vorzug“ erhalten haben, aus der ersten in die zweite Klasse auch in einem Kursus promoviert werden können, u. zw. „weil die in der einen Klasse noch nicht gehörten Gegenstände in der zunächst höheren ihnen wieder, nur ausführlicher, vorgetragen werden“. Auch die Seminarschüler werden zum Teil gemeinsam mit denen der Realschule unterrichtet, wie diese

ja auch als Vorbereitungsschule für das Seminar dient. 1854/5 ist das mittlere Alter der Schüler in der ersten Klasse 12·78 Jahre, in der zweiten 13·69 Jahre, in der dritten 15·30 Jahre, in der vierten 15·64 Jahre.

Der Lehrplan weist im Jahre 1851/2 folgende Gestaltung auf:

Klasse	Relig.	Deutsch	Ang.	Math.	Physik	Geogr.	Gesch.	Naturg.	Zeichnen	Bauf.	Kalligr.	Zusammen
I.	2	4	2	4	—	2	2	2	4	—	2	24
II.	2	6	2	7	2	2	2	2	4	2	2	33
III.	2	4	2	6	3	—	2	—	4	2	—	25

Zu diesen Stunden kommen im folgenden Jahre noch drei Chemiestunden in III. Aber schon im Jahre 1853/4 weist der Lehrplan wieder Abweichungen auf, wie aus der folgenden Übersicht hervorgeht:

Klasse	Relig.	Deutsch	Geogr. Gesch.	Math.	Physik	Naturg.	Zeichnen	Buchf.	Chemie	Technol.	Warent.	Zusammen
I.	2	5	4	5	—	2	4	—	—	—	—	22
II.	2	5	4	6	3	2	4	2	—	—	—	28
III.	2	3	4	12	3	—	4	2	4	2	2	38

dazu noch in jeder Klasse je zwei Stunden Schönschreiben, Gesang und Turnen. In der dritten Klasse hat die höhere Abteilung von den vier Geschichtsstunden drei mit der niedereren gemeinsam, eine abge-sondert, ebenso in Mathematik sechs gemeinsam und sechs getrennt. Bemerkenswert als Zeichen der Zeit ist der Wegfall des magyarischen Sprachunterrichtes, ebenso wie im Gymnasium. Dagegen wird 1855/6 das Rumänische als Unterrichtsgegenstand eingeführt. Als 1854/5 die vierte Klasse eröffnet wird, sieht der Lehrplan nun folgendermaßen aus:

Klasse	Relig.	Deutsch	Geogr. Gesch.	Math.	Naturg.	Physik	Chemie	Wäsche- u. Säkonomie	Buchf.	Bauf.	Zeichnen	Zusammen
I.	2	5	3	4	2	—	—	—	—	—	6	22
II.	2	5	3	4	2	2	—	—	2	—	6	26
III.	2	4	3	6	—	4	4	2	—	2	6	33
IV.	2	4	3	4	2	2	4	2	—	—	3	26

dazu noch je zwei Stunden Schönschreiben, Zeichnen und Turnen.

Über auch dieser Lehrplan wird nach 2 Jahren schon wieder abgeändert, da wir 1856/7 den folgenden in Geltung finden:

Klasse	Relig.	Deutſch	Geogr. Geſch.	Math.	Naturg.	Phyſik	Chemie	Wechſel- u. Goldfande	Bauf.	Geom. Zeichnen	Zeichnen	Zuſammen
I.	2	5	3	4	2	—	—	—	—	6	2	24
II.	2	5	3	8	2	2	—	—	—	—	6	28
III.	2	4	3	2	—	4	3	2	2	—	6	26
IV.	2	4	3	8	2	2	4	—	—	—	6	32

Als dann die vierte Klasse aufgelassen wurde, ergaben sich neuerdings einige Verschiebungen in der Anzahl der Stunden der einzelnen Lehrgegenstände.

Dieser bedauerliche Mangel an Beständigkeit, dann der Umstand, daß Schüler der anderen Anstalten (Gymnasium, Seminar) in einzelnen oder allen Gegenständen mit denen der Realschule zusammenunterrichtet wurden, daß ferner jede Klasse aus zwei Jahrgängen bestand und man so mit dem Stoffe und dessen Aufeinanderfolge wechseln mußte, konnte der Anstalt nicht zum Vorteil gereichen und erklären das immer wieder hervortretende Bestreben, sie aus diesen Zuständen in erträglichere, geordnete Verhältnisse hinüberzuführen.

Bereits im Jahre 1850 hatte der zur Reorganisierung der sächsischen Mittelschulen nach Hermannstadt entsendete Ministerialkommissär Ritter v. Heusler bei dem evang. Oberkonsistorium die Errichtung einer Oberrealschule angeregt.¹⁾ Zu Beginn des Jahres 1859 wurde dann von dem Magistrat der Stadt dem Hermannstädter Presbyterium ein Statthaltereierlaß bekanntgegeben, womit der Magistrat aufgefordert wurde einverständlich mit dem Presbyterium einen Vorschlag betreffend die Errichtung einer sechsklassigen Realschule zu machen und zugleich wurde das Oberkonsistorium ersucht, die Erledigung der Angelegenheit zu beschleunigen. Eine ähnliche Aufforderung war auch an das Kronstädter Presbyterium gerichtet worden. In der Antwort erklärte sich das Hermannstädter Presbyterium bereit die nötigen Lokalitäten bereitzustellen und selbst Opfer für die Erweiterung der Anstalt zu bringen, im wesentlichen müsse aber die Kirchengemeinde dabei auf einen entsprechenden Beitrag aus Mitteln der Kommune oder des Staates rechnen. Am 9. Mai 1859 richtete der Magistrat dann eine Eingabe an die Statthalterei, in der um die Bewilligung von jährlichen 7100 fl. aus Staatsmitteln gebeten wurde. Auch die Kronstädter Handelskammer gab dem Wunsche nach Errichtung einer Oberrealschule Aus-

¹⁾ Albrich a. a. O. S. 167.

druck. Da sich aber die Verhandlungen über die Sicherung einer Staatsunterstützung für diesen Zweck zerschlugen,¹⁾ offenbar weil die Regierung das Recht der Befetzung der von ihr zu dotierenden Lehrerstellen verlangte und schließlich die sich überstürzenden politischen Ereignisse der Folgezeit der Regierung andere Sorgen näher brachten, unterblieb die Erweiterung der Anstalt auch diesmal. In der Hermannstädter Bürgerschaft aber kam der angeregte Gedanke nicht mehr zur Ruhe. 1860 widmete die Rotgerberzunft zur Gründung einer Oberrealschule eine Grundentlastungsobligation im Nennwerte von 100 fl. Diesem Vorgang folgte die Maurerzunft durch Widmung einer Nationalanlehens-Obligation von 100 fl. nebst einem Bargeldbetrag von 583 fl. mit der Bestimmung, wenn die Oberrealschule binnen 10 Jahren nicht errichtet werden sollte, solle die Widmung an den Waisenfonds übergehen. Am 2. Februar 1861 widmete die Sparkassa „zum Zwecke der noch fehlenden Klassen der Oberrealschule“ 1000 fl., zu welchem Betrag sie am 1. Februar 1863 noch 1278 fl. 63 $\frac{2}{3}$ fr. hinzufügte. Ebenso übergab Schulrat J. C. Schuller 1863 zu demselben Zwecke 200 fl. und das Handelsgremium beschloß am 22. Januar 1863 eine Widmung von 3000 fl.

Wenige Tage vorher, am 18. Januar 1863, hatte in der Generalversammlung des Gewerbevereins dessen Sekretär Franz Schreiber einen ausführlich begründeten Antrag betreffend die Vervollständigung der Realschule eingebracht.²⁾ Schreiber war hiezu durch seinen Vetter Prof. R. Albrich veranlaßt worden, der den Antrag auch selbst ausgearbeitet hat.³⁾ Um an Kosten zu sparen, könnten die neu zu errichtenden drei Oberklassen in Religion, Deutsch, Geschichte und Naturgeschichte gemeinsam mit den entsprechenden Klassen des Gymnasiums unterrichtet werden, „was keineswegs ausschließt, daß die erweiterte Realschule unter einer eigenen Direktion stehe; indem dies nicht nur eine Forderung des Organisationsentwurfes für Realschulen, sondern auch in anderer Hinsicht eine notwendige Bedingung für das erfreuliche Gedeihen einer vollständigen Realschule ist“. Abgesehen von den 26 durch den gemeinsamen Unterricht mit dem Gymnasium versehenen Unterrichtsstunden blieben noch 151 Stunden übrig, für deren Vernehmung mit Einschluß des Direktors 8 Lehrkräfte benötigt würden. Für diese werden Gehaltsbezüge in den Stufen von 1200, 1000, 900, 800 und 700 fl. vorgesehen. Durch die bisherigen und noch zu erwartenden Einnahmen der Realschule nicht gedeckt sei ein jährliches Erforderniß von 1877 fl. und ein

¹⁾ Albrich a. a. O. S. 172. Deutsch, Denkrede auf R. Albrich im Archiv des Vereins f. f. L., XXXIX. Bd., S. 21.

²⁾ f. Hermannstädter Zeitung v. m. d. Siebenbürger Boten Nr. 21 und 22 vom 24. und 26. Januar 1863.

³⁾ Albrichs handschriftliche Selbstbiographie.

einmaliges Erforderniß von 1100 fl., für deren Bedeckung wohl auf die Unterstützung des Sparkassavereins und in einem späteren Zeitpunkte auf die der Stadtgemeinde gerechnet werden könne. Der Antrag Schreibers ging dahin, die Generalversammlung möge zum Beschluß erheben: „sie erkenne die Dringlichkeit der Errichtung einer Oberrealschule als einzige Schranke gegen die Verflachung und Verrottung unserer gewerblichen Verhältnisse an und aus diesem Grunde legen sie dem löblichen Presbyterium als der kompetenten Stelle die dringende Bitte vor, sich dieses Gegenstandes warm anzunehmen, das Für und Wider abzuwägen und darnach das Weitere zu veranlassen.“

Orator Schneider unterstützte den Antrag und Malmer beantragte, es möge sich eine Abordnung des Gewerbevereins zum Comes-Stellvertreter begeben und ihm „in eindringlicher und energischer Weise das Elend unserer gewerblichen Zustände zu Herzen führen und als einzige Rettung aus dem immer mehr um sich greifenden Marasmus auf die Errichtung einer Oberrealschule hinweisen“ und ihn bitten für die Schule eine Staatsunterstützung zu erwirken. Diese Anträge wurden angenommen und dem Presbyterium am 31. Januar unterbreitet.

Dieses sprach sich schon in seiner Sitzung vom 8. März prinzipiell für die Erweiterung der Realschule aus und setzte für die Beratung der Angelegenheit und die Organisierung der Oberrealschule eine Kommission bestehend aus den Mitgliedern J. Bedeus, Senator Heinrich, Gottfried Capesius und C. Fuß ein, von denen J. Bedeus das Referat übernahm. Besonders machte sich um den rascheren Fortgang der Angelegenheit Jak. Rannicher verdient.¹⁾ Um der Schule eine möglichst selbständige Stellung geben zu können, beschloß das Presbyterium am 13. August 1863 außer einer mäßigen Erhöhung des Schulgeldes für die Schüler der beiden Mittelschulen um eine jährliche Staatsunterstützung von 5000 fl. für die Dauer von 12 Jahren einzuschreiten. Außerdem solle das Handelsgremium um Unterstützung angegangen und der 1827 durch Verkauf des Studentengartens gebildete Fonds, der mit Zinsen auf 2484 fl. angewachsen war, zu Zwecken der Oberrealschule verwendet werden. Die Kommunität legte am 9. Dezember 1863 ein Majestätsgesuch um Bewilligung der Unterstützung vor und gab zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß sie nach Ablauf der 12 Jahre in der Lage sein werde, aus eigenen Mitteln die 5000 fl. aufzubringen. Durch allerhöchste Entschließung vom 4. Januar 1865 wurde zur Dotierung von 5 Lehrerstellen an der Realschule ein jährlicher Beitrag aus dem Staatschatze von 5000 fl. für die Dauer von 12 Jahren vom 1. September 1865 angefangen bewilligt unter der Bedingung, daß die Organisation der Schule dieselbe sein solle wie die der vollständigen Realschulen in Niederösterreich und

¹⁾ Ulbrichs Selbstbiographie.

daß die Jahresrechnungen der Schule der Regierung zur Einsicht vorzulegen seien. Das Presbyterium seinerseits hatte bereits 1863 beschlossen als Lehrer für Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte und geometrisches Zeichnen nur solche Kräfte anzustellen, die die staatliche Lehramtsprüfung in Wien abgelegt hätten.

Unterdessen war auch für neue Lehrkräfte Platz gemacht worden. Jos. Seiz war schon am 1. September 1862 pensioniert worden. Am 13. April 1863 wurden Leop. Hüttenmeyer und Eugen Filtzsch, der 1854 in die Stelle von Mökesch getreten war, zu Stadtpredigern gewählt und Adolf Lutsch, seit 1854 in der Stelle Friedr. Schusters Lehrers der Realschule, ging in das Gymnasium über. In die erledigten Stellen traten M. Bell und Friedr. Stenzel, und als dieser noch im selben Jahre Stadtprediger geworden war, Franz Dietrich, der jedoch bereits 1867 starb. Schon seit 1862 erteilte R. Albrich an der Realschule 12 Unterrichtsstunden. Am 26. Juli 1865 wurde dieser zum Professor an der Oberrealschule mit einem Gehalt von 1000 fl. gewählt und zugleich mit der wissenschaftlichen Leitung der Schule betraut, während die Vertretung der Anstalt nach außen und ihre Oberleitung dem Gymnasialdirektor vorbehalten blieb. Er war der rechte Mann, um die Schule zu organisieren und in die Höhe zu bringen, ein wahrer Lehrer von Gottes Gnaden, der nur für die Schule lebte und von Lehrern und Schülern auf das höchste verehrt und geliebt wurde, ein hervorragender Mathematiker und ausgezeichnete Pädagog. Als wissenschaftlicher Leiter bloß zu 16 Wochenstunden verpflichtet, nahm er sich trotzdem stets das volle Stundenausmaß eines Lehrers heraus. Ihm zur Seite traten, zunächst als Supplenten, Ad. Gottschling und (als zweiter Zeichenlehrer) Otto Müß, P. J. Frank, Gust. Schuller, zum Lehrer der Chemie wurde der Direktor der Stearinferzenfabrik und geprüfte Lehramtskandidat Jul. Conrad gewählt und 1867 kam Stef. Raft hinzu. In demselben Jahre verließ Frank die Anstalt, in seine Stelle wurde Rud. Severinus gewählt. An Stelle des zum Stadttingenieur berufenen O. Müß trat als Lehrer für darstellende Geometrie, Bauzeichnen und Mechanik Adalbert Erben, bisher Lehrer an einer Wiener Oberrealschule (1869). Mit diesen neun tüchtigen, mit Ausnahme des Zeichenlehrers Glas jungen Lehrern begann die Oberrealschule ihre Tätigkeit, und da sie die einzige Oberrealschule in Siebenbürgen war, erfreute sie sich bald eines wachsenden regen Zuspruches.

Am 1. September 1864 wurde die vierte Klasse mit sieben Schülern eröffnet und nachdem am 19. November die definitive Organisation durch das Presbyterium festgestellt worden war, in den beiden folgenden Jahren die fünfte und sechste Klasse. Damit war die Anstalt den österreichischen Oberrealschulen gleichgestellt. Aber die Frage der Organisation der zu schaffenden vollständigen Oberrealschule äußerte sich, vom Pres-

byterium hiezu aufgefordert, Albrich 1865 in einem ausführlichen Gutachten. Die Verbindung der Realschule mit dem Gymnasium bezeichnet er zwar als unter den augenblicklich obwaltenden Umständen geboten, es liege aber doch im Interesse der jungen Anstalt ihr gleich bei der Errichtung in jeder Hinsicht eine möglichst selbständige Stellung zu sichern, um, wenn es die Geldmittel jemals erlauben oder andere Umstände es fordern sollten, sie ganz zu emanzipieren. Die Verbindung der beiden Anstalten sei eine rein äußerliche, da beide verschiedene Zwecke verfolgen. Der staatlich festgestellte Lehrplan sei mit einigen kleineren Abweichungen zu übernehmen. Zur Verfehlung der 189 Lehrstunden (ohne Schönschreiben, Singen, Turnen und Fremdsprachen) müßten zehn Fachlehrer angestellt werden, u. zw. drei Lehrer für allgemeine Fächer, drei für Mathematik, einer für Chemie und Naturgeschichte, drei Zeichenlehrer für Zeichnen, Schönschreiben und geometrisches Zeichnen mit zusammen 60 Stunden. Als Gehaltsbezüge werden 700 bis 1000 fl., dazu drei Dezzennialzulagen zu 100 fl. und für einen Laboranten 150 fl. in Aussicht genommen. Den zur Verfügung der Realschule stehenden jährlichen Betrag berechnet Albrich mit 8350 fl., die Höhe des Realschulfonds gibt er mit 7523 fl. an. Die vorhandenen Sammlungen für Physik und Chemie entsprechen so ziemlich, die für Mineralogie müsse ergänzt, eine Sammlung für Zoologie und Botanik, eine solche von geographischen und historischen Lehrmitteln und eine Bibliothek geschaffen und die Sammlung für den Zeichenunterricht vermehrt werden.

Da es sich herausstellte, daß auf die von Albrich berechneten Einnahmen nicht in ihrer ganzen Höhe zu rechnen sei, beschloß das Presbyterium bloß 9 Lehrer anzustellen und wies zur Anschaffung von Lehrmitteln für die Oberrealschule 1866 1000 fl., 1867 2090 fl. an. Auch von seiten Einzelner wurden für diesen Zweck kleinere Beträge gewidmet, so von den Professoren Dietrich und Albrich und vom Klavierlehrer Viktor v. Heldenberg. Durch Vermächtnis der Josefine v. Kleinkauf hatte die Schule 1864 einen Zuwachs von 400 Stück für ihre mineralogische Sammlung erhalten. 1870 übersendet Bischof Teutsch als Uberschuß der stattgefundenen Wintervorlesungen 139'65 fl. Schwierigkeiten bereitete die Unterbringung der neuen Klassen; man adaptierte für sie die Kapelle und nahm sogar das Kapitelsgebäude für Unterrichtszwecke in Anspruch.

Im Jahre 1868 wurde das Presbyterium von der Konferenz um Bewilligung von regelmäßig fließenden Mitteln zur Schaffung einer eigenen Lehrerbibliothek für die Realschule gebeten, damit, wenn diese vom Gymnasium getrennt würde, ein Grundstock von Büchern schon vorhanden sei.

Nach Eröffnung der sechsten Klasse im Schuljahre 1866/7 wurde der Unterricht nach dem nachfolgenden Lehrplane erteilt:

Gegenstand	I	II	III	IV	V	VI
Religion	2	2	2	2	2	2
Deutsch	6	5	5	4	4	4
Geogr. und Gesch.	3	3	3	1+4	1+4	1+4
Arithmetik	4	4	3	I. Sem. 5 II. „ 4	2	2
Geometrie	3	4	—	I. Sem. 4 II. „ 5	3	—
Naturgeschichte . .	2	2	—	2	2	2
Physik	—	3	4	—	4	4
Chemie	—	—	6	2	2	1
Baukunst	—	—	2	—	—	—
Darst. Geometrie . .	—	—	—	3	4	—
Maschinenlehre . .	—	—	—	—	—	6
Zeichnen	6	6	6	6	6	6
	26	29	31	33	34	32

Vortrefflich erscheint in diesem Lehrplan die starke Betonung des deutschen Sprachunterrichtes und die ausgiebige Fürsorge für Geographie und Geschichte. Eine überragende Stellung nimmt das Zeichnen ein, dem in 6 Klassen 36 Stunden zugewiesen sind, während es heute in 8 Klassen sich mit der Hälfte dieser Stundenzahl begnügen muß. Neben diesen allgemein bildenden Fächern ist doch auch für die eigentlichen Fachgegenstände der Realschule entsprechend gesorgt, wenigstens ebenso gut wie heute. Dazu war die Möglichkeit gegeben einerseits durch das Fehlen der beiden modernen Sprachen (Magyarisch und Französisch), andererseits durch die größere Stundenzahl der einzelnen Klassen. Der Lehrplan bekommt dadurch etwas Geschlossenes, sogar Einseitiges, sein größter Mangel ist der fehlende fremdsprachliche Unterricht, besonders die Verweisung des Magyarischen unter die Fächer freier Wahl. Auch der Unterricht in Chemie und in darstellender Geometrie setzt zu früh ein, jedoch notgedrungenen Maßen, da die Schule ihre Zöglinge in zu jugendlichem Alter entlassen mußte. Fremdartig muten uns die beiden Gegenstände „Baukunst“ und „Maschinenlehre“ an. Aber den Stoff des ersteren Gegenstandes gibt der Lehrplan nichts anderes an als „Elemente der bürgerlichen Baukunst nach Gabriely“. 1870 wird die Bezeichnung „Baukunst“ durch „Bauzeichnen“ ersetzt und als Stoff angegeben: Erklärung und Zeichnung einzelner Baubestandteile und Baupläne. Ausführung derselben mit den gebräuchlichsten Farben, nach Gabriely. Als Stoff der „Maschinenlehre“ wird angegeben: „die

Maschinenelemente und das Zeichnen derselben. Festigkeit der Materialien. Wirkungen und Effekte der Kräfte. Widerstände der Bewegung. Kraftmaschinen nach Burg.“

Verschiedene Mängel, die im Lehrplan, nachdem er einige Jahre in Geltung gestanden, der Schulleitung zum Bewußtsein kamen, veranlaßten im Schuljahr 1868/9 eine ausführliche Eingabe der Konferenz an das Landeskonfistorium. Sie kritisiert zunächst die Bestimmungen des Organisationsentwurfes über den Lehrplan der Realschule, der zu sehr die materiellen Bedürfnisse betone und dadurch in Oesterreich in gewissen Unterrichtskreisen das Bestreben veranlaßt habe, diese Einseitigkeit durch Einführung des Latein in die Realschule zu paralyzieren und so die Unterrealschulen in Realgymnasien zu verwandeln. Die Eingabe spricht sich gegen die Einführung des Latein aus, gibt aber doch der Ansicht Ausdruck, daß auch die Hermannstädter Realschule die allgemein humane Bildung zu sehr vernachlässige. Sie brauche eine moderne Fremdsprache, einerseits um das Ziel, allgemeine Bildung zu vermitteln, zu erreichen, andererseits um die Erfolge des deutschen Sprachunterrichtes zu erhöhen. Der französische Sprachunterricht möge in der II. Klasse einsetzen, Magyarisch und Rumänisch wahlfrei bleiben. Auch der Geschichtsunterricht in der Unterrealschule müsse verstärkt werden, desgleichen der naturgeschichtliche. Es wird als ein Mangel bezeichnet, daß das Hauptgewicht des Chemieunterrichtes auf der dritten Klasse ruht, die den Schwierigkeiten dieses Gegenstandes nicht gewachsen sei. Baukunst und Maschinenlehre sollen aufgelassen, Konstruktionen von Objekten dem Zeichenunterrichte zugewiesen werden. Auch bemängelt die Eingabe die zu hohe Belastung der Schüler mit Stunden. Die als notwendig erkannte Entlastung, die Einführung eines neuen Gegenstandes und die Vermehrung der Stundenzahl in anderen könne nur erfolgen, wenn der Kursus der Unterrealschule um eine Klasse vermehrt werde, wobei dann die einzelnen Klassen ohne die wahlfreien Gegenstände 28—32 Stunden erhalten würden. Für Deutsch werden 36, für Französisch 21, für Geschichte und Geographie 24, Arithmetik und Geometrie 38, Naturgeschichte 11, Physik 14, Chemie 12, Darstellende Geometrie 9 und Zeichnen 29 Stunden angesetzt. Das bedeutete gegen den bestehenden Lehrplan bei Deutsch eine Erhöhung der Stunden um 8, Mathematik um 4, Naturgeschichte um 1, Chemie um 1, Darstellende Geometrie um 2, während Physik 1, Zeichnen 7 Stunden verlieren sollten. Baukunst und Maschinenlehre fallen ganz fort.

Es ist mir nicht bekannt, welche Stellung das Landeskonfistorium zu dieser Eingabe eingenommen hat, jedenfalls ist sie nicht ganz erfolglos gewesen, da der Lehrplan der folgenden Jahre manche Abänderungen gegen früher aufweist. Darstellende Geometrie bekommt 9,

Chemie 12 Stunden, während Physik eine verliert, die Maschinenlehre ganz wegfällt, Zeichnen bloß 27 Stunden behält und aus der I. Klasse ganz verschwindet, wofür diese Klasse aber 8 Stunden Geometrie und geometrisches Zeichnen erhält. Auch sonst zeigen sich kleinere Verschiebungen in der Verteilung der Stunden auf die einzelnen Klassen. Die Gesamtstundenzahl ist in einigen Klassen um ein geringes vermindert, sie beträgt 25, 28, 30, 32, 31, 32. Der hauptsächlichste Wunsch aber, die Einführung des Französischen und die Errichtung der siebenten Klasse konnte noch nicht erreicht werden, seine Erfüllung hing übrigens auch nicht in erster Reihe vom Landeskonsistorium ab. Die österreichischen Realschulen erhielten die siebente Klasse erst 1870/1. Sofort beantragte dann die Konferenz deren Einrichtung auch an unserer Anstalt, diese erfolgte jedoch erst 1875, als die Staatsrealschulen Ungarns achtklassig wurden.

Ein anderer Wunsch der Konferenz betraf die Einführung von Schlußprüfungen. Da die polytechnischen Institute nur solche Schüler aufnahmen, die ein Reifezeugnis vorweisen konnten, während die anderen sich einer strengen Aufnahmeproofung unterziehen mußten, wurde im Juni 1867 die Bitte an das Landeskonsistorium gerichtet, es möge mit den Schülern, die die VI. Klasse beendet hätten, eine Schlußprüfung abgehalten werden. Dieser Prüfung sei, da an den österreichischen Realschulen noch keine Maturitätsprüfungen stattfänden, nicht der Charakter einer Maturitätsprüfung zu geben. Die Schlußprüfung solle die Gegenstände Religion, Deutsch, Geschichte Geographie, Mathematik, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Darstellende Geometrie und Freihandzeichnen umfassen. 1868 soll nach einer in einer späteren Eingabe an das Landeskonsistorium enthaltenen Angabe eine Schlußprüfung abgehalten worden, im folgenden Jahre aber die Schlußprüfung unterblieben sein, da die Schüler der damaligen VI. Klasse ihre Studien nicht an einer technischen Hochschule fortzusetzen beabsichtigt hätten. Im Gymnasialprogramm geschieht der Schlußprüfung dagegen zum ersten Male im Jahre 1870 1 Erwähnung und auch die Akten des Archivs ergeben dieses Jahr als das erste, in dem eine Schlußprüfung abgehalten wurde.

Im April 1870 stellte nämlich die Konferenz mit Rücksicht darauf, daß die österreichische Regierung 1869 die Abhaltung von Maturitätsprüfungen mit denjenigen Schülern des letzten Jahrganges, die sich freiwillig dazu meldeten, gestattet hatte, neuerdings das Ansuchen, es solle schon im laufenden Jahre eine Maturitätsprüfung abgehalten werden. In seiner Antwort bemerkte das Landeskonsistorium, daß, da die österreichischen Realschulen sieben Jahrgänge hätten, zu befürchten sei, daß die österreichischen technischen Hochschulen das Maturitätszeugnis unserer sechsklassigen Anstalt nicht als gleichwertig anerkennen würden. Es solle daher mit der Einführung der Prüfung bis zur Eröffnung

der siebenten Klasse gewartet werden. Eine neuerliche Vorstellung der Konferenz im Jahre 1871 hatte den Erfolg, daß das Landeskonsistorium der Abhaltung der Schlußprüfungen schon am Schlusse des laufenden Jahres zustimmte und dazu einen Vertreter als Vorsitzender entsendete. Am 12. Juli 1871 fand die erste Schlußprüfung statt, wobei fünf Schüler die Prüfung bestanden, davon vier mit „Auszeichnung“, während drei zurücktraten. Am 27. November des Jahres spricht das Landeskonsistorium seine „befriedigende Anerkennung über den in der ersten Schlußprüfung erzielten schönen Erfolg“ aus. Trotz der Einführung der Prüfung werden in der Folgezeit Zweifel gegen die Vollwertigkeit der Hermannstädter Realschule erhoben und z. B. 1875 ihrem ehemaligen Schüler V. Nagelschmidt von der Grazer technischen Hochschule die Aufnahme verweigert, so daß sich die Direktion genötigt sieht, eine aufklärende Zuschrift nach Graz zu richten. Sie wies darauf hin, daß sowohl die Münchener als auch die Wiener technische Hochschule unsere Schüler aufgenommen habe. Noch 1876 fragt das Hermannstädter Korpskommando an, ob die Schlußprüfung der Hermannstädter Realschule den Maturitätsprüfungen gleich zu erachten sei.

Die 1875 erfolgte Einführung der Maturitätsprüfung an den ungarischen Realschulen gab dem Unterrichtsminister Veranlassung die Hermannstädter Oberrealschule der Klausenburger Schuldistriktsoberdirektion zu unterstellen, unter deren Aufsicht die Maturitätsprüfungen stattfinden sollten. Hierin erblickte das Presbyterium eine Gefahr für die Selbständigkeit der Schule, weshalb es aus seiner Sitzung vom 4. November 1875 eine Eingabe an das Landeskonsistorium richtete, dieses möge die geeigneten Schritte zur Wahrung der Autonomie der Landeskirche tun. Tatsächlich bat das Landeskonsistorium den Minister von der geplanten Unterstellung abzusehen, worauf der Minister antwortete, daß er kein Bedenken trage dieser Bitte zu willfahren, daß jedoch dann die Maturitätszeugnisse dieser Anstalt als staatlich ungültig betrachtet werden würden. In einer neuen Eingabe vom 19. Mai 1876 suchte das Landeskonsistorium den Unterrichtsminister zu überzeugen, daß die alten Religionargesehe Siebenbürgens die Schulangelegenheiten der Kompetenz der Kirche überlassen und dem staatlichen Einflusse entziehen. Der Minister ließ sich jedoch durch diese geschichtlichen Ausführungen von seiner Absicht nicht abbringen. Da inzwischen das Schuljahr zu Ende gegangen und die „Schlußprüfung“ in der bisher geübten Weise mit den Schülern der siebenten Klasse (diese war im Schuljahr 1875/6 eröffnet worden) abgehalten worden war, ordnete der Minister an, es sei mit den Schülern der siebenten Klasse noch vor Beginn des nächsten Schuljahres die Maturitätsprüfung abzuhalten. Die Nichtabhaltung der Prüfung bezeichnete er als ein Verschulden, dessen Wiederholung die Entziehung des Öffentlichkeitsrechtes und der Staats-

unterstützung zur Folge haben werde. Das Presbyterium verharrte in seiner Sitzung vom 30. August 1876 auf seinem ursprünglichen Standpunkt, wies darauf hin, daß sich die betreffenden Schüler der Schlußprüfung bereits unterzogen und die Anstalt verlassen hätten, so daß die Prüfung nicht mehr wiederholt werden könne. Diese neue Eingabe an das Landeskonfistorium veranlaßte dieses jedoch zu keinem weiteren Schritte, da es der Ansicht war, es sei das neue Mittelschulgesetz abzuwarten, bevor von neuem Stellung zu nehmen sei. 1877 wurde dann vom Minister zum Ministerialkommissär bei der Maturitätsprüfung der Klausenburger Universitätsprofessor Anton Abt ernannt, es fand jedoch in diesem Jahre gar keine Prüfung statt, da es noch keine achte Klasse gab.

Es blieb nicht bei diesem einzigen Zusammenstoß unserer kirchlichen und Schulautonomie mit der Staatsgewalt. Die günstigen staatlichen Verhältnisse, unter denen die jährliche Staatsunterstützung von 5000 fl. 1865 bewilligt wurde, hatten sich infolge des Ausgleichs geändert. Die neue ungarische Regierung hatte bereits 1868 die Vorlage von Akten über die Organisation der Realschule verlangt und forderte im Jahre 1869 einen Ausweis über die an der Realschule angestellten Lehrer und deren Jahresbezüge unter Bezeichnung derjenigen 5 Lehrer, die ihre Besoldung aus der Staatsdotation bezögen. Zugleich nimmt der Minister das Recht, diese fünf Stellen im Falle der Erledigung zu besetzen, für sich in Anspruch, ja die Finanzkommission des Abgeordnetenhauses hatte sogar den Wunsch ausgesprochen, die Schule möge aus dem Verband der Kirche losgelöst und der städtischen Verwaltung unterstellt werden. Dem gegenüber wies das Presbyterium darauf hin, daß seinerzeit bei der Bewilligung der Staatsunterstützung von einem solchen Vorbehalte keine Rede gewesen sei und daß auch bei der Einsetzung des Postens in den Staatshaushalt von 1870 ein beschränkender auf die Ernennung von Lehrern bezüglicher Zusatz nicht gemacht worden sei. Als Antwort darauf stellte der Unterrichtsminister am 24. August 1870 die Auszahlung der Unterstützung bis zur Erfüllung der von ihm gestellten Bedingung ein. Eine neue Eingabe des Presbyteriums hatte zu Beginn des Jahres 1871 den Erfolg, daß die Staatsunterstützung auch weiterhin flüssig gemacht wurde, ohne daß die Regierung auf der ausdrücklichen Übernahme der gestellten Bedingung bestand.¹⁾ Die Nachgiebigkeit begründet der Erlaß damit, daß, da im letzten Halbjahre ein Lehrerwechsel nicht stattgefunden habe, die Regierung das ihr zustehende Ernennungsrecht nicht geltend machen können, womit jedoch kein Präjudiz für die Zukunft geschaffen werden solle.

Durch diese Verhandlungen gelangte man zur schmerzlichen Erkenntnis, daß man nach Ablauf der 12 Jahre, für die die Staatsunter-

¹⁾ Vierter Jahresbericht der evang. Kirche u. B. zu Hermannstadt. 1876. S. 6.

stützung 1865 bewilligt worden war, auf deren Weiterbezug nicht mehr rechnen könne. Auch war die Unterstützung von der Staatsregierung aus den ordentlichen Ausgaben, unter denen sie bisher in den Staatshaushalt eingestellt gewesen war, in die außerordentlichen versetzt worden. Um der Gefahr zu entgehen, daß die Oberrealschule eines Tages ohne die nötigen Mittel dastehe, wandte sich das Presbyterium an die Sparkasse mit der Bitte, sie möge schon jetzt entsprechende Beträge zur Vermehrung des Realschulfonds widmen. Dieses Ansuchen hatte den Erfolg, daß die Sparkassa 1871 4000 fl., 1872 1600 fl. und dann bis 1879 regelmäßig 2000 fl. als Stiftungen, seit 1880 abgefehen von je 1000 fl. stiftungsmäßiger Widmung noch alljährlich Beträge von 2000—3000 fl. für die Deckung laufender Bedürfnisse bewilligte.

Die letzte Rate der Staatsunterstützung, die in halbjährlichen Raten zu 2500 fl. ausgezahlt wurde, gelangte am 1. September 1877 zur Auszahlung. Durch einen Irrtum waren in den Staatshaushalt von 1877 zwei Raten aufgenommen worden, obgleich mit der 24. am 1. April fälligen Rate die bewilligte Summe von zusammen 60000 fl. gänzlich bezahlt gewesen wäre. Auf Ansuchen des Presbyteriums machte die Regierung auch die darüber hinausgehende 25. Rate, da sie im Staatshaushalte bewilligt war, flüßig.

Das Presbyterium machte noch einen Versuch, die neuerliche Einstellung der Unterstützung in den Staatshaushalt zu erwirken. In seiner Sitzung vom 5. Dezember 1877 beschloß es eine Eingabe an den Unterrichtsminister, worin es bat für den Fall, daß von seiten eines Abgeordneten im Reichstag der Antrag auf Wiedereinsetzung des Postens in den Staatshaushalt gestellt werden sollte, diesem Antrag nicht nur nicht entgegen zu treten, sondern ihn auch zu befürworten. Zugleich wurde der Abgeordnete R. Gebbel ersucht, einen dahingehenden Antrag zu stellen. Der Minister antwortete jedoch, daß er diese Bitte nicht erfüllen könne, da die Gewährung der Staatsunterstützung voraussetze, daß die betreffende konfessionelle Lehranstalt sich bereit erkläre, dem Staate besonders auf die Ernennung der Lehrer Einfluß zu gewähren, die Anstalt aber nicht einmal die neuen Organisationsbestimmungen betreffend die Realschulen habe annehmen wollen.

Um für die entzogene Staatsunterstützung Ersatz zu schaffen, wurde die sächsische Universität um Bewilligung einer Dotation zugunsten der Realschule in derselben Höhe ersucht, wie sie die übrigen Mittelschulen erhielten. Dieses Einschreiten hatte den Erfolg, daß die Universität am 16. Dezember 1878 eine jährliche Widmung von 3000 fl. für die Realschule beschloß. Um ferner Ersparungen zu machen, beschloß das Presbyterium, bei zukünftigen Anstellungen von Lehrern diese zur Übernahme von 22 wöchentlichen Lehrstunden zu verpflichten und auch die Zahl der Lehrstunden zu vermindern. Die Konferenz,

zur Meinungsäußerung hierüber aufgefordert, erklärte die Kombination der Unterrichtsstunden in Religion (VII und VIII), Naturgeschichte (V und VI) und Zeichnen (V und VI, VII und VIII) für zulässig, jedoch bloß für so lange Zeit, als die finanzielle Not es gebiete. Auch könne der Beginn des französischen Unterrichtes aus der zweiten in die dritte und des magyarischen aus der ersten in die zweite Klasse verlegt werden. Dagegen sprach sich die Konferenz gegen die Erhöhung der Pflichtstundenzahl auf 22 aus. Das Presbyterium schloß sich den Anträgen der Konferenz an mit Ausnahme der Verlegung des magyarischen Anfangsunterrichtes. Die so verbleibenden 220 $\frac{1}{2}$ Stunden könnten dann durch elf Lehrkräfte versehen werden. Das Landesconsistorium genehmigte diese Vorschläge, die mit dem Schuljahr 1878/9 ins Leben traten.

Es waren schwere Zeiten für die schulerhaltende Kirchengemeinde. Die weitere Erhaltung der Schule bereitete ihr um so größere Sorgen, als sie sich inzwischen auch zu deren weiterem Ausbau hatte entschließen müssen. Nachdem eine Ministerialverordnung vom 8. Juni 1875 den Lehrgang der Oberrealschule auf acht Jahre ausgedehnt und die Ablegung der Maturitätsprüfung an die Absolvierung der achten Klasse geknüpft hatte, mußte auch in Hermannstadt an die Errichtung der siebenten und achten Klasse geschritten werden. Am 1. September 1875 wurde die siebente Klasse eröffnet und zwei Jahre darauf die achte. Zugleich wurden die magyarische und die französische Sprache als pflichtmäßige Lehrgegenstände eingeführt, erstere von der ersten Klasse, letztere von der zweiten an. Zur Deckung der dadurch erwachsenden Mehrkosten bewilligte die Stadtvertretung am 30. August 1875 zunächst für zwei Jahre einen jährlichen Beitrag von 2500 fl. und im Jahre 1878 noch für ein weiteres Jahr.

Der Übergang von der sechsclassigen zur achtclassigen Anstalt wurde in der Weise durchgeführt, daß von den Schülern, die im Schuljahr 1874/5 die vierte Klasse besucht hatten, 24 in die sechste, die übrigen in die fünfte Klasse versetzt wurden, während die Schüler der fünften Klasse im Schuljahr 1874/5 die siebente Klasse des nächsten Jahres bildeten. Man folgte dabei dem Weg, den der Unterrichtsminister in den staatlichen Anstalten gewiesen hatte. Am Schlusse des Schuljahres 1875/6 machten die Schüler der siebenten Klasse, nach Absolvierung eines sechsjährigen Kurses, die Maturitätsprüfung. 1876/7 fand eine solche Prüfung nicht statt und vom nächsten Jahr angefangen konnte man sie nur nach regelmäßiger Beendigung des achtjährigen Kurses bestehen. Gegenstand der Prüfung waren: Religion, deutsche, magyarische und französische Sprache, Geographie, Geschichte, Mathematik, Naturgeschichte, Physik, Chemie und Darstellende Geometrie. An den staatlichen Realschulen fehlten die Religion, die fran-

zöfische Sprache und die Darstellende Geometrie als Gegenstände der Reifeprüfung.

Nach Eröffnung der siebenten und der achten Klasse wurde der Unterricht nach folgendem Lehrplan erteilt:

Klasse	Relig.	Deutsch	Magy.	Franz.	Geogr.	Gesch.	Arithm. Math.	Geom.	Geom. Zeichnen	Darst. Geom.	Physik	Naturg.	Chemie	Kaligr.	Philos. Propä.	Freihandzeichnen	Zusammen
I	2	5	2	—	3	—	3	$\left. \begin{matrix} 2 \\ 4 \end{matrix} \right\}$	—	—	3	—	2	—	—	—	26
II	2	5	2	—	2	2	3	$\left. \begin{matrix} 3 \\ 3 \end{matrix} \right\}$	—	—	2	—	—	—	—	4	25
III	2	4	2	3	2	2	3	2	—	4	1	—	$\frac{1}{2}$	—	—	4	29 $\frac{1}{2}$
IV	2	4	2	3	2	3	3	2	—	2	$\frac{1}{2}$	$3\frac{1}{2}$	—	—	—	4	31
V	2	3	2	3	2	3	6	—	—	2	—	2	2	—	—	4	31
VI	2	3	2	3	1	3	2	2	—	3	—	2	2	—	—	4	29
VII	2	3	2	3	1	3	2	$\left. \begin{matrix} 2 \\ - \end{matrix} \right\}$	—	3	3	2	2	—	—	4	32
VIII	2	3	2	3	1	3	3	—	—	—	3	2	1	—	2	4	29
	16	30	16	18	14	19	25	17	8	12	14 $\frac{1}{2}$	10 $\frac{1}{2}$	2 $\frac{1}{2}$	2	28		

Es ist unverkennbar, daß sich dieser Lehrplan in mancher Beziehung an den staatlichen anlehnt. So in der reichen Ausstattung der Geographie, die durch alle Klassen durchgeführt wird, und der Naturgeschichte, sowie in Französisch, das auch nach unserem Lehrplan ursprünglich in II einsetzte (s. o.) und in der Verschiebung des Beginns des Freihandzeichnens in die II. Klasse. Eigentümlich ist unserem Lehrplan die starke Betonung des Freihandzeichnens, das zwar gegen früher 8 Stunden verloren hatte, aber noch immer neben Deutsch die meisten Stunden aufweist. Eigentlich sind ihm auch die 4 Stunden geometrisches Zeichnen in I. zuzuzählen, wie es seit 1880 auch geschieht, da das „Zeichnen einfacher geometrischer Flachornamente aus freier Hand“ und das „Zeichnen aus der Erinnerung“ Freihandzeichnen ist. Der staatliche Lehrplan wies diesem Gegenstande bloß 20 Stunden zu. Stiefmütterlich erscheint das Magyarische bedacht. Es war zwar obligater Lehrgegenstand, aber Ausländer konnten davon befreit werden und sind bis in die achziger Jahre hinein befreit worden.

Erst infolge des Mittelschulgesetzes vom Jahre 1883 wurde seit diesem Jahre die Zahl der magyarischen Stunden in allen Klassen um eine vermehrt und das Magyarische Gegenstand der Maturitätsprüfung. Diese Veränderung erfolgte auf Kosten des Freihandzeichnens, das bloß 26 $\frac{1}{2}$ Stunden behielt und 1885/6 noch 4 weitere Stunden abgeben mußte, und des Französischen, das je eine Stunde in den beiden

obersten Klassen verlor. Ebenso verlor Deutsch in den vier Unterklassen 3 Stunden und auch die Chemiestunde in VIII. wurde gestrichen, während Mathematik 2 Stunden und Philosophie 1 zugesetzt erhielt. Am meisten büßte die Geographie ein. Es wurden ihr 4 Stunden in I und 2 in VIII zugewiesen, sonst war sie darauf angewiesen, zusammen mit der Geschichte vorgetragen zu werden, was im wesentlichen darauf hinaus kam, daß innerhalb des Geschichtsunterrichtes von Zeit zu Zeit Abschnitte der politischen Geographie wiederholt wurde. Statt der 14+21 Stunden, die Geographie und Geschichte bisher gehabt hatten, kamen ihnen seit 1883 zusammen bloß 26 Stunden zu.

Zu diesen Beschränkungen war man durch die Bestimmung des Mittelschulgesetzes gezwungen, die die Höchstzahl der Stunden, Turnen eingerechnet, in den Unterklassen mit 28, in den Oberklassen mit 30 festsetzte. Dadurch wurde die Anstalt in die Lage versetzt, eine volle Lehrkraft ersparen zu können und dabei auch die oben (s. S. 18) berührte Kombination der Naturgeschichtsstunden in V und VI und der Religionsstunden in VII und VIII seit 1885/6, bzw. seit 1886/7 zu beseitigen. Erst 1888 wurde die vorher aufgelassene elfte Lehrerstelle wieder errichtet und durch die Wahl R. Albrich's jun. besetzt.

Von den Lehrern, die zu Ende der sechziger Jahre an der Anstalt gewirkt hatten, waren 20 Jahre später nur noch Albrich sen., Conrad, Gottschling und Schuller im Amte. Erben war 1871 nach Österreich zurückgezogen, Glas nach 28 jähriger Dienstzeit 1871 gestorben. In Erbens Stelle wurde Josef Konnerth für geometrisches Zeichnen berufen und die Stelle für Freihandzeichnen erhielt Karl Dörschlag aus Hohenlufow in Mecklenburg, der in Siebenbürgen zuerst in S.-Keen und Mediasch tätig gewesen war. Bereits 1869 war, da die erste Klasse geteilt werden mußte, Gustav Capesius, anfangs als Supplent angestellt worden. Durch die Einführung der magharischen und der französischen Sprache als Pflichtgegenstände wurde 1875 die Anstellung zweier neuen Lehrer nötig. Als Supplent für Französisch wurde August Wigand aus Purben in Preußisch-Schlesien in Verwendung genommen, der in dieser Stellung bis zu seinem 1896 erfolgten Tode blieb und bisher in Hermannstadt eine Privatschule geleitet hatte. Zum Lehrer für Magharisch wurde Viktor Klöß gewählt, der aber schon im zweiten Semester des Schuljahres 1877/8 an das Gymnasium übertrat. Bei dem Mangel an geprüften Bewerbern für dieses Lehrfach mußte dann der magharische Sprachunterricht mehrere Jahre durch zum Teil außerhalb unserer beiden Mittelschulen stehende Lehrkräfte versehen werden, bis 1881 Friedrich Wellmann angestellt werden konnte. 1878 verließen Bell und Konnerth, 1881 Raft die Anstalt, um ins Pfarramt überzugehen, bzw. (Konnerth) die Leitung des neu eingerichteten Landeskirchenseminars zu übernehmen. Konnerths Stelle wurde nicht mehr besetzt, die beiden anderen erhielten

Josef Horedt und Friedrich Czefelius. Als Horedt 1883 ins Pfarramt übertrat, wurde sein Nachfolger Dr. Eugen Filtzsch, der jedoch bereits nach einem halben Jahre zum Stadtprediger gewählt wurde. 1886 starb Severinus, worauf Karl Theil die Stelle für Naturgeschichte erhielt. In die neuerdings errichtete elfte Lehrerstelle wurde 1888 Karl Albrich jun. berufen, der der Anstalt bis 1907 treu blieb. Die nachher angestellten Lehrer wirken, soweit sie nicht ins geistliche Amt (R. F. Scheiner, H. Wagner, J. Bredt, M. Binder) oder ins Gymnasium (Dr. H. Connert) übergetreten sind, auch heute noch an der Anstalt.

Auch in der Leitung der Schule erfolgte 1892 ein Wechsel, indem R. Albrich sen. zum Gymnasialdirektor berufen wurde. An seine Stelle trat als Realschulleiter einer ihrer tüchtigsten Lehrer, A. Gottschling, der diese Stelle bis 1900 bekleidete und nach seiner Versetzung in den Ruhestand R. Albrich jun. zum Nachfolger erhielt, bis auch diese hervorragende Lehrerpersönlichkeit 1907 durch die Berufung zum Gymnasialdirektor der Realschule entzogen wurde.

Mit dem Schuljahre 1887/8 setzt ein starker Zudrang von Schülern in die unteren Klassen der Realschule ein, der sich zunächst in der Überflutung der ersten Klasse äußerte. Diese mußte geteilt werden und blieb es dann längere Zeit. Vergebens hatte man versucht, die Fluten in ein anderes Bett zu leiten, indem 1878/9 an der „Bürger“-(Elementar-)schule eine 5. und 6. Klasse errichtet wurde, die jedoch schon 1883/4 aus Mangel an Schülern aufgelassen werden mußten. An der Realschule erfolgte dann 1893/4 die Teilung der zweiten, 1896/7 auch die der dritten Klasse, und 1898/9 finden wir sogar die vierte Klasse in zwei Abteilungen geteilt. Erst als 1898/9 die Elementarschule als Knabenvolksschule unter eigener Leitung in das neue Schulhaus auf dem Hundsrücken übersiedelte und zugleich die fünfte und dann folgeweise auch die sechste bis achte Klasse eröffnete, trat für die Realschule eine Entlastung ein, indem man, zunächst allerdings bloß für ein Jahr, in der ersten Klasse mit einer Abteilung das Auskommen fand. Erst zu Beginn des Schuljahres 1907/8 aber hatte sich der Zudrang soweit verringert, daß in der ersten Klasse für längere Zeit eine Abteilung genügte.

Die Errichtung der Parallelklassen machte, da man sich nicht entschließen wollte und konnte, die betreffenden Stellen endgültig zu besetzen, die zeitweise Verwendung eines oder mehrerer Supplenten zur Notwendigkeit. Dafür standen meist nur frisch von der Universität gekommene Kandidaten ohne pädagogische Erfahrung zur Verfügung, die dazu meist auch noch durch die Vorbereitungen zu ihren Befähigungsprüfungen stark in Anspruch genommen waren und nach kurzer Zeit von der Anstalt schieden, um anderswo eine endgültige Anstellung zu suchen. Daß dieser häufige Wechsel, bei dem die jungen Lehrkräfte in der Anstalt nicht einmal warm werden konnten, ihr nicht zum Vorteil diente, liegt

auf der Hand. Andererseits hatte man auf diese Weise Gelegenheit die Einzelnen genau kennen zu lernen, so daß man bei Anstellungen auf die als tüchtig Erkannten zurückgreifen konnte. Vorübergehend wurde übrigens 1896 eine zwölfte ordentliche Lehrerstelle errichtet, jedoch aus finanziellen Gründen bereits 1900 wieder aufgelassen, worauf dann mehrere Jahre hindurch ein am Gymnasium angestellter Lehrer mit der Hälfte seiner Stunden an der Realschule beschäftigt wurde.

Besondere Schwierigkeiten bereitete die Beschaffung von geeigneten Lehrkräften für den fremdsprachlichen Unterricht. Von vorneherein ist auf eine große Auswahl von Kräften für das französische Lehrfach nicht zu rechnen, da ja innerhalb der Landeskirche bloß 1—2 Stellen zu besetzen sind. So hatte denn auch die Realschule nach dem Tode Wigands länger als ein Jahrzehnt keinen ordentlichen Lehrer für Französisch und mußte sich während dieser Zeit ausschließlich mit Supplenten behelfen oder den Unterricht solchen Lehrkräften übertragen, die für das Lehrfach formell nicht qualifiziert waren. Ähnliche Schwierigkeiten bereitete in beiden Mittelschulen das Magyarische. Bei diesem Fache lag der Grund dafür, daß die Unterrichtserfolge nicht so gute waren, wie es zu wünschen gewesen wäre, nicht bloß in dem Mangel an tüchtigen Lehrkräften, man hatte bis in die 90-er Jahre auch mit einer gewissen Ablehnung des Gegenstandes von seiten der Schüler zu kämpfen, die in den politischen Gegensätzen der damaligen Zeit ihre Erklärung findet. Es ist daher erklärlich, daß die Unterrichtserfolge in diesem Gegenstande den Regierungskommissär nicht befriedigten und 1891 auch zu einer Bemängelung durch den Minister Veranlassung gaben. Die Einsicht, daß hierin Wandel geschaffen werden müsse, führte 1901/2 zur Einführung von je zwei Konversationsstunden, zunächst in der VII. und VIII. Klasse, später auch in der V. und VI. 1906/7 wurde die Zahl der magyarischen Stunden in sämtlichen Klassen auf vier erhöht, bei der IV.—VIII. Klasse mit Rücksicht auf die gesetzliche Festlegung der Gesamtstundenzahl in der Weise, daß jede dieser Klassen eine Konversationsstunde zugesetzt erhielt. Da Hand in Hand damit die Anstellung neuer tüchtiger Lehrkräfte ging, verbesserten sich die Unterrichtserfolge zusehends, so daß heute unsere Schüler beim Austritt aus der Anstalt die magyarische Sprache tatsächlich in Wort und Schrift beherrschen und ohne größere Schwierigkeiten ihre Studien auf ungarischen Hochschulen fortsetzen können.

Auch die erfolgreichere Gestaltung des chemischen Unterrichts wurde von der Schulleitung angestrebt. Als Jul. Conrad für dieses Lehrfach angestellt worden war, hatte man zur Ergänzung des Schulunterrichtes praktische Übungen in Chemie eingeführt, in denen die Schüler in der Anfertigung von Analysen unterwiesen wurden. So bewilligte das Presbyterium 1872 zur Einrichtung von Arbeitsplätzen

im chemischen Laboratorium 250 fl. Dieses Praktikum war wahlfrei und die Teilnehmer daran mußten dem Leiter dafür 10 fl. zahlen. Später hörten dann diese praktischen Übungen auf und wurden erst 1905 wieder eingeführt, wobei für die Schüler der VII. Klasse zwei Übungsstunden verbindlich gemacht wurden. 1909/10 wurde, um zahlreichen Schülern, die die Schule mit der vierten Klasse verlassen, einige chemische Kenntnisse mitzugeben, zwei wahlfreie Chemiestunden eingeführt.

Eine umfassende Abänderung erfuhr der Lehrplan 1906 im Zusammenhang mit der Neugestaltung des Lehrplanes für sämtliche Mittelschulen der Landeskirche. Diese war schon lange von einzelnen Konferenzen als ein Bedürfnis empfunden worden. In der ersten Versammlung des Mittelschulprofessorenvereins der evang. Landeskirche im Jahre 1904 wurden die von den einzelnen Konferenzen geäußerten Wünsche von Dr. O. Netoliczka (Kronstadt) in einem Vortrag zusammengefaßt und nach eingehender Beratung ein einheitlicher Vorschlag gemacht,¹⁾ auf Grund dessen dann das Landeskonsistorium den neuen Lehrplan für die Gymnasien herausgab. Der Lehrplan für die Hermannstädter Oberrealschule, der in Religion, Deutsch und Magyarisch mit dem des Gymnasiums identisch war, ist in den übrigen Gegenden aus eingehenden Beratungen der Lehrer der Anstalt hervorgegangen und vom Landeskonsistorium genehmigt worden. Aus dem Bedürfnis heraus, der Geographie einen größeren Spielraum wie bisher einzuräumen, bricht er, indem er sich hier enge an den staatlichen Lehrplan anlehnt, mit dem Gedanken des Unterrichtes der allgemeinen Geschichte in zwei konzentrischen Kreisen und weist die so gewonnenen Stunden in der II. Klasse der Geographie zu. Der Geschichtsunterricht beginnt daher erst in der III. Klasse mit der vaterländischen Geschichte, die in IV. fortgesetzt und in der VIII. noch einmal in ausführlicherer Weise und mit Anlehnung an die Quellen behandelt wird. Die allgemeine Geschichte wird in je 3 Stunden in V, VI und VII durchgenommen. Der Geographie konnten nun in I 3, in II 3 und in III 2 Stunden zugewiesen werden, außerdem wird in IV und VIII die vaterländische Geographie wiederholt. Außer dem Magyarischen weist der Lehrplan auch dem Französischen eine größere Anzahl von Stunden zu, indem er deren Gesamtzahl von 16 auf 23 erhöht. Es verloren je eine Stunde die deutsche Sprache, die Physik und die Philosophie, Freihandzeichnen sogar $4\frac{1}{2}$ Stunden, während Chemie $1\frac{1}{2}$ Stunden gewann. Der Lehrplan hat also seit dem Schuljahr 1906/7 folgende Gestalt:

¹⁾ S. Bericht über die am 14., 15. und 16. Oktober 1904 in Schäßburg abgehaltene Versammlung des M. B. V. S. 40–76,

Klasse	Relig.	Deutsch	Magd.	Franz.	Geogr.	Gesch.	Math.	Philos.	Darst. Geom.	Physik	Naturg.	Chemie	Freihand- zeichnen	Zusam- men
I	2	4	5	—	3	—	6	—	—	—	2	—	3	25
II	2	4	4	—	3	—	6	—	—	—	3	—	3	25
III	2	3	4	5	2	2	5	—	—	2	—	—	2	27
IV	2	3	4	5	—	3	6	—	—	2	—	—	2	27
V	2	3	4	4	—	3	5	—	—	—	3	3	2	29
VI	2	3	4	3	—	3	4	—	2	—	3	3	2	29
VII	2	3	4	3	—	3	4	—	2	3	3	2	2	31
VIII	2	3	4	3	—	3	3	2	2	5	—	—	2	29
	16	26	33	23	8	17	39	2	6	12	22	—	18	

Außerdem in jeder Klasse 2 Stunden Turnen, in I und II je 1 Stunde Schönschreiben und in IV 1 Stunde Kundschrift. Wahlfrei sind Gesang, Stenographie und seit dem letzten Jahre auch Rumänisch, sowie 2 Stunden deutsches Seminar für VII und VIII und Chemie in IV.

Seit 1898 werden dem Jugendspiel in jeder Klasse zwei Nachmittage gewidmet. Die Anregung zur Einführung der Jugendspiele ging von Prof. Gust. Capesius aus, der 1908 auch ein Prämium für je einen Schüler der Realschule und des Gymnasiums begründete, die sich besonders eifrig am Jugendspiel beteiligen.

Der neue Lehrplan begnügte sich nicht damit die Stundenzahl der einzelnen Lehrgegenstände und den Unterrichtsstoff auf die Klassen anders aufzuteilen wie bisher, es wurden in mehreren Gegenständen auch tiefer einschneidende auf Inhalt und Methode sich erstreckende Änderungen vorgenommen. Im Mathematikunterricht werden seit-her in der Anwendung und in den Beispielen gekünstelte Schulaufgaben, die dem praktischen Leben ferne stehen, möglichst beiseite gelassen und Tatsachen der Beobachtung und des Lebens zur Grundlage genommen. Für trigonometrische Aufgaben werden Beispiele aus der Landesvermessung und der Nautik, für Reihen im wesentlichen Zinseszinsrechnungsaufgaben und physikalische Beispiele herangezogen. Der Funktionsbegriff wird systematisch vorgetragen und vielfältig angewendet. Für einige Teile des Mathematikstoffes hat sich dadurch ein verbindender Gedanke ergeben und auch die analytische Geometrie in VIII ist anders gefaßt worden. Der Funktionsbegriff und die damit verbundene graphische Darstellungsmethode findet in dem Physikunterricht nicht nur reiche Anwendung, sondern beeinflusst durch seine Klarheit den Physikunterricht selbst und gibt Beispiele moderner technischer Darstellungs- und Erkenntnisweise.

Der Anfangsunterricht in Darstellender Geometrie ist seit 1907 in die VI. hinaufgeschoben worden, damit der Anschluß der Techniker an ihre Mittelschulstudien auch in diesem Gegenstande ein unmittelbarer sei.

Für den naturwissenschaftlichen Unterricht hat der neue Lehrplan die beiden konzentrischen Kreise beibehalten. Auf der Unterstufe wird vor allem die Liebe zur Natur und die Beobachtung an der heimischen Flora und Fauna geübt, die immer im Zusammenhang mit ihrer Umgebung, also auf biologischer Basis, zur Behandlung gelangt. Auf der Oberstufe wird in V Botanik, in VI Zoologie und Anthropologie in möglichster Vollständigkeit auf wissenschaftlicher Basis geboten, wobei besonders auf entwicklungs-geschichtliche Probleme eingegangen wird. Vergleichende anatomische und physiologische Tatsachen werden möglichst an natürlichen Objekten mittels besonderer Versuche den Schülern vorgeführt. Neu ist im neuen Lehrplan, daß der mineralogische Unterricht ganz im Rahmen des chemischen erteilt wird. Dadurch wird in VII eine Stunde für den geologischen Unterricht gewonnen, in dessen Rahmen dann auch die Petrographie geboten werden kann. Der allgemeine geologische Unterricht wird auf Grund von zahlreichen Exkursionen in die Umgebung der Stadt erteilt. Eigentliche biologische Übungen wurden bisher nicht abgehalten, doch werden in VI im 2. Semester zootomische Übungen in zwei besonderen Stunden abgehalten, die von sämtlichen Schülern besucht werden.

Dem Geographieunterrichte ist außer der erhöhten Stundenzahl auch der Umstand zugute gekommen, daß er von Lehrern erteilt wird, die mit diesem Fach das naturwissenschaftliche vereinigen und so in der Lage sind die naturwissenschaftliche Grundlage der Geographie entsprechend zur Geltung zu bringen.

Die Geschichte dagegen muß sich nun mit einer geringeren Stundenzahl bescheiden. Sie versucht, was ihr hier abgeht, durch Verwendung verbesserter Lehrbücher einzubringen. Doch wird sie in der Realschule bei der ganzen dem Historischen abgewandten Richtung des Lehrstoffes dieser Anstalten stets einen schweren Stand haben.

Eine vollständige Umwälzung hat der Unterricht im Freihandzeichnen erfahren. Er hat den Charakter des einseitig gewerblichen Zeichnens abgestreift und will sich auch in den Dienst der allgemeinen Menschenbildung, der Kunst-erziehung stellen. Er will mehr wie früher die Persönlichkeit, das eigene Ich im Menschen berücksichtigen und zur Entfaltung bringen. Daher beginnt der Unterricht mit dem Zeichnen aus dem Gedächtnis, dem sich das Zeichnen nach der Wirklichkeit anschließt. Es folgen freiperspektivische Übungen einfacher Gegenstände mit Wiedergabe von Licht und Schatten. Nebenher gehen fortwährend Pinsel-, Farbentreff- und Skizzierübungen. Auf der Mittel-

stufe wird das Zeichnen und Schattieren einfacher Körpergruppen, das Zeichnen und Malen bunter Schmetterlinge, Federn, Käfer geübt und Kompositionsaufgaben nach eigener Erfindung gemacht. Aufgabe der Oberstufe ist die freie Anwendung der gelernten Fähigkeiten, das Zeichnen und Malen schwierigerer Natur- und Kunstformen, farbiger Gefäße, lebender Pflanzen, ausgestopfter Vögel, plastischer Ornamente, des menschlichen Körpers nach Gipsmodellen und nach lebendem Modell. Während früher mit allen Mitteln absolut korrekte Zeichnung angestrebt und nach Vorlagen, Ornamenten und Modellen geübt wurde, wird der Schüler heute zum richtigen Beobachten, Erfassen und Darstellen angehalten. Früher plagte er sich, häufig vergeblich, Monate lang an einer Zeichnung und verlor darüber völlig die Freude an seiner Arbeit, heute sind die Schüler mit Lust und Liebe bei der Sache und können am Schlusse des Schuljahres eine ganze Mappe von Zeichnungen als Erfolg ihres Fleißes vorzeigen.

Die beiden Fremdsprachen Magyarisch und Französisch haben nicht bloß eine größere Stundenzahl zugewiesen erhalten, sondern auch durch Verbesserung der Unterrichtsmethode ist das Ergebnis des Sprachunterrichtes sichtbarlich ein besseres geworden als es früher war. Im magyarischen Sprachunterrichte wird fast durchgängig die magyarische Sprache angewendet, und auch im französischen Unterrichte ist in den letzten Jahren durch Einführung eines neuen Lehrbuches die Anwendung der direkten Methode in die Wege geleitet worden.

Der deutsche Sprachunterricht in den vier Oberklassen ist in einer Hand vereinigt worden. Der Lehrer hat so die Möglichkeit schon in Quinta den Literaturunterricht vorzubereiten und in den folgenden Klassen nach einheitlichen Gesichtspunkten fortzusetzen, sowie auch die Privatlektüre systematisch in den Dienst dieses Unterrichtes zu stellen. Referate über das Gelesene und in der letzten Klasse freie Vorträge über selbstgewählte Themen leiten die Schüler allmählich zur Selbstbetätigung und zu selbständigem Arbeiten an. Zur Ergänzung und Vertiefung des Literaturunterrichtes dient das zweistündige deutsche Seminar, dessen Besuch für die Schüler der beiden letzten Klassen wahlfrei ist.

Dem Zwecke, den Unterricht zunächst in der Realschule zu fördern, diente auch die Herausgabe von pädagogischen Aufsätzen und von Lehrbüchern durch Lehrer dieser Anstalt. Es wurden verfaßt von:

Karl Albrich jun.: Der Unterricht in Mechanik auf geschichtlicher Grundlage, Gymn.-Programm 1893/4.

Derselbe: Ziel und Methode des mathematischen Unterrichtes an der Mittelschule 1905.

Derselbe: Behandlung der Funktionen im Mittelschulunterrichte 1906.

Derselbe: Lehrfäße aus Geometrie. Ein Hilfsbuch für die Unterklassen. I. Aufl. 1905. II. Aufl. 1908.

Derselbe: Die Lehre von der Bewegung fester Körper. 1902.

Rudolf Briebrecher: Lehrbuch der ungarischen Geschichte für die Oberklassen. 1908.

Friedrich Schuster: Lehrbuch der ungarischen Geschichte für die Unterklassen. 1909.

Rudolf Briebrecher: Ungarische Verfassungskunde. 1910.

In diesem Zusammenhange seien auch die Studienreisen erwähnt, die von einigen Lehrern zu ihrer weiteren fachlichen Ausbildung unternommen wurden. Einige dieser Reisen sind direkt durch die Schulleitung veranlaßt und von dem Presbyterium durch Gewährung von Beihilfen unterstützt worden. So wurde im Sommer des Jahres 1895 Rudolf Briebrecher für zwei Monate nach Genf entsendet, um sich durch Besuch eines Ferienhochkurses in der französischen Sprache zu vervollkommen und nachher aushilfsweise französischen Unterricht erteilen zu können. Zu demselben Zwecke verweilte M. Fuß im Jahre 1903 4 Monate in Grénoble und Otto Phleps ging für 2½ Monate nach Marburg, um dort chemische Studien zu betreiben. Jeder der drei genannten Lehrer erhielt vom Presbyterium, bzw. vom evang. Schulfondsverein je 400 K Unterstützung. 1909 besuchte F. Reissenberger mehrere Budapester und Wiener Realschulen, um den Unterrichtsbetrieb in Darstellender Geometrie an diesen Anstalten kennen zu lernen. Im Jahre 1912 reiste Arnold Müller nach Bergen (Norwegen), wo er während der Monate Juli — September einen Kursus für Meeresforschungen mitmachte. Im Juli 1913 hat Gustav Haltrich einen zweiwöchentlichen Ferienhochschulkursus für Experimentalphysik mitgemacht, über dessen Ergebnis er in der 4. Hauptversammlung des Mittelschulprofessorenvereins berichtet hat ¹⁾ und im Januar 1914 konnte der Realschulleiter zusammen mit drei Lehrern des Gymnasiums mehrere hervorragende Schulanstalten in Dresden und in Reichenbach in Schlesien besuchen.

Im Anschluß hieran sei auch auf die Schulreisen hingewiesen, die von der Schule veranstaltet werden. Außer kleineren einen Tag nicht überschreitenden Ausflügen in die Umgebung der Stadt unternimmt der Fachlehrer für Geologie mit den Schülern der beiden letzten Klassen zum Zwecke der Ergänzung des Unterrichts einen dreitägigen Ausflug in das Fogarascher Gebirge und am Schlusse des Schuljahres 8—14 tägige Studienreisen in das siebenbürgische Erzgebirge, nach Oberungarn, in die Banater Gebirge usw. Im Jahre 1910 wurde die Schulreise etwas weiter ausgedehnt und Bosnien und Dalmatien

¹⁾ Bericht über die 4. ordentliche Hauptversammlung in Hermannstadt 1913, S. 32—48.

befucht. An dieser Reise beteiligten sich auch zahlreiche Schüler des Gymnasiums, wie andererseits an den unter Führung von Gymnasiallehrern stattfindenden Schulreisen nach Italien und Griechenland auch Realschüler teilnehmen. Außerdem sind wiederholt auch mit den Schülern der IV.—VI. Klasse kleinere Schulreisen im engeren Vaterlande veranstaltet worden. Für bedürftige Schüler werden aus dem gemeinsamen durch Veranstaltungen der Schüler und der Lehrer geschaffenen Schulreisefonds der vereinigten Mittelschulen Unterstützungen bewilligt.

Es ist in dieser Darstellung wiederholt der vielfachen Unterstützungen gedacht worden, die die Realschule von Seiten Einzelner, verschiedener Körperschaften, der Stadt Hermannstadt und des Staates erhalten hat. Es sei erlaubt, diese Angaben zum Schlusse hier noch einmal übersichtlich zusammenzufassen, da ja die seinerzeit eröffneten Quellen zum Teil noch heute fließen und allein die Erhaltung der Anstalt ermöglichen. Die zugunsten der Schule gemachten Widmungen zerfallen in einmalige und zeitweilige, in dauernde und in Stipendien- und Prämienstiftungen.

1. Einmalige und zeitweilige Widmungen.

1. 1859 wird der Verkaufspreis eines von dem Schneidermeister Joh. Christoph Zrenner, † 1833, für Gewerbeschulzwecke gestifteten Hauses im Betrage von 1890 fl. in die Einnahme der Kirchenkasse gestellt.

2. 1860 widmet die Rotgerberzunft zur Gründung einer Oberrealschule 100 fl.

3. 1861 widmet die Maurerzunft für denselben Zweck 105⁸³ fl.

4. 1863 widmet Schulrat J. R. Schuller zu demselben Zwecke 200 fl.

5. 1863 widmet das Handelsgremium für die Errichtung einer Oberrealschule 3000 fl., übergibt jedoch das Kapital, nachdem die Zinsen schon früher flüssig gemacht worden waren, erst 1870 dem Presbyterium.

6. 1871 vermachte Frau Susanna Hahn, Vaudirektorswitwe, für die Realschule 1000 fl. zum bleibenden Andenken an ihren Gatten.

7. 1893 vermachte der Stadtingenieur Otto Müß (1866—69 Lehrer an der Realschule) der Anstalt ein Legat von 2000 fl.

8. In den Jahren 1865—77 erhält die Oberrealschule aus Staatsmitteln zusammen den Betrag von 62.500 fl.

9. Widmungen der Sparkassa: Zu nicht genau bekannter Zeit hat die Sparkassa zum Bau einer Gewerbeschule ein Kapital gewidmet, das 1869 teilweise zur Adaptierung der Kapelle, für Zwecke der Realschule, verwendet wurde. Der nicht aufgezehrte Rest betrug im genannten Jahre 1312 fl. 55¹/₂ kr. Sie widmet ferner:

1845: fl. 500'—	1878: fl. 2000'—	1897: fl. 3000'—
1851: „ 1130'—	1879: „ 2000'—	1898: „ 3000'—
1853: „ 150'—	1880: „ 3000'—	1899: „ 3000'—
1854: „ 90'—	1881: „ 3000'—	1900: „ 3000'—
1855: „ 40'—	1882: „ 3000'—	1901: K 7000'—
1856: „ 50'—	1883: „ 3000'—	1902: „ 7000'—
1860: „ 60'—	1884: „ 3000'—	1903: „ 7000'—
1861: „ 1000'—	1885: „ 3000'—	1904: „ 7000'—
1863: „ 1278'68	1886: „ 3000'—	1905: „ 7000'—
1864: „ 1300'—	1887: „ 3000'—	1906: „ 7000'—
1865: „ 2500'—	1888: „ 3000'—	1907: „ 7000'—
1866: „ 2921'32	1889: „ 4000'—	1908: „ 7000'—
1871: „ 4000'—	1890: „ 4000'—	1909: „ 7000'—
1872: „ 1600'	1891: „ 4000'—	1910: „ 7000'—
1873: „ 2000'—	1892: „ 4000'—	1911: „ 7000'—
1874: „ 2000'—	1893: „ 4000'—	1912: „ 7000'—
1875: „ 2000'—	1894: „ 3500'—	1913: „ 7000'—
1876: „ 2000'—	1895: „ 3000'—	1914: „ 7000'—
1877: „ 2000'—	1896: „ 3000'—	

2. Dauernde Widmungen.

1. Am 27. April 1840 bewilligt die Kommunität zugunsten der „Gewerbeshule“ eine jährliche Unterstützung von 1600 fl. Diese Widmung beträgt heute 3360 K jährlich.

2. Von der am 23. September 1852 von der Kommunität bewilligten Allodialzuschußdotation erhält die Realschulkasse jährlich 872'55 fl. oder 1745'10 K.

3. Am 16. Dezember 1878 beschließt die Generalversammlung der sächsischen Universität und der Siebenrichter eine jährliche Widmung von 3000 fl.

4. Am 2. November 1892 wird diese Widmung von der Universität um 750 fl. erhöht.

5. Am 22. Dezember 1893 beschließt die Universität eine weitere Widmung von 3600 fl.

6. Durch Vermittelung des Landeskonfistoriums erhält die Realschule seit 1907 von der Universität jährlich 12.000 K.

3. Stipendien- und Prämienstiftungen.

1. Am 9. Juli 1860 widmet das „Komitee zur Errichtung eines Denkmals für den 1849 verstorbenen Josef Benigni v. Mildeburg“ eine Grundentlastungsobligation von 1000 fl. als „Benignistiftung“ mit der Bestimmung, daß der Betrag zu Stipendien für drei Schüler der

Realschule zu verwenden ist. Der Ertrag der Stiftung ist gegenwärtig 135·70 K und es werden daraus im Sinne der Stiftung drei Stipendien zu 63 K, 41·73 K und 28·50 K verliehen.

2. Am 24. April 1869 widmet Josef Baier, Presbyter, 200 fl. mit der Bestimmung, daß die Interessen dieser Stiftung am Schlusse der Jahresprüfung dem sittlichsten, fleißigsten Schüler der fünften und sechsten Klasse, beide evangelisch, zu gleichen Teilen als Prämium aus-gefolgt werden sollen.

3. Frau Susanna Hahn geb. Thalmann, Baudirektorswitwe, stiftet mit Testament vom 21. September 1872 und mit Kodizill vom 22. September 1876 den Betrag von 9000 fl. mit der Bestimmung, daß aus den Zinsen dieses Kapitals zwei Schüler der Oberrealschule, ein Hermannstädter und ein Mühlbacher, welche sich den technischen Studien widmen, ein Stipendium zu gleichen Teilen von ihrem Eintritt in die erste Klasse der Oberrealschule bis zur Absolvierung der technischen Studien erhalten. Wenn kein geeigneter Bewerber vorhanden ist, fließt der Ertrag in die Realschulkasse. Gegenwärtig ist die Höhe jedes der beiden Stipendien 410 K.

4. Am 6. März 1889 übergibt Herr Alfred Müller dem Presbyterium eine 4% siebenbürgische Grundentlastungsobligation von 1000 fl. mit der Bestimmung, daß deren Zinsen zur Erinnerung an seinen in Wiener-Neustadt gestorbenen Sohn Arthur an einen armen, in Sitten und Fortgang ausgezeichneten evangelischen deutschen Schüler der achten Klasse verliehen werden soll. Das Stipendium beträgt gegenwärtig 80 K.

5. Der am 27. November 1895 verstorbene Gymnasiallehrer Ludwig Reissenberger vermacht dem Presbyterium den Betrag von 4000 fl. mit der Bestimmung, daß die Zinsen desselben zu gleichen Teilen den beiden rangältesten Lehrern des Gymnasiums und der Realschule ausbezahlt werden sollen.

6. Zur Erinnerung an ihren am 21. September 1898 verstorbenen Freund, den Schüler der siebenten Realklasse Heinrich Kaunz, stiftet der Zötus der beiden Mittelschulen einen Fond zum Andenken an ver-storbene Zötusmitglieder, der den Namen Heinrich Kaunz-Stiftung führen soll und dessen Zinsen alljährlich dem besten Turner der Oberrealschule verliehen werden sollen. Das Erträgnis der Stiftung beträgt gegenwärtig 15·85 K und wird aus Mitteln der „Auguste Müller-Stiftung“ auf 37·50 K ergänzt.

7. 1908 widmet Gustav Capesius, Realschulprofessor i. R., 600 K mit der Bestimmung, daß deren Erträgnis alljährlich zu gleichen Teilen je einem Schüler des Obergymnasiums und der Oberrealschule für eifrige Beteiligung am Jugendspiel zuerkannt werden soll.

8. Seit 1859 besteht ein städtisches Kronprinz-Rudolf-Prämium, das über einen Dreiervorschlag der Konferenz einem Schüler der Oberrealschule in der Höhe von 56 K verliehen wird.

Aus dieser Übersicht geht hervor, daß die Realschule auch heute noch wie früher, mit Ausnahme der 12 Jahre, während deren die Staatsunterstützung floß, fast ausschließlich durch die Opferwilligkeit der Stadt Hermannstadt, der Hermannstädter allgemeinen Sparkasse und der sächsischen Universität erhalten wird. Dazu kommen noch die Zinsen des gegenwärtig 156000 K starken Realschulfondes. Aus der Schulumlage der Kirchengemeindemitglieder erhält die Anstalt nicht einen einzigen Heller. Nicht unerwähnt bleiben darf, daß sie, ohne dafür etwas zu bezahlen, in dem dem Gymnasialfondes gehörigen gemeinsamen Mittelschulgebäude untergebracht ist. Fast hatte es einmal den Anschein, als ob sie zu ihrem eigenen Gebäude gelangen sollte. Im Jahre 1904 erklärte sich der Sparkassaverein bereit, auf einem von ihm erworbenen Bauplatz unter dem Hundsrücken auf seine Kosten ein Realschulgebäude zu errichten. Einwendungen gegen die gesundheitliche Eignung des Bauplatzes verhinderten leider damals die Annahme des hochherzigen Anerbietens, das der Realschule eine wenn auch nicht ideale, so doch jedenfalls ganz entsprechende Unterkunft verschafft und die Möglichkeit zu selbständiger Fortentwicklung geboten hätte. Die Frage der besseren Unterbringung der beiden Mittelschulen harret noch immer ihrer Lösung, diese wird jedoch, wie gehofft werden darf, nun doch in absehbarer Zeit gefunden werden. Daß die Realschule dabei, weil die dazu nötigen Mittel nicht vorhanden sind, auf die lange ersehnte und von Anfang an in Aussicht genommene Selbständigkeit verzichten muß, ist auf das Äußerste zu bedauern, zumal da die von der Unterrichtsverwaltung geplante Gleichstellung der Realschule und des Gymnasiums in bezug auf das Berechtigungswesen unserer Anstalt voraussichtlich zahlreiche Schüler aus solchen Kreisen unserer Bevölkerung zuführen wird, die ihre Söhne bisher dem Gymnasium anzuvertrauen pflegten.

Die Lehrer der Realschule von 1842—1914.

Josef Seitz 1842—1862	Friedrich Stenzel 1863
Samuel Möckesch 1842—1854	Franz Dietrich 1863—1867
Leopold Hüttenmayer 1842—1863	Karl Albrich sen. 1865—1892
Theodor Glasz 1842—1871	Adolf Gottschling 1865—1900
Josef Klöß 1842—1847	Otto Müß 1865—1869
Friedrich Schuster 1842—1854	P. J. Frank 1866—1867
Eugen Gilttsch 1854—1863	Gustav Schuller 1866—1904
Adolf Lutsch 1854—1865	Julius Conrad 1867—1899
Nich. Bell 1863—1877	Stefan Raft 1867—1881

- | | |
|-------------------------------|----------------------------|
| Rudolf Severinuß 1868—1886 | R. F. Scheiner 1896—1897 |
| Udalbert Erben 1869—1871 | Joh. Wagner 1898—1900 |
| Gustav Capesius 1871—1905 | Joh. Bredt 1900—1902 |
| Karl Dörichlag 1871—1908 | Fritz Reiffenberger 1900 |
| Josef Konnerth 1871—1878 | Dr. Hans Connert 1901—1909 |
| Viktor Klöß 1875—1878 | Otto Phleps 1903 |
| August Wigand 1875—1896 | Gust. Haltrich 1905 |
| Josef Horedt 1878—1883 | Lorenz Siebert 1907 |
| Friedrich Wellmann 1881—1909 | St. v. Hannenheim 1907 |
| Friedrich Czefelius 1880—1898 | Arnold Müller 1908 |
| Dr. Eugen Filtich 1882—1883 | Mich. Binder 1908—1911 |
| Karl Theil 1886—1908 | Arnold Siegmund 1908—1914 |
| Karl Albrich jun. 1888—1907 | Dr. Rich. Csafi 1911 |
| Rudolf Briebrecher 1892 | Gust. Borger 1913. |
| Friedr. Schuster 1896 | |
-

II. Statistisches über die Schüler.

Es besuchten die Realschule nach der im Anhang veröffentlichten Übersicht

	Schüler	im Durchschnitt
im Jahrzehnt 1864/65—1873/74 . .	2367	236·7
„ „ 1874/75—1883/84 . .	2401	240·1
„ „ 1884/85—1893/94 . .	2762	276·2
„ „ 1894/95—1903/04 . .	3341	334·1
„ „ 1904/05—1913/14 . .	2683	268

Schon aus der Betrachtung dieser Zahlen ergibt sich ein ziemlich starkes Schwanken in der jeweiligen Schülerzahl. Noch deutlicher tritt das hervor, wenn wir die Zahlen nicht nach Jahrzehnten zusammenfassen, sondern nach dem jeweiligen Anwachsen oder Sinken der Schülerzahl gruppieren. Da ergeben sich nun folgende sowohl der Dauer als auch der Schülerzahl nach recht verschiedene Abschnitte:

	Gesamt- Schülerzahl	im Jahresdurchschnitt Schüler
1. Abschnitt 1864/65—1868/69 . .	855	171
2. „ 1869/70—1875/76 . .	2144	306
3. „ 1876/77—1887/88 . .	2735	228
4. „ 1888/89—1902/03 . .	4839	323
5. „ 1903/04—1913/14 . .	2980	271

Worin finden diese großen Schwankungen ihre Erklärung?

Zunächst übte die Eröffnung der 4. und der 5. Klasse auf die Schülerzahl keinen Einfluß aus, diese beträgt im 1. und 2. Jahr bloß 150, also ungefähr soviel wie vorher. Im Jahre 1866 steigt sie dann auf 173 und beträgt zwei Jahre später 188. Dann folgt ein Ansteigen von 262 im Jahre 1869/70 auf 342 im Jahre 1873/4 und 337 im Jahre 1874/5; diese hohe Besuchszahl geht aber schon im folgenden Jahr auf 295 und dann sogar trotz der Eröffnung der 7. und 8. Klasse auf 238 herunter, und es ergibt sich während der folgenden 12 Jahre ein Jahresdurchschnitt von bloß 228 Schülern gegenüber von 306 in den vorhergehenden 7 Jahren des Wellenberges. Im Jahre 1888/9 hebt wieder ein Anschwellen der Schülerzahl an, die rasch bis auf 370 im Jahre 1897/8

hinaufgeht, um dann wieder bis auf 325 im Jahre 1902/3 zu sinken. Die durchschnittliche Schülerzahl ist während dieser 15 Jahre starken Besuches 323. In den letzten 11 Jahren ist kein größeres Schwanken zu bemerken, der Jahresdurchschnitt ist 271 Schüler, das Maximum 298, das Minimum 242.

Es ist von vornherein anzunehmen, daß die hier zutage tretenden starken Schwankungen in mehr oder weniger äußerlichen, von der Anstalt unabhängigen Umständen zu suchen sind, da sie in deren innerer Entwicklung nicht gefunden werden können. Es soll im folgenden versucht werden auf einige solcher Umstände hinzuweisen.

Die Erweiterung der Realschule zu einer vollen Anstalt war in weiten Kreisen des Hermannstädter Bürgertums als ein Bedürfnis empfunden worden. Man erwartete von ihr eine große Förderung für die erwerbenden Berufe, Gewerbe, Industrie und Handel, deren allgemeiner Aufschwung bei der bevorstehenden Eröffnung der ersten Siebenbürger Eisenbahn unausbleiblich erschien. Dazu kam, daß die Hermannstädter Realschule in Siebenbürgen die einzige Vollanstalt dieser Art war und trotzdem sie nur sechs Klassen zählte, ähnliche Berechtigungen erteilte (Freiwilligenjahr, Besuch des Polytechnikums usw.) wie das Gymnasium. So drängten sich zahlreiche Schüler in die Klassen der Realschule, während gleichzeitig das Gymnasium in seiner Schülerzahl von 288 im Jahre 1867/8 auf 219 im Jahre 1874/5 zurückging. Natürlich zeigte sich die volle Wirkung dieser Bewegung nicht gleich anfangs, sondern erst, als die großen Klassen in die höheren Jahrgänge hinaufstiegen. Dazu kam dann Ende der sechziger Jahre die Magyarisierung des katholischen Gymnasiums, durch die gewiß manche Bevölkerungskreise, die bisher diesem ihre Söhne zugeführt hatten, in die Realschule hinübergedrängt wurden. Daraufweist die starke Zunahme der katholischen, ihrer Mehrheit nach deutschsprachigen Schüler von 60 im Jahre 1869/70 auf 104 im Jahre 1874/5 hin, während gleichzeitig die der Evangelischen sowohl absolut, von 185 auf 164, als besonders prozentual, zurückgeht. Während im erstgenannten Jahr die Evangelischen noch 69% der Gesamtzahl ausgemacht hatten, sind im Jahre 1874/5, wo die Realschule die außerordentlich große Besucherzahl von 337 Schülern aufweist, bloß 49% Evangelische.

Und nun erfolgt ganz plötzlich der große Abfall! Nachdem schon 1875/6, trotzdem in diesem Schuljahr die 7. Klasse eröffnet wurde, die Schülerzahl auf 295 zurückgegangen war, fällt sie im folgenden Jahre auf 238, ist 1878/9 217 und 1883/4 gar bloß 200. Der Verlust betrifft in erster Reihe die evangelischen Schüler, deren es 1880/1 bloß 109 gegen 195 im Jahre 1874/5 gibt, weniger als vor Eröffnung der 4. Klasse, während die katholischen sich zwischen 48—74 halten und bedeutend mehr sind als vor dem großen Aufschwung. 1877/8 sind bloß 47% der Schüler

evangelisch, im folgenden Jahre 50%. Gleichzeitig hebt sich, wenn auch langsam, die Zahl der Gymnasialschüler von 219 im Jahre 1874/5 auf 299 im Jahre 1881/2. In den Jahren nach 1872/3 bestehen die Maturitätsprüfung folgeweise 22, 24, 24, 23, 19, 14 Realschüler, 1881/2 u. ff. bloß 7, 4, 4, 5! Ist diese vollständige Abwendung von der Realschule eine Folge der Enttäuschung darüber, daß sie die auf ihre Errichtung in Betreff der Förderung von Gewerbe und Industrie gesetzten Hoffnungen nicht zu erfüllen vermochte, oder ist sie in erster Reihe anderen Umständen zuzuschreiben? Der Umstand, daß die Abkehr so plötzlich und wie mit einem Schlage erfolgte, läßt dieses letztere vermuten.

Eine der Hauptursachen des starken Rückganges ist die Verminderung des Nachwuchses aus der Hermannstädter Elementarschule, u. zw. besonders des evangelischen Nachwuchses. Es hatten die vier Jahrgänge der Elementarschule, die ja damals hauptsächlich Vorbereitungsschule für die beiden Mittelschulen war,

1868/69	530	Schüler, davon 406 evang.	Die IV. Klasse zählte 116 Evang.
1869/70	503	„ „ 368	„ „ „ „ 103
1870/71	534	„ „ 352	„ „ „ „ 100
1871/72	479	„ „ 315	„ „ „ „ 93
1872/73	480	„ „ 317	„ „ „ „ 84
1873/74	484	„ „ 327	„ „ „ „ 66
1874/75	494	„ „ 357	„ „ „ „ 92
1875/76	463	„ „ 331	„ „ „ „ 83
1876/77	450	„ „ 311	„ „ „ „ 83
1877/78	433	„ „ 297	„ „ „ „ 86
1878/79	438	„ „ 290	„ „ „ „ 72
1879/80	405	„ „ 295	„ „ „ „ 68
1880/81	428	„ „ 314	„ „ „ „ 75
1881/82	422	„ „ 325	„ „ „ „ 59

Zur Verminderung der Schülerzahl in den Jahren 1878—1882 trug auch die damals erfolgte Eröffnung der V. und VI. Klasse der jetzt Bürgerschule benannten Elementarschule bei, die jedoch schon 1883 aufgelassen wurden.

In den Jahren 1869/70—1875/6 bewegt sich die Schülerzahl der ersten Realklasse zwischen 105—90, 1876/7 zählt sie nur noch 69 Schüler, die in einer Abteilung untergebracht sind. Es ist dieses zum Teil jedenfalls auch gewollte Beschränkung gewesen, da die materielle Notlage der Schule, über die oben (S. 18) gesprochen wurde, zur Beschneidung des Haushaltes der Schule zwang und man die Kosten für die Parallellasse sparen wollte.

Weiteren Abbruch tat der Hermannstädter Realschule die Errichtung von staatlichen Realschulen in Kronstadt, Udvarhely und Déva. Welch große Anziehungskraft unsere Anstalt in den siebziger Jahren auch auf die außersächsischen Teile Siebenbürgens ausübte, geht aus einem im Landeskonfistorialarchiv befindlichen Ausweis über die Jahre 1864/5 bis 1875/6 hervor. Es stammten demnach aus den Stühlen:

im Jahre	der Stadt Hermannst.	Hermannstadt	Kronstadt	Bistritz	Schäßburg	Mediasch	Mühlbach	Broos	Reußmarkt	Reps	Großschenk	Leischkirch	aus d. übrigen Siebenbürgen	von außerhalb Siebenbürgens	Gesamtzahl
1864/65	83	20	5	—	—	8	—	1	6	—	3	6	13	5	150
1865/66	85	23	4	—	1	7	—	3	5	—	2	3	9	8	150
1866/67	96	25	3	—	—	9	—	4	6	—	3	3	18	6	173
1867/68	128	18	3	1	1	6	1	4	2	—	4	1	16	7	192
1868/69	109	15	6	—	3	6	1	5	3	—	2	3	16	19	188
1869/70	155	17	8	1	2	7	1	7	6	—	2	3	35	18	262
1870/71	156	14	9	1	2	5	4	7	4	—	5	2	42	22	273
1871/72	168	19	10	2	1	8	6	10	4	—	3	1	51	18	301
1872/73	172	27	12	5	—	7	6	11	4	1	6	4	56	23	334
1873/74	160	29	19	7	1	6	8	7	3	3	9	4	66	20	342
1874/75	160	26	12	3	—	3	3	7	7	5	10	6	73	26	341
1875/76	138	28	14	1	—	2	3	7	8	2	6	1	68	20	298
Zusam.	1610	261	105	21	11	74	33	73	58	11	55	37	463	192	3004

Es haben also von 1869/70 an eine größere jährlich steigende Anzahl von Schülern aus den siebenbürgischen Komitaten und den Széklerstühlen unsere Schule besucht, ja selbst aus den außersiebenbürgischen Gebietsteilen Ungarns und aus Österreich haben damals regelmäßig 18—26 Schüler jährlich unsere Schule aufgesucht, die später ausblieben, weil ihnen nun andere, näher gelegene Oberrealschulen zur Verfügung standen.

1889/90 beginnt neuerdings die Schülerzahl stark anzuschwellen, ohne indessen zunächst die des Gymnasiums zu beeinflussen, das bloß in den fünf Jahren von 1894—1898 merklich weniger Schüler hatte als vor- und nachher. Der verstärkte Zufluß hat einen wesentlich romanischen Charakter — in den Jahren 1889—1906 hat die Realschule die meisten romanischen Schüler gehabt — und auch die Zahl der Katholiken steigt um etwa 10. Jedoch auch die Zahl der evangelischen Schüler erhöht sich, so daß ihre Verhältniszahl nicht dauernd

kleiner, sondern mit 55—64% sogar etwas besser wird als im vorhergehenden Zeitabschnitt. Dieser evangelische Zuwachs stammt hauptsächlich aus Hermannstadt. Bis 1892/93 macht sich der größere Zustrom bloß in der I. Klasse bemerkbar, die von 1887 an 77, 85, 94, 94, 100, 122 Schüler zählt, während die Schülerzahl der II. Klasse bloß einmal während dieses Zeitraumes über 60 steigt. Von 1893/4 an steigt dann die Zahl auch in der II. Klasse in beträchtlichem Maße und beträgt folgeweise 93, 82, 107, 92, 69. Es ist also in der Hermannstädter deutschen Bevölkerung seit 1888 ein steigendes Schulbildungsbedürfnis zu bemerken, das der Realschule als der einzigen deutschen Anstalt zugute kommt, die für die breiteren Bevölkerungsschichten in Betracht kam. Man empfindet eine Schulbildung von bloß vier Elementarklassen als ungenügend zum erfolgreichen Betrieb des Handwerks, man läßt die für diesen Beruf bestimmten Knaben anfangs noch die erste, später die beiden ersten Realklassen besuchen und gibt sie dann erst „in die Lehre“.

Die Erkenntnis, daß es notwendig sei, diesem Bedürfnis der handwerklichen Berufskreise entgegenzukommen und das Bestreben, die Realschule zu entlasten, führte 1898 zum Ausbau der Elementarschule (Knabenvolksschule) durch Hinzufügung einer V. und VI. Klasse. Diese Schule wurde zugleich unter eine besondere Leitung gestellt und ist eher in der Lage ihren Schülern einen einigermaßen abgeschlossenen Bildungsstoff zu vermitteln, als die Unterrealschule, die ja bloß als Grundlage für die Erreichung eines höheren Zieles zu dienen hat. 1907 wird die VII. Knabenvolksschulklasse eröffnet, 1909 die VIII. Das damit angestrebte Ziel wurde dann auch, was die Entlastung der Realschule anbetrifft, erreicht, schon 1898/9 konnte die I. Parallellklasse vorübergehend wieder aufgelassen werden, die Gesamtschülerzahl sinkt von 370 sofort auf 330, während die V. Klasse der Knabenvolksschule schon im ersten Jahre 41 Schüler hat. Die beiden oberen Klassen dieser Schule weisen in den folgenden Jahren zusammen 57, 58, 51, 72, 76, 84, 89 Schüler auf und mit der Eröffnung der VII. und VIII. Klasse steigt die Zahl der Schüler der vier Klassen auf 123, 147, 152, 163, 160, 168. Diese Mengen hätte die Realschule auf die Dauer wohl schwer aufnehmen und ohne Gefährdung ihres eigentlichen Zieles auch nicht vertragen können, so daß man also in dieser Beziehung mit der Entwicklung der Dinge vollständig zufrieden sein kann.

Was die Muttersprache der Schüler anbetrifft, so ergibt sich aus der Übersicht, daß die Deutschen stets die weit überwiegende Mehrheit gebildet haben. Bloß siebenmal während des ganzen Zeitabschnittes haben die fremdnationalen Schüler mehr als $\frac{1}{4}$ ausgemacht, wobei die 25% bloß um ein geringes überschritten werden. Meist waren mehr als $\frac{4}{5}$ der Schüler Deutsche. Kleiner als 80% ist der Hundertsatz der Deutschen in der Zeit von 1871/2 bis 1879/80 und dann zwischen

1886/7 und 1900/1. Es fällt also die Periode des stärksten Anteils der Fremdnationalen im wesentlichen mit denjenigen beiden Zeitabschnitten zusammen, wo die Schülerzahl den höchsten Stand erreicht hat. Sobald die Schülerzahl wieder die normale wird, steigt auch der Hundertsatz der Deutschen über 80% und in den letzten vier Jahren beträgt er sogar 90%, wie mehrmals in den ersten Jahren der Oberrealschule. Unter den fremdsprachigen Schülern überwiegen in den 70er Jahren die Magyaren, seit 1881 die Rumänen. Wie die Magyaren, beginnen auch diese unsere Schule erst seit 1871 in größerer Menge zu besuchen, bis 1888 hält sich ihre Zahl jedoch in bescheideneren Grenzen, um dann bis 1901 nicht unter 40 herunterzugehen, ja sogar bis auf 66 (1894) zu steigen. Von 1902—1909 bewegt sie sich dann zwischen 20—40 und in den letzten vier Jahren bleibt sie stets unter 20, während die der Magyaren seit 1902 nicht mehr über 10 zu steigen vermochte.

In Bezug auf die Gliederung der Schüler nach dem Bekenntnis sei zunächst bemerkt, daß in der Regel die Zahl der Griechisch-orientalischen vermehrt um die der Griechisch-katholischen der Zahl der Rumänen entspricht. Es würde daher im großen und ganzen auf eine Wiederholung des früher Gesagten herauskommen, wenn ich hier diese beiden Bekenntnisse ebenfalls besprechen würde. Die Reformierten und Unitarier sind in der Übersicht in einer Reihe zusammengefaßt; ihre Zahl ist übrigens wie die der Mosaischen eine geringe und bedarf keiner besonderen Betrachtung. Ich kann mich daher hier auf die Evangelischen und die Römisch-katholischen beschränken.

Was zunächst die Zahl der evangelischen Schüler betrifft, ist sie mit Ausnahme der elf Jahre von 1875/6 bis 1885/6 niemals unter 150 gesunken, dagegen in dem Jahrzehnt von 1895/6 bis 1904/5 sowie in dem Jahre 1913/4 über 200 gestiegen. Jene elf Jahre sind die Zeit, wo die Anstalt, abgesehen von den Anfangsjahren, auch die geringste Gesamtzahl der Schüler — zwischen 200 und 239 — aufweist, das Jahrzehnt der höchsten Ziffern der Evangelischen ist dagegen eine Zeit des Maximums der Gesamtschülerzahl.

Ein anderes Bild ergibt sich, wenn wir die Verhältniszahlen der Evangelischen betrachten. In den ersten sieben Jahren ist der Hundertsatz der Evangelischen mehr als 60%. 1871/2, dem ersten Jahre, wo die Gesamtschülerzahl 300 übersteigt, sinkt der Hundertsatz auf 60% und bewegt sich in den folgenden elf Jahren zwischen 47% und 58%. In dem Zeitabschnitt von 1883/4 bis 1901/2 machen die Evangelischen 55—64% aus, um dann in den letzten zwölf Jahren bis 70% und darüber zu erreichen.

Die Zahl der römisch-katholischen Schüler ist seit dem Jahre 1867/8 stets eine verhältnismäßig große gewesen. Am größten war sie in den Jahren 1871/2 bis 1881/2, wo sie sich zwischen 66 und 104 bewegt,

aber auch von 1888/9 bis 1897/8 beträgt sie mehr als 60. Im Gymnasium hat es nur äußerst selten mehr als 30 katholische Schüler gegeben. Da unsere römisch-katholischen Schüler der Muttersprache nach Deutsche und Magyaren sind, den Magyaren aber in der Regel auch die Reformierten und Unitarier zuzuzählen sind, ergibt ein Blick auf die betreffenden Zahlenreihen, daß die große Mehrzahl der Römisch-katholischen deutschsprachig ist.

In einer Eingabe, die Realschulleiter R. Ulbrich sen. 1884 an die sächsische Universität gerichtet hat, erwähnt er, daß von 210 Schülern, die die vier oberen Klassen in den letzten fünf Jahren besucht hätten, bloß 71 evangelisch seien, also 34 %. Von den 378 Schülern dagegen, die in den Jahren 1908/9 bis 1913/4 die vier oberen Klassen der Realschule besuchten, sind 260 evangelisch gewesen, also 68 %. Die Verhältniszahl der Evangelischen in den Oberklassen hat sich also seit 30 Jahren gerade um das Doppelte verbessert. Wie sich der Besuch der Oberklassen entwickelt hat und in welchem Verhältnis die Evangelischen und die Deutschen in den Oberklassen vertreten sind, ist aus der Tabelle auf S. 43 zu ersehen. Die Tabelle nimmt ihren Anfang mit dem Jahre 1877/8, dem Jahre, in dem die Realschule zum ersten Male acht Klassen zählte.

Wir ersehen daraus zunächst, daß die Schülerzahl der Oberklassen eine ziemlich beständige und keinen großen Schwankungen unterworfen gewesen ist. Unter 50 ist sie bloß in den Jahren 1880—1883 geblieben und über 70 nur in den sechs Jahren von 1899—1904, sowie 1909/10 gestiegen. In diesem starken Besuch zeigen sich die letzten Wellenschläge der großen Flut, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Ziffer der Realschüler so außerordentlich anschwellen ließ. Im allgemeinen ist die Zahl der Schüler der Oberklassen, wenn man die diesbezüglichen Verhältnisse des Hermannstädter Gymnasiums oder anderer Mittelschulen betrachtet, eine geringe. Es tritt eben eine große Zahl von Schülern in die Realschule bloß mit der Absicht ein, die vier Unterklassen mitzumachen und dann entweder eine Militär- oder Handelsschule zu besuchen, oder in einen praktischen Beruf überzutreten.

In bemerkenswerter Weise dagegen hat sich, wie schon erwähnt, die Zahl der evangelischen und der deutschen Schüler der Oberklassen im Laufe der 36 Jahre seit der Errichtung der achten Klasse vermehrt. In den ersten fünf Jahren ist bloß ein Viertel der Schüler evangelisch, von 1883 bis 1896 sind sie zur Hälfte evangelisch, seither machen sie wenigstens 60 % aus, in mehreren Jahren selbst über 70 %. Immerhin ist die Verhältniszahl der Evangelischen in den Oberklassen meist kleiner als in der ganzen Anstalt. Gleich sind die beiden Verhältniszahlen in den Jahren 1897/8 und 1907/8, dagegen in den Jahren 1898/9, dann 1900 bis 1903, 1909/10 und 1913/4 ist der Hundertsatz der Evangelischen in den Oberklassen günstiger als in der ganzen Anstalt. Aus der all-

mählich steigenden Verhältniszahl der Evangelischen ist zu ersehen, daß die evangelische Bevölkerung nur zögernd sich denjenigen Berufen zugewendet hat, die die Absolvierung der Realschule erfordern oder wünschenswert machen. Oder sollen wir darin eher ein gewisses Vorurteil gegen die nicht humanistische Anstalt sehen, ein Vorurteil, das bloß in dem Gymnasium die Vermittlung einer standesgemäßen Allgemeinbildung gesichert sieht?

Ein wesentlich günstigeres Bild erhalten wir von dem Schülermaterial der Oberklassen, wenn wir es vom Gesichtspunkt der Sprache aus betrachten. Bloß in einem einzigen Jahre, 1878/9, sind weniger als die Hälfte, nämlich 46 % Deutsche, sonst überwiegen die Deutschen stets. Dabei hebt sich der Hundertsatz der Deutschen mit kleinen Schwankungen fortwährend und ist seit 1905/6 unter 80 % nicht mehr herabgesunken, ja selbst bis 93 % gestiegen. In mehreren Jahren ist der Hundertsatz der Deutschen in den Oberklassen sogar günstiger als in der ganzen Anstalt, u. zw. 1890/1, dann 1901 bis 1903 und 1909/10. Wir können also sagen: das Schülermaterial wird auch in den Oberklassen immer evangelischer und immer deutscher. Das kann besonders auch, wie wir weiter unten sehen werden, von den Schülern der letzten (obersten) Klasse gesagt werden.

Während des verflossenen halben Jahrhunderts haben 47 Jahrgänge die Anstalt absolviert, in den beiden ersten Jahren sowie im Übergangsjahre 1877 fehlte die abschließende Klasse. Laut Tabelle auf S. 44 haben in diesen 47 Jahrgängen im ganzen 596 Schüler die letzte Klasse der Anstalt absolviert, also durchschnittlich 12·6 im Jahr. Dieser Durchschnitt wurde wesentlich übertroffen bloß in den Jahren 1873—79, sowie 1898, 1903, 1904 und 1909. Stark zurück blieb die Zahl der Absolventen in den sechs ersten Jahren sowie in der Zeit von 1882—1887. Bemerkenswert ist, daß die Zahl der Absolventen der ersten 24 Jahrgänge (1866—1891) fast aufs Haar gleich ist der der letzten 23 Jahre: 294 gegen 302; auch der Jahresdurchschnitt ist in beiden Zeitabschnitten fast derselbe (12·25 : 12·7).

Der Muttersprache nach teilten sich die 596 Schüler in 449 Deutsche, 86 Rumänen, 51 Magyaren und 10 „Anderer“ (Polen, Kroaten, Franzosen, Italiener). In der ersten Hälfte (von 1867—1891) gab es 203 Deutsche, in der zweiten (1891—1914) 246. Von den 51 Magyaren besuchten 40 in der ersten, 11 in der zweiten Hälfte die Anstalt. Von den 86 Rumänen absolvierten 41 in der ersten, dagegen 45 in der zweiten Hälfte. Andere Fremdsprachige gab es bloß in der ersten Hälfte (10). Die Zahl der Magyaren hat also unter den Absolventen stark abgenommen, die der Rumänen ist sich fast gleich geblieben, die der Deutschen ist gestiegen. In der ersten Hälfte betrug der Hundertsatz der Deutschen 66·1 %, in der zweiten dagegen 84·4 %.

Der Konfession nach waren 355 Evangelische, 119 Römisch-katholische, 75 Griechisch-orientalische, 21 Reformierte und Unitarier, 14 Mosaische und 12 Griechisch-katholische. In der ersten Hälfte waren 139 Evangelische, in der zweiten 216, Römisch-katholische 88, bzw. 31, Griechisch-orientalische 35 und 40, Reformierte 18 und 3, Mosaische 11 und 3, Griechisch-katholische 5 und 7. Die Zahl der Römisch-katholischen, der Reformierten und der Mosaischen ist also in der zweiten Hälfte stark zurückgegangen, die der Griechisch-orientalischen und der Griechisch-katholischen ist unbedeutend gewachsen, die Zahl der Evangelischen dagegen sehr stark gestiegen. Der Hundertsatz der Evangelischen war in der ersten Hälfte bloß 45·7%, in der zweiten dagegen 73·9%. In den Jahren 1876—1885 und 1891 ist die Zahl der evangelischen Schüler gegenüber der Gesamtzahl eine verschwindend geringe (31 : 112), so daß mehrere Jahrgänge bloß 1—2 solcher Schüler zählen, in der zweiten Hälfte dagegen weist kein einziger Jahrgang weniger als 50% Evangelische auf. In diesem Zeitraum ist der Hundertsatz der evangelischen Schüler der letzten Klasse (73·9%) sogar günstiger als der der ganzen Anstalt, der nur in einem einzigen Jahre 73% ist, in einem 70%, d. h. also, es absolvierten verhältnismäßig mehr evangelische Schüler die achte Klasse als ihre Verhältniszahl in der ganzen Anstalt es erforderte.

Nicht uninteressant ist es, die Schülerzahlen der unter derselben Leitung stehenden beiden Mittelschulen, der Realschule und des Gymnasiums miteinander zu vergleichen. Da sehen wir (siehe die Übersicht am Schlusse des Aufsatzes), was zunächst die Schülerzahl im allgemeinen betrifft, daß in den Jahren von 1866—1869, 1876—1890, 1909—1913 das Gymnasium, von 1870—1875 und 1890—1908 die Realschule mehr Schüler zählt. Insgesamt haben von 1866—1913 das Gymnasium 12.759, die Realschule 13.162 Schüler besucht, was im Gymnasium einen jährlichen Durchschnitt von 255·2, in der Realschule von 263·2 entspricht. Wenn wir bloß die evangelischen Schüler berücksichtigen, hat das Gymnasium in den Jahren 1866—1870, 1876—1890 und 1901—1913 den Vorsprung, die Realschule von 1870—1875 und 1891—1900. Das Gymnasium hat in den 50 Jahren insgesamt 8778, die Realschule 7972 evangelische Schüler gehabt. Dagegen hatte das Gymnasium deutsche Schüler mehr als die Realschule bloß von 1866—1870, 1877—1887 und 1905—1913, umgekehrt die Realschule von 1871—1876 und 1888—1904. Die Gesamtzahl der deutschen Schüler des Gymnasiums betrug 9494, die der Realschule dagegen 10.671. Die deutschen Schüler katholischer Konfession ziehen also im allgemeinen die Realschule dem evang. Gymnasium vor.

Seit dem Schuljahre 1897/8 geben die im Archiv verwahrten statistischen Ausweise die Möglichkeit auch die Herkunft der Schüler

festzustellen. Es seien hier bloß die Zahlen der aus Hermannstadt stammenden Schüler mitgeteilt, u. zw. die der Realschule und des Gymnasiums neben einander. Es betrug die Zahl dieser Schüler

im Jahre	in der Realschule	im Gymnasium
1897/98	261	120
1898/99	227	127
1899/1900	226	133
1900/01	244	134
1901/02	220	140
1902/03	215	139
1903/04	201	142
1904/05	202	107
1905/06	197	156
1906/07	152	111
1907/08	167	131
1908/09	197	181
1909/10	162	159
1910/11	174	151
1911/12	179	177
1912/13	<u>189</u>	<u>188</u>
Zusammen	3203	2326

Es haben also in den letzten 16 Jahren fast um 900 mehr Hermannstädter Schüler die Realschule besucht als das Gymnasium. In jedem Jahre war die Zahl der Hermannstädter Schüler in der Realschule größer als im Gymnasium, wiewgleich in den letzten vier Jahren der Unterschied ein äußerst geringer war.

**Verteilung der Schüler auf Unter- und Oberklassen nach
Bekenntnis und Sprache (1877—1913).**

Gesamtzahl d. Schüler im Jahre	die Unterklassen hatten		die Oberklassen hatten									
	Unter- klassen	Ober- klassen	Evang.	Nicht- evang.	Deutsche	Nicht- deutsche	Evang.	nach %	Nicht- evang.	Deutsche	nach %	Nicht- deutsche
1877/8	171	68	99	72	137	34	14	25%	54	37	54%	31
1878/9	163	54	96	67	138	25	12	22%	42	25	46%	29
1879/80	179	51	110	69	151	28	13	25%	38	28	55%	23
1880/1	173	41	98	75	146	27	11	26%	30	25	61%	16
1881/2	185	34	115	70	158	27	8	23%	24	22	64%	12
1882/3	173	38	109	64	145	28	14	36%	24	25	65%	13
1883/4	154	46	103	51	128	26	25	54%	21	33	71%	13
1884/5	170	55	112	58	142	28	28	51%	27	42	76%	13
1885/6	179	60	115	64	150	29	34	56%	26	45	75%	15
1886/7	193	60	121	72	158	35	30	50%	30	41	68%	19
1887/8	196	54	121	75	159	37	29	53%	25	36	66%	18
1888/9	220	59	136	84	176	44	34	55%	25	43	72%	16
1889/90	232	63	133	99	177	55	31	49%	32	44	69%	19
1890/1	240	51	133	107	172	68	26	51%	25	38	74%	13
1891/2	242	60	136	106	176	66	30	50%	30	37	61%	23
1892/3	258	55	158	100	200	58	28	51%	27	39	71%	16
1893/4	260	53	161	99	205	55	30	56%	23	40	75%	13
1894/5	287	57	165	122	221	66	31	54%	26	41	72%	16
1895/6	286	56	174	112	228	58	28	50%	28	38	66%	18
1896/7	288	58	174	114	229	59	32	55%	26	40	68%	18
1897/8	312	58	194	118	257	55	36	62%	22	42	72%	16
1898/9	263	67	161	102	207	56	46	68%	21	49	73%	18
1899/0	230	96	147	83	187	43	61	63%	35	71	73%	25
1900/1	249	91	161	98	196	53	65	71%	26	69	75%	22
1901/2	249	90	130	101	181	50	71	71%	19	77	85%	13
1902/3	223	102	132	91	188	35	82	80%	20	91	89%	11
1903/4	217	80	143	74	181	36	60	75%	20	71	88%	9
1904/5	222	76	157	65	193	29	49	64%	27	60	78%	16
1905/6	206	70	151	55	184	22	43	61%	27	56	80%	14
1906/7	214	67	148	66	180	34	40	60%	27	54	80%	13
1907/8	189	66	130	59	163	36	46	69%	20	56	84%	10
1908/9	201	64	140	61	175	26	43	67%	21	54	84%	10
1909/10	178	75	127	51	155	23	59	77%	16	69	93%	6
1910/1	183	59	131	52	169	14	37	62%	22	51	86%	8
1911/2	203	62	131	72	186	17	40	64%	22	55	88%	7
1912/3	201	57	145	56	189	12	36	63%	21	46	80%	11
1913/4	229	61	161	68	209	20	45	75%	16	54	90%	7

Absolventen der letzten Klasse von 1867—1914.

Jahr- gang	Gesamt- zahl	Deutsche	Magb.	Römân.	Ander	Evang.	Kath.	Reform. u. Unit.	Gr.-or.	Gr.-kath.	Mof.
1867	5	5	—	—	—	3	2	—	—	—	—
1868	6	6	—	—	—	4	2	—	—	—	—
1869	4	3	—	1	—	1	2	—	1	—	—
1870	8	7	—	1	—	5	2	—	1	—	—
1871	9	6	—	3	—	4	2	—	3	—	—
1872	7	5	2	—	—	5	1	1	—	—	—
1873	25	21	1	3	—	15	6	—	3	—	1
1874	32	24	3	5	—	21	4	1	4	1	1
1875	30	24	3	1	2	17	9	2	1	—	1
1876	22	12	6	2	2	8	8	4	1	1	—
1878	19	12	2	4	1	5	8	—	4	—	2
1879	18	7	6	3	2	3	10	1	2	1	1
1880	11	4	2	3	2	4	4	—	2	1	—
1881	12	6	6	—	—	3	3	3	—	—	3
1882	9	6	—	3	—	3	3	—	2	1	—
1883	6	4	—	1	1	1	4	—	1	—	—
1884	4	1	2	1	—	1	1	1	1	—	—
1885	6	5	—	1	—	2	3	—	1	—	—
1886	11	8	1	2	—	7	2	—	2	—	—
1887	8	8	—	—	—	4	4	—	—	—	—
1888	11	7	3	1	—	6	2	2	1	—	—
1889	14	9	3	2	—	8	2	2	2	—	—
1890	11	8	—	3	—	7	1	—	3	—	—
1891	6	5	1	—	—	2	3	1	—	—	—
1892	12	8	—	4	—	8	—	—	4	—	—
1893	12	10	1	1	—	6	5	—	1	—	—
1894	9	8	—	1	—	8	—	—	1	—	—
1895	12	8	—	4	—	6	2	—	2	2	—
1896	9	7	—	2	—	6	1	—	2	—	—
1897	8	5	2	1	—	5	1	—	1	—	1
1898	16	13	—	3	—	9	3	—	3	—	1
1899	10	6	1	3	—	5	2	—	3	—	—
1900	14	10	1	3	—	10	—	1	2	1	—
1901	9	8	—	1	—	8	—	—	1	—	—
1902	12	11	—	1	—	11	—	—	1	—	—
1903	29	26	—	3	—	24	1	—	3	1	—
1904	19	17	—	2	—	16	1	—	2	—	—
1905	15	14	—	1	—	14	—	—	1	—	—
1906	13	11	1	1	—	10	1	1	1	—	—
1907	13	8	1	4	—	7	1	—	4	—	1
1908	13	12	—	1	—	8	3	—	1	—	1
1909	17	14	1	3	—	12	1	—	2	2	—
1910	13	12	—	1	—	11	1	—	1	—	—
1911	7	6	—	1	—	4	2	—	1	—	—
1912	15	13	1	1	—	10	3	—	1	—	1
1913	13	11	1	1	—	10	2	—	1	—	—
1914	12	9	1	2	—	8	1	1	1	1	—
Zufam.	596	449	51	86	10	355	119	21	75	12	14

III. Verzeichnis

derjenigen Schüler, die die letzte Klasse der Oberrealschule absolviert, bzw. die Reifeprüfung bestanden haben.

Anmerkung: Ausser dem Namen gibt das Verzeichnis der Reihenfolge nach an: Konfession, Geburtsort, späterer Beruf und Wohnort. Ein † bedeutet, dass der Betreffende gestorben ist. Die letzteren Angaben beruhen zum Teil bloss auf Mitteilungen von Mitschülern, ohne dass es möglich war, eine authentische Bestätigung zu erhalten.

1866/7.

1. Karl Fogarascher, evang., Reussmarkt. Oberkontrollor der k. ung. Staatsbahn, Klausenburg
2. Joh. G. Goebbel, evang., Hermannstadt. Chemiker-Ingenieur, Hermannstadt
3. Engelbert Hansmann, röm.-kath., Hermannstadt. K. u. k. Hauptmann †
4. Rudolf Horatschek, röm.-kath., Kronstadt. K. u. k. Hauptmann i. R., Ilyefalva
5. Gustav Zacharides, evang., Hermannstadt. K. ung. Post- und Telegrapheninspektor i. R., Fiume.

1867/8.

6. Joh. Kasper, evang., Heltau. Wollwebereibesitzer, Craiova †
7. Mich. König, evang., Hermannstadt. Zeichenlehrer i. R., Hermannstadt
8. Karl Pavelka, röm.-kath., Kronstadt. Eisenbahnbeamter
9. Josef Reichel, evang., Salzburg. Bierbrauer †
10. Karl Untchj, evang., Hermannstadt. K. u. k. Marine-Chemiker, Pola †
11. Heinrich Westen, röm.-kath., Eltsch (Ungarn). Bergingenieur, Österreich †.

1868/9.

12. Gustav Bressler, evang., Hermannstadt. Vorschussvereinskontrollor, Hermannstadt †
13. Moritz v. Kimakovicz, röm.-kath., Klobuck (Mähren). Ingenieur, Museumskustos, Hermannstadt
14. Josef Lissai, röm.-kath., Broos. Oberbuchhalter der „Albina“, Hermannstadt
15. Josef Maxim, gr.-or., Boicza. Handelsschulprofessor, Kronstadt †.

1869/70.

16. Ferdinand Bittermann, röm.-kath., Kronstadt. Finanzbeamter, Schässburg †
17. Valerian Brotte, gr.-or., Reschinar. Kaufmann †
18. Michael Fleischer, evang., Grosspold. Stadtwirtschaftler, Mühlbach †
19. Gustav Kirchgatter, evang., Hermannstadt. Ingenieur und Staatsbahninspektor i. R., Hermannstadt
20. Friedrich Krasser, evang., Hermannstadt. Kommerzieller Buchhalter, Glasgow (Schottland)
21. Otto Lázár, röm.-kath., Csikszereda
22. Edmund Lutsch, evang., S.-Reen †
23. Franz Neugeboren, evang., Hermannstadt. Dir. der chem. Fabrik Netz, Jena.

1870/1.

24. Emil v. Ásbóth, evang., Neuarad. Generaldirektor in Firma Ganz & Cie., Budapest
25. Emanuel Cioran, gr.-or., Reschinar
26. Nikolaus Fogarasi, gr.-or., Dragusch
27. Julius Filipescu, gr.-or., Naszod. K. ung. Forstmeister, Körösmező †
28. Julius Kraus (Erdélyi), evang., Mühlbach. Forstingenieur
29. Johann Leicht, röm.-kath., Csikszereda. K. ung. Staatseisenbahn-Oberinspektor, Betriebsleiterstellvertreter, Klausenburg
30. Moritz Pfalz, röm.-kath., Kaschau
31. Alfred Süßmann, evang., Kronstadt. Ingenieur Wien †
32. Karl Theiss, evang., Hermannstadt. Droguist †.

1871/2.

33. Aladár Brúz, ref., Déva †
34. Friedrich Dengel, evang., Mediasch. Stadthauptmann, Mediasch
35. Julius Hain, evang., Hermannstadt. Stud. techn. †
36. Johann Kloos, evang., Neppendorf. Förster, freiherrl. Königswarterischer Oberbuchhalter i. R., Szarvas
37. Ludwig Latzhegyi, röm.-kath., Görgényszentimre
38. Friedrich Wächter, evang., Hermannstadt. Dr. phil., technischer Rat in der IV. Sektion des technischen Militärkomités, Wien
39. Friedrich Wolf, evang., Hermannstadt. Privatier, Hermannstadt.

1872/3.

40. Karl Arz v. Straussenburg, evang., Hermannstadt. K. u. k. Oberstleutnant im Generalstab †
41. Ernst Benisch, röm.-kath., Bukarest. Ingenieur, Rumänien

42. Wilhelm Capesius, evang., Hermannstadt. Landesforstrat, Steiermark †
43. Albert von Dietrich, evang., Hermannstadt. K. u. k. Feldmarschall-leutnant, Festungskommandant, Sarajevo
44. Constanz Dobler v. Friedburg, röm.-kath., Leutschau. K. u. k. Generalmajor, Hermannstadt
45. Andreas Drotlof, evang., Mediasch. Techniker †
46. Hermann Fleiszig, mos., Fogarasch. Fabrikant, Fogarasch
47. Moritz Graeser, evang., Mediasch. Techniker, Mädchenschullehrer, Mediasch †
48. Gustav Hennrich, evang., Hermannstadt †
49. Hermann Hertel, evang., Hermannstadt. Techniker †
50. Albert Imreh, evang., Paké. Oberinspektor der k. k. priv. Südbahn, Budapest.
51. Michael Kauntz, evang., Donnersmarkt. Leiter des Elektrizitätswerkes, Hermannstadt †
52. Rudolf Kirchgatter, evang., K. u. k. Hauptmann †
53. Ferdinand Mally, röm.-kath., Hermannstadt. Staatsgymnasialprofessor i. R., Pressburg
54. Karl Montsch, evang., Fogarasch. Chemiker, Bierbrauer, Hermannstadt †
55. Georg Orescu, gr.-or., Bukarest. Ingenieur, Rumänien
56. Karl Peisser, röm.-kath., Déva. Oberingenieur des röm.-kath. Bistums in Grosswardein
57. Julius Popea, gr.-or., Hosszufalu
58. Adolf Schaefer, evang., Hermannstadt. Militär-Oberrechnungsrat II. Kl., Hermannstadt
59. Adolf Schmidt, röm.-kath., Marosvásárhely. Forstmeister †
60. Karl Schreiber, evang., Hermannstadt. Oberförster, Hermannstadt †
61. Johann Schuleri, evang., Broos. Techniker †
62. August Senior, röm.-kath., Nagyenyed. Genieoffizier †
63. Karl Wenzel, evang., Luisenthal (Bukowina)
64. Johann Zlatko, gr.-or., Kronstadt.

1873/4.

65. Wilhelm Albrich v. Hermannsheim, evang., Hermannstadt. K. u. k. Oberst des Ingenieuroffizierskorps i. R., Wien
66. Constantin Barcian, gr.-or., Kronstadt
67. Karl Baron Bedeus v. Scharberg, evang., Hermannstadt. K. ung. Staatsbahninspektor, Arad
68. Thomas Billes, evang., Heltau. K. k. Staatsbahnrat, Linz
69. Emil Binder, evang., Mühlbach. Privatingenieur, Mühlbach

70. Johann Bozián, gr.-or., Kézdivásárhely
71. Adolf Breckner, evang., Agnetheln. Lebt in Agnetheln
72. Emil Bruckner, evang., Hermannstadt. K. u. k. Oberstleutnant und Platzkommandant, Hermannstadt
73. Constantin Colbászi, gr.-kath., Blasendorf. Gutsbesitzer, Spring.
74. Adolf Czink, evang., Hermannstadt. Offizier †
75. Ernst Dekani, evang., Bistritz. Direktor der Komitatspfandleihanstalt, Bistritz †
76. Peter Fleischer, evang., Heltau. K. u. k. Oberst i. R., Hermannstadt
77. Julius Fronius, evang., Gergeschdorf. Chemiker, Fabriksdirektor †
78. Albert Kessler, evang., Hermannstadt. Kassier, Kronstadt
79. Michael Kraus, evang., Holzmengen. K. u. k. Hauptmann †
80. Wilhelm v. Kraus, evang., Fogarasch. Grundbesitzer und Ziegelfabrikant, Fogarasch †
81. Ernst Kühlbrandt, evang., Kronstadt. Gymnasialprofessor, Kronstadt
82. Árpád Lázár, röm.-kath., Gyergyószentmiklós. Gutsbesitzer
83. Gustav Maetz, evang., Mediasch. Baumeister, Hermannstadt
84. Michael Magyari, unit., Klausenburg. Redakteur des Ellenzék, Klausenburg
85. Zacharias Moga, gr.-or., Mühlbach. Chefingenieur der rom. Staatseisenbahn †
86. Heinrich Kirchner v. Neukirchen, röm.-kath., Prag. K. u. k. Major d. R.
87. Johann Pamfilie, gr.-or., Mühlbach. Architekt des gr.-or. Konsistoriums, Hermannstadt
88. Karl v. Reményik, evang., Dobschau. Architekt, Klausenburg
89. Karl Rimner, evang., Hermannstadt. Oberförster, Broos
90. Josef Schuster, evang., Broos. Oberförster, Broos †
91. Friedrich Simonis, evang., Hermannstadt. K. u. k. Militärverpflegsoberverwalter †
92. Moritz Steinfeld, mos., Marosvásárhely Offizier †
93. Franz Wagner, evang., Hermannstadt. K. u. k. Hauptmann †
94. Friedrich Wellmann, evang., Broos. Realschulprofessor i. R., Hermannstadt
95. Adolf Wolff, röm.-kath., Hermannstadt
96. Franz Wolff, röm.-kath., Hermannstadt. Postbeamter †.

1874/5.

97. Cornelius Ciorean, gr. or., Reschinar. Direktor der rom. Nationalbank, Bukarest
98. Friedrich Connert, evang., Hermannstadt. Ingenieur der Allgem. Elektr. Gesellschaft, Vorstand der Dampfmaschinenabteilung, Charlottenburg

99. Moritz Conradt, evang., Reps. Ministerialbeamter, Budapest †
100. Friedrich Fabritius, evang., Hermannstadt. Militärintendant †
101. Wilhelm Felmerer, evang., Fogarasch. Kaufmann †
102. Franz Felszegi, ref., Nagyenyed. Betriebsleiter der k. ung. Staatsbahn, Klausenburg
103. Baptist Giacomuzzi, Sian (Tirol). Offizier
104. Samuel Glück, mos., Alvincz
105. Reinhardt Glückseel, röm.-kath., Abrudbánya
106. Julius Gottschling, evang., Kirchberg. K. u. k. Hauptmann †
107. Feodor Gutt, evang., Broos. Militärbeamter †
108. Julius Kosa, röm.-kath., Alsótorja. Oberingenieur der Staatseisenbahn †
109. Otto Krasser, evang., Hermannstadt. Militärrechnungsrat †
110. Ernst Kraus, evang., Petersdorf. Oberingenieur, Breslau
111. Eduard Kuna, röm.-kath., Hermannstadt. Militärbeamter
112. Hugo Lüdecke, evang., Hermannstadt. Wirtschaftsrat und Zentralgüterdirektor i. R., Hermannstadt
113. Emil Marschall, evang., Vajdahunyad. K. u. k. Oberrechnungsrat I. Kl. im 4. Armeekorps, Budapest
114. Andreas Meltzer, evang., Hermannstadt. Dynamitfabrikdirektor in Oviedo (Spanien)
115. Friedrich Mohr, röm.-kath., Borszék
116. Viktor Nagelschmidt, evang., Reps. Apotheker †
117. Emil Schuller, evang., Broos. Förster †
118. Friedrich Schunn, evang., Broos. Privatingenieur und Baumeister, Czernowitz
119. Franz Staerk, röm.-kath., Wien. Architekt und Stadtbaumeister. Mitglied des Gemeinderates, des Stadtrates usw., Graz
120. Eduard Schuster, evang., Mediasch. Privatier, Mediasch †
121. Domokos Varró, ref., Nagyenyed. Baurat Grosswardein
122. Johann Weingart, röm.-kath., Kronstadt. Inspektor der österr.-ung. Bank, Vorstand der Bankfiliale, R. F. I. O.
123. Friedrich Welther, evang., Kronstadt. Offizier †
124. Albert Wenzky, röm.-kath., Hermannstadt, Oberingenieur i. R., Graz †
125. Karl Wolff, evang., Fogarasch. Postbeamter
126. Wilhelm Woiciechowsky v. Jelita, röm.-kath., Karlsburg. Oberbeamter der ung. Eskompte- und Wechselbank, Budapest.

1875/6.

127. Akos Domokos, ref., Alsócsernáton
128. Gustav Eitel, evang., Kronstadt. Seifenfabrikant, Kronstadt †
129. Josef Filtsch, evang., Hermannstadt. Fabrikdirektor †
130. Karl Foith, röm.-kath., Torda, Universitätsstudent †
131. Viktor Gyulay, ref., Kövesd. Kön. Bezirksgerichtsoffizial

132. Karl Haas, evang., Hermannstadt. Offizier †
133. Paul Józsa v. Szárazajta, ref., Michelsdorf. K. ung. techn. Rat, Chef des k. ung. Bauamtes, Schässburg
134. Ludwig Kessler, evang., Hermannstadt. Militärbaurechnungsrat, Pressburg
135. Ladislaus Kolbász, röm.-kath., Oláhtoplicza
136. Géza Krczyzewsky Ritter v. Kloda, röm.-kath., Marktschelken, Steueramtsvorstand, Karlsburg
137. Johann Lengyel, röm.-kath., Sepsiszentgyörgy. K. ung. Generalmajor, Szatmárnémeti †
138. Demeter Muntean, gr.-or., Toporcsa. K. u. k. Leutnant †
139. Ladislaus Panuska, röm.-kath., Marosvásárhely. K. u. k. Oberst der Genietruppe und Geniedirektor, Ragusa
140. Georg Petri, evang., Hamruden
141. Olivier Pogatschnik, röm.-kath., Székelyudvarhely. Geometer
142. Emilian Popovits gr.-or. Hatszeg. Eisenbahningenieur. Rumänien
143. Josef Rothe, evang., Karlsburg. K. k. Hofrat a. D., Ritter des Ordens der eisernen Krone und des Franz Josefordens, Wien
144. Franz Sperrer, röm.-kath., Marosvásárhely. Leutnant †
145. Hugo Teffer, röm.-kath., Tulln. Architekt, Wien
146. Rudolf Thör, evang., Kronstadt. Abteilungsvorstand der Kronstädter allg. Sparkassa
147. Michael Timár, ref., Alsócsernáton
148. Karl Zerbes, evang., Heltau. K. u. k. Marineingenieur, Pola.

1877/8.

149. Josef Bock, evang., Broos. Komitatsbeamter, Hermannstadt
150. Demeter Bratianu, gr.-or., Rumänien. Ingenieur und Petroleumquellenbesitzer, Plojesti
151. Johann Bulhard, röm.-kath., Kimpolung (Bukowina). Kunstmaler, Kronstadt.
152. Adolf Grünfeld, mos., Kronstadt. Glasfabrikant, Privatier, Wien.
153. Jagello Koczynski, röm.-kath., Mediasch. Genieoffizier.
154. Jakob Nathanson, mos., Fogarasch. Fabrikant.
155. Viktor Osztiań, röm.-kath., Torda. Kulturingenieur, Budapest.
156. Aurel Popp, gr.-or., Blasendorf. Redakteur, Bukarest †
157. Michael Rehner, evang., Agnetheln. K. ung. Postoberinspektor, Budapest.
158. Cornelius Roman, gr.-or., Reschinar. Direktor der staatl. chemischen Anstalt, Bukarest
159. Gustav Römer, röm.-kath., Hermannstadt. Inspektor der Staatseisenbahn bei der Betriebsleitung in Klausenburg
160. Ernst Schmidt, evang., Kronstadt. Studierender der Landwirtschaft †

161. Anton Soulavý, röm.-kath. Kronstadt. K. ung. Grundbuchsführer, Szelistye
162. Ottokar Soulavý, röm.-kath., Kronstadt. Dr. techn. dipl. Ingenieur, Oberinspektor der Südbahn, Budapest
163. Wladimir Sotir, gr.-or., Bukarest. Stud. techn. †
164. Josef Spilka, evang., Hermannstadt. Chemiker, Uerdingen am Niederrhein
165. Josef Tangl, röm.-kath., Hermannstadt. Privatbeamter, Wien †
166. Ernst Thorwesten, röm.-kath., Zilah. Offizier †
167. Karl Zerbes, evang., Hermannstadt. K. u. k. Oberintendant, Temesvar.

1878/9.

168. Wilhelm Bock, evang., Reussmarkt. Ackerbauschuldirektor, Bistritz
169. Titus Gerendi, gr.-kath., Naszód. Dr. phil., Chemiker der staatl. Versuchsanstalt, Bukarest
170. Robert Henter, röm.-kath., Hermannstadt. Militärbeamter
171. Béla v. Imécs, röm.-kath., Sepsiréty
172. Georg Kapp, evang., Heltau. Offizier †
173. Johann v. Kaylich, röm.-kath., Fogarasch. Artilleriezeugsverwalter †
174. Stefan Keresztesde Nagybácson, röm.-kath., Karlsburg. Oberbaurat im Handelsministerium, Budapest
175. Jokann Mesko, röm.-kath., Zalathna. Werkstättenchef der Staatseisenbahn, Piski
176. Géza Mike, röm.-kath., Hermannstadt. Staatsrealschulprofessor, Fünfkirchen
177. Johann Papp, röm.-kath., Elisabethstadt. K. ung. Hofrat, Direktor der Maschinenhauptsektion der ung. Staatsbahn im Handelsministerium, Budapest
178. Johann Péchy, ref., Hermannstadt. Gutsbesitzer, Wal. Neudorf
179. Julius Petke, evang., Ilyefalva. Grundbesitzer, Szotyor
180. Rudolf Petrovich, röm.-kath., Szolnok. Militäroberintendant im Kriegsministerium, Wien
181. Camillo Pistel, röm.-kath., Aloisthal (Mähren). Ingenieur †
182. Georg Popp, gr.-or., Kronstadt. Chemiker der staatl. Versuchsanstalt, Bukarest
183. Aurel Procopianu, gr.-or., Dorna. Kandreni, Bukarest
184. Julius Swoboda, röm.-kath., Fogarasch. Chemiker
185. Benjamin Weidenfeld, mos., Szuczava.

1879/80.

186. Wilhelm Binder, evang., Broos. Mediziner †
187. Emanuel Bratu, gr.-or., Reschinar
188. Servian Cioranu, gr.-or., Reschinar

189. Albert Greger, evang., Hermannstadt. Militärrechnungsbeamter †
190. Julius Haymássy, röm.-kath., Zalaegerszeg
191. Viktor Kropatsch, röm.-kath., Karlstadt
192. Robert Severinus, evang., Bulkesch. Landwirt Hamlesch †
193. Flavius Sterca-Siulutiu, gr.-kath., Elisabethstadt. Güterverwalter †
194. Béla Temesváry, röm. kath., Nagysármás
195. Richard Truchelut, röm.-kath., Wien. Oberstleutnant, Platzkommandant, Triest
196. Adolf Weiss, evang., Kronstadt. Städtischer Buchhalter, Kronstadt.

1880/1.

197. Hermann Edelstein, mos., Ilyefalva. Postoberbeamter, Kronstadt
198. Arthur Heissmann, röm.-kath., Vajdarécse
199. Heinrich Lessmann, mos., Wal. Neudorf. Dr. med. Komitatsoberphysikus, Fogarasch
200. Eduard Mysz, evang., Wien †
201. Friedrich Quandt, evang., Hermannstadt. Geniemajor †
202. Siegmund v. Réthy, ref., Ivánfalva †
203. Hermann Severinus, evang., Bulkesch. Forstbeamter Kronstadt
204. Alexander Takács de Kis-Joka, röm.-kath., Arad. K. u. k. Oberstleutnant des Armeestandes, Mariatheresiopel
205. Béla Urbányi, röm.-kath., Világos. Oberbuchhalter, Arad
206. Benedikt Veress, ref., Dálnok. Finanzbeamter, Hermannstadt †
207. Ladislaus Zathureczky, Alsózatursca †
208. Moritz Zitter, mos., Hermannstadt. Wissenschaftl. Zeitschriftenverlag und Annoncenexpedition, Wien.

1881/2.

209. Julius Dienel, röm.-kath., Budapest
210. Cornelius Jekim, gr.-kath., Déva
211. Rudolf Kny, röm.-kath., Hermannstadt. K. u. k. Militärverpflegsverwalter, Foča
212. Karl Körperth, röm.-kath., Wien. Militärverpflegsoffizial, Wien †
213. Aurel Petrovits, gr.-kath., Hatszeg. Offizier †
214. Franz Pindur, evang., Kerz. Landwirt Kerz †
215. Georg Popovici, gr.-or., Kronstadt. Lehrer †
216. Rudolf Reschner, evang., Hermannstadt. Kgl. Oberforstingenieur, Sušak
217. Wilhelm Sigerus, evang., Hermannstadt, Kaufmann †.

1882/3.

218. Andreas Bosin, röm.-kath., Predazzo (Tirol). Bauunternehmer, Kronstadt
219. Karl Gecz, röm.-kath., Tyrnau. Dr. med., Wien †

- 220. Nikolaus Maxim, gr.-or., Freck. Beamter der rum. Staatsbahn, Bukarest
- 221. Wilhelm Mocznay, röm. kath., Arad. Militärbeamter im gem. Kriegsministerium, Wien
- 222. Friedrich Roth, evang., Hermannstadt. Finanzbeamter, Schässburg
- 223. Stefan Streit, röm.-kath., Karlsburg. Eisenbahnbeamter †.

1883/4.

- 224. Sigmund Belényesi, unit., Marosbogát. Ingenieur der ung. Staatseisenbahn †
- 225. Theodor Kovrig, röm.-kath., Nagyenyed. Technischer Rat im Handelsministerium, Budapest †
- 226. Georg Popovici, gr.-or., Kronstadt. Montan-Ingenieur, Grossindustrieller, Bukarest
- 227. Gustav Willesch, evang., Hermannstadt. Vorschussvereinsdirektor, Hermannstadt.

1884/5.

- 228. Wilhelm Habermann, röm.-kath., Hermannstadt. Bierbrauer, Kronstadt †
- 229. Adalbert Hanuš, röm.-kath., Hermannstadt. Militärverpflegsoberoffizial, Wien
- 230. Diamandi Manole, gr.-or., Kronstadt. Kaufmann
- 231. Ernst Moess, evang., Hermannstadt. Privatier, Hermannstadt
- 232. Emil Pollensky, röm.-kath., Broos. Geometer, Szelistye †
- 233. Andreas Sigmund, evang., Médiasch. Dipl. Ingenieur, Promontor (Budafok).

1885/6.

- 234. Emil Fischer, evang., Hermannstadt. K. u. k. Hauptmann im 61. Inf.-Rgmt., Temesvar
- 235. Wilhelm Fleischer, evang., Rohrbach. K. u. k. Major, Lehrer an der Militäroberrealschule in Eisenstadt
- 236. Ludwig v. Klokocsán, röm.-kath., Bistritz
- 237. Michael Kloss, evang., Neppendorf. Stadtorganist und Musikdirektor, S.-Reen
- 238. Michael Mettert, evang., Michelsberg. Techniker †
- 239. Julius Neugebauer, evang., Hermannstadt. K. u. k. Oberleutnant †
- 240. Samuel Sander, evang., Hermannstadt. K. u. k. Hauptmann, Goražda (Bosnien).
- 241. Constantin Sasso, gr.-or., Kronstadt. K. rom. Eisenbahninspektor, Bukarest
- 242. Karl Schunn, evang., Hermannstadt. Geometer. Sillein †
- 243. Nikolaus Sterca-Siulutiu, gr.-or., Abrudbánya. Bankbeamter †
- 244. Viktor Winter, röm.-kath., Friesach. K. k. Postkontrollor, Wien.

1886/7.

- 245. Albert Bresztovszky, röm.-kath., Mediasch. K. u. k. Militärintendant, Intendantzchef, Miskolcz
- 246. Heinrich Kny, röm.-kath., Hermannstadt. Oberoffizial der k. k. Nordbahn, Lundenburg (Mähren)
- 247. Wilhelm Melas, evang., Hermannstadt. Ingenieur, Philadelphia
- 248. Franz Schramek, röm.-kath., Kronstadt. K. ung. Major im 6. Honvédinf.-Rgmt., Mariatheresiopel
- 249. Karl Schröder, evang., Bukarest. K. u. k. Militärverpflegsoberoffizial, Budapest
- 250. Eugen v. Villecz, röm.-kath., Gurariului. Militärverpflegsoffizial †
- 251. Robert Wallentin, evang., Michelsberg. Beamter der österr.-ung. Bank, Roveredo
- 252. August Zell, evang., Heldsdorf. K. u. k. Oberstleutnant im Geniestab, Klagenfurt.

1887/8.

- 253. Johann Beer, röm.-kath., Kronstadt. OBERINGENIEUR der Südbahn
- 254. Julius Bonfert, evang., Hermannstadt. Militärverpflegsbeamter †
- 255. Gustav Fronius, evang., Hermannstadt. K. u. k. Hauptmann, Bistritz
- 256. Ambrus Lencsés, ref., Hermannstadt. Oberforstingenieur, Hermannstadt
- 257. Franz Renner, röm.-kath., Lugos. Klavierfabrikant und -Händler, Temesvar
- 258. Koloman Rozsnyay, ref., Zomba. Apotheker, Arad
- 259. Alois Schebesch, evang., Hermannstadt. Militärverpflegsbeamter †
- 260. Bar. Ernst v. Schleinitz, evang., Szentdemeter. Landwirt
- 261. Emil Schuschnig, evang., Hermannstadt. Kontrollor der Vereinsbank, Hermannstadt
- 262. Viktor Schuster, evang., Hermannstadt. Beamter der Verkehrsbank und Pfandleihanstalt, Wien †
- 263. David Steffu, gr.-or., Freck. Rumänien.

1888/9.

- 264. Julius Albrecht, evang., Hermannstadt †
- 265. Andreas Bak, röm.-kath., Klausenburg. K. ung. Artilleriehauptmann, Marosvásárhely
- 266. Johann Campian, gr.-or., BIRTHÄLM. Oberforstingenieur, Leschkirch
- 267. Friedrich Czekelius, evang., Hermannstadt. K. u. k. Hauptmann, ständiger Lehrer an der Militäroberrealschule, Mährischweisskirchen
- 268. Ludwig Deák, unit., Abásfalva. Einj.-Freiwilliger †

- 269. Adolf Hager, evang., Fogarasch. Bierfabrikant, Hermannstadt
- 270. Egon Müller, evang., Leipzig. Regierungsrat und Schulrat, Königsberg
- 271. Wilhelm Müller, evang., Hermannstadt. Lebt in Hermannstadt
- 272. Wilhelm Nerlinger, evang., Hermannstadt. Militärintendant †
- 273. Hermann Niedermaier, evang., Hermannstadt. K. u. k. Militärverpflegsoberoffizial, Hermannstadt
- 274. Julius Schütz, evang., Hermannstadt. Gemeindevotär, Hammersdorf
- 275. Basilius Stanesco, gr.-or., Kronstadt. Ingenieur, Plojesti
- 276. Hermann Wagner, evang., Broos. Dipl. Ingenieur bei der Sparkassa, Hermannstadt
- 277. Stefan Zsoldos, ref., Tekendorf. Oberingenieur der k. ung. Staats-eisenwerke, Budapest.

1889/90.

- 278. Julius Bell, evang., Hermannstadt †
- 279. Johann Billes, evang., Hermannstadt. Städtischer Steuerbeamter, Hermannstadt
- 280. Viktor Diebold, evang., Hermannstadt. Abteilungsvorstand der Sparkassa, Hermannstadt
- 281. Gustav Gerger, evang., Fogarasch. K. u. k. Militärintendant, Intendantchef, Temesvar
- 282. Nikolaus Grama, gr.-or., Fogarasch. Ingenieur, Rumänien
- 283. Gustav Kiszling, evang., Fogarasch. Oberbuchhalter der Bodenkreditanstalt, Hermannstadt
- 284. Friedrich Kreisler, evang., Hermannstadt. K. u. k. Hauptmann, Lehrer an der technischen Militärakademie, Mödling
- 285. Viktor Lehrmann, gr.-or., Ojtoz. Ingenieur, Deutschland
- 286. Alexander Moldovan, gr.-or., Boicza. Gutsbesitzer, Déva
- 287. Oswald Nemetz, evang., Petrozsény. Gemeindeobernotär, Grossau
- 288. Gustav Stummer, röm.-kath., Hermannstadt. K. u. k. Korvettenkapitän, Kommandant S. M. S. Turul, Pola.

1890/1.

- 289. Peter Fleischer, evang., Heltau. Landwirt †
- 290. Albert Gebora, evang., Hermannstadt. Privatbeamter, Hermannstadt
- 291. Ferdinand Hess, röm.-kath., Hermannstadt. Staatseisenbahnkontrollor, Budapest
- 292. Johann Kress, röm.-kath., Klausenburg. Offizier †
- 293. Hermann v. Larcher, röm.-kath., Hermannstadt. Papierfabrikdirektor, Busteni
- 294. Josef v. Rozsnyay, ref., Zomba. Dr., mag. pharm., Apotheker, Arad.

1891/2.

295. Dionys Balossu, gr.-or., Abrudbánya. Ingenieur, Bauoberkommissär der österr. Staatseisenbahn, Wien
296. Alexander Bucesan, gr.-or., Szelistye †
297. Nikolaus Cristea, gr.-or., Hermannstadt †
298. Max Cziegler, evang., Hermannstadt. Beamter der Bodenkreditanstalt, Hermannstadt
299. Alexander Dusoiu, gr.-or., Kronstadt. Kaufmann, Kronstadt
300. Michael Fleischer, evang., Grosschenk. Prof., Zeichenlehrer, Bistritz
301. Julius Henrich, evang., Hermannstadt. Buchhalter des Elektrizitäts-Werkes, Hermannstadt
302. Karl Jekelius, evang., Kronstadt. Buchhalter der Sparkasse, Kronstadt
303. Viktor Kepp, evang., Reussmarkt. Techniker †
304. Josef Schuller, evang., Kronstadt. Photograph, Kronstadt
305. Wilhelm Schulz, evang., Hermannstadt. Advokaturskanzlist, Hermannstadt
306. Johann Weindel, evang., Hermannstadt. Kaufmann, Hermannstadt.

1892/3.

307. Wilhelm Czekelius, evang., Hermannstadt. Unternehmer
308. Georg Dusoiu, gr.-or., Kronstadt. Architekt, Kronstadt
309. Johann Kerschner, evang., Hermannstadt. Sparkassabeamter, Hermannstadt.
310. August Klima, röm.-kath., Mediasch. K. u. k. Militärunterintendant, Hermannstadt
311. Albert v. Laizner, röm.-kath., Olmütz. K. u. k. Pionierhauptmann, Pržmysl
312. Wilhelm Marschall, evang., Hermannstadt. Versicherungsbeamter, Hermannstadt
313. Friedrich Ohnweiler, evang., Hermannstadt †
314. Anton Riha, röm.-kath., Hermannstadt. K. u. k. Militärunterintendant, Kaschau
315. Ernst Schütz, evang., Hermannstadt. Beamter der Bezirkskrankenkasse †
316. Karl Weissörtel, evang., Mühlbach. Prof. der k. preuss. Bau-gewerkschule, Buxtehude
317. Gabriel Zágoni, röm.-kath., Kronstadt †
318. Emil Zumpe, röm.-kath., Kronstadt. Oberinspektor, Betriebsleiter-stellvertreter der städtischen Strassenbahnen, Wien,

1893/4.

319. Friedrich Chrestel, evang., BIRTHÄLM. Oberingenieur, Heizhauschef, Ruttka
320. Adolf Essigmann, evang., Agnetheln. Eisenbahningenieur, Mostar
321. Hermann Gottschling, evang., Hermannstadt. Dipl. Ingenieur, Hermannstadt
322. Johann Haner, evang., Fogarasch. Staatseisenbahningenieur, Csikszereda
323. Franz Hartmann, evang., Hermannstadt. Inspektor der städtischen Strassenbahnen, Wien
324. Marko Kosilkof, evang., Hermannstadt. Dipl. Ingenieur, Hermannstadt
325. Theophil Nicodinescu, evang. Galatz. Kontrollor der österr.-ung. Bank, Wien
326. Karl Philp, evang., Reussmarkt. Ackerbauschuldirektor, Marienburg †
327. Eduard Weindel, evang., Hermannstadt. Dipl. Ingenieur, Sachverständiger für Maschinenbau Tetschen a. E.

1894/5.

328. Nikolaus Aleman, gr.-or., Toporcsa. Offizier in Rumänien
329. Michael Blasius, evang., Kleinschergied. Katasteringenieur, Klausenburg
330. Karl Boér, röm.-kath., Hermannstadt. Kath. Priester
331. Armin Müller, evang., Hermannstadt. Architekt, Baden bei Wien.
332. Paul Riefler, röm.-kath., Hermannstadt. Zollbeamter
333. Viktor Schramm, evang., Hermannstadt. Architekt, Hermannstadt
334. Josef Schreiber, evang., Kronstadt. Tuchfabrikant, Mitchef der Firma Scherg u. Cie., Kronstadt
335. Robert Schuster, evang., Hermannstadt. Professor am technologischen Gewerbemuseum, Wien
336. Adolf Sonntag, evang., Hermannstadt. Beamter der Bodenkreditanstalt, Hermannstadt
337. Nik. Stanciu, gr.-kath., Alsóvíst. Eisenbahningenieur, Kronstadt
338. Johann Stojan, gr.-or., Hosszufalu
339. Georg Voda, gr.-kath., Alttóhan. Ingenieur, Bukarest.

1895/6.

340. Gustav Binder, evang., Heltau. Maschineningenieur, Fabriksbesitzer, Heltau
341. Romulus Ciugudean, gr.-or., Pojana. Inspektor der Banca poporala, Czernowitz
342. Waldemar Copony, evang., Kronstadt. Landesingenieur, Gemeinderat, Graz

- 343. Karl Goritz, evang., Hermannstadt. Ingenieur, Marosvásárhely
- 344. Rudolf Hahn, evang., Hermannstadt. Dipl. Ingenieur, Hermannstadt
- 345. Viktor Mandeal, gr.-or., Unterporumbach. Staatseisenbahningenieur, Arad
- 346. Rudolf Ohnweiler, evang., Hermannstadt. Architekt, Bukarest
- 347. Hermann Phleps, evang., BIRTHÄLM. Prof. Dr. ing., Privatdozent für Architektur an der technischen Hochschule in Danzig
- 348. Wendelin Schramm, röm.-kath., Marburg. Chemiker-Ingenieur, Adjunkt der k. k. montanistischen Hochschule, Leoben.

1896/7.

- 349. Moritz Goldstein, jetzt Gál, mos., Csucsá. Notär in Ferdinandsberg
- 350. Viktor Hollinek, evang., Wien. Techniker, Kaufmann, Hermannstadt
- 351. Hermann König, evang., Heltau. Maschinenbauingenieur, Budapest
- 352. Georg Krafft, evang., Michelsberg. Dipl. Ingenieur, Skodawerke, Pilsen
- 353. Trajan Mihaiu, gr.-or., Algyógy. Volkswirtschaftler, Broos †
- 354. Richard Seibriger, evang., S.-Reen. Oberchemiker, Berlin
- 355. Albert Schuster, evang., Hermannstadt. Ingenieur, Prag-Smichow
- 356. Adalbert Vertán, röm.-kath., Battonya. Gutsbesitzer, Battonya

1897/8.

- 357. Georg Billes, evang., Heltau. K. u. k. Artilleriehauptmann, Travnik
- 358. Hans Fleischer, evang., Heltau. Gemeindenotär, Heltau
- 359. Robert Goldschmidt, evang., Freck. Dipl. Ingenieur, Ingenieurskanzlei für Elektrotechnik und Maschinenbau, Kronstadt
- 360. Franz Goldstein, mos., Csucsá. Dipl. Notär, Zeichner, Debreczin
- 361. Heinrich Herbert, evang., Heltau. Beamter der Bodenkreditanstalt, Hermannstadt
- 362. Rudolf Huber, evang., Hermannstadt. Dipl. Ingenieur, Fabrikdirektor der Holzverkohlungsgesellschaft, Resicza
- 363. Rudolf Jakobi, evang., Reps. Ingenieur †
- 364. Alfred v. Klimke, röm.-kath., Hermannstadt. K. u. k. Leutnant †
- 365. Marcel Moldovan, gr.-or., Boicza. Bergingenieur
- 366. Peter Nemesiu, gr.-or., Kronstadt. Ingenieur, Berlin
- 367. Gustav Paulini, evang., Heltau. Sparkassabeamter, Hermannstadt
- 368. Karl Rost, evang., Budapest. Fabrikant, Wien
- 369. Gustav Singer, evang., Hermannstadt. K. u. k. Oberleutnant †
- 370. Anton Seiverth, röm.-kath., Hermannstadt. Notär, Petersdorf bei Mühlbach
- 371. Fabius Toma, gr.-or., Hermannstadt. Prokurist in Firma Moldovan & Boros, Braila
- 372. Egon Vavrecska, röm.-kath., Prag. Ingenieur.

1898/9.

- 373. Johann Baile, gr.-or., Vale. Waisenvater, Mühlbach
- 374. Albert Binder, evang., Hermannstadt. Sparkassabeamter, Hermannstadt
- 375. Moritz Binder, evang., Hermannstadt. Ingenieur, Tabaksregiebeamter, Sarajevo
- 376. Georg Frank, evang., Hermannstadt. Städtischer Ingenieur, Hermannstadt †
- 377. Karl Lauritsch, röm.-kath., Fogarasch. Kaufmann, Fogarasch
- 378. Georg Liehn, evang., Weidenbach. Chefingenieur, Campina (Rumänien)
- 379. Basilius Maxim, gr.-or., Porcesd †
- 380. David Mohan, gr.-or., Hermannstadt. Beamter der „Albina“, Hermannstadt
- 381. Robert Philipp, röm.-kath., Eperjes. Ingenieur
- 382. Johann Schickedanz, evang., Nürnberg. Dipl. Landwirt.

1899/1900.

- 383. Gustav Bach, evang., Hermannstadt. Fabriksbeamter, Budapest
- 384. August Balaban, gr.-or., Alzen. Wegmeister, Leschkirch
- 385. Ernst Buchinger, evang., Hermannstadt. Beamter der Bezirkskrankenkasse, Hermannstadt
- 386. Fritz Connert, evang., Hermannstadt. Ingenieur der Skodawerke, Pilsen
- 387. Richard Connerth, evang., Rosenau. Dipl. Ingenieur, Budapest
- 388. Lothar Copony, evang., Kronstadt. Adjunkt im k. k. Eisenbahnministerium, Wien
- 389. Michael Englisch, evang., Hammersdorf. Landwirtschaftslehrer, Mediasch
- 390. Friedrich Göbbel, evang., Hermannstadt. Sparkassabeamter, Hermannstadt †
- 391. Frobert Michaelis, evang., Hermannstadt. Forstingenieur, Hermannstadt
- 392. Georg Orosz, ref., Klausenburg. K. u. k. Oberleutnant, Trencsén
- 393. Friedrich Schwabe, evang., Hermannstadt. Beamter des Elektrizitätswerkes, Hermannstadt
- 394. Eugen Tilea, gr.-kath., Torda. Dipl. Ingenieur, Antreprenor, Bukarest
- 395. Florian Varga, gr.-or. Székudvar
- 396. Albert Wagner, evang., Hermannstadt. Beamter des Elektrizitätswerkes, Hermannstadt.

1900/1.

- 397. Hermann Connert, evang., Grossau. Ingenieur, Baukommissär, Vorstand-Stellvertreter der k. k. Bahnerhaltungssektion. Aussig
- 398. Remus Cosma, gr.-or. Hermannstadt. Hotelbesitzer, Calimanest
- 399. Johann Fleischer, evang., Heltau. Wollwebereileiter, Heltau
- 400. Michael Fleischer, evang., Heltau. Dipl. Ingenieur, k. k. Gewerbeinspektor, Czernowitz
- 401. Wilhelm Fraetschkes, evang., Kronstadt. K. u. k. Ökonomieadjunkt, Ráczeve
- 402. Richard Kraemer, evang., Hermannstadt. Einjährig-Freiwilliger †
- 403. Erwin Maetz, evang., Klausenburg. Dipl. Ingenieur, Bauunternehmer, Marosvásárhely
- 404. Alfred Tetzner, evang., Görkau (Böhmen). K. u. k. Oberleutnant, Kaschau
- 405. Conrad Wagner, evang., Agnetheln. Dr. jur., Advokaturskonzipient, Hermannstadt.

1901/2.

- 406. Karl Binder, evang., Heltau. Städtischer Forstmeister, Bistritz
- 407. Gerhard Gross, evang., Mühlbach. Obergeringieur des elektrischen Werkes, Kattowitz, Pr.-Schlesien
- 408. Franz Jaineck, ev., Hermannstadt. Sparkassabeamter, Hermannstadt
- 409. Erwin Klein, evang., Hermannstadt. Versicherungsbeamter, Hermannstadt
- 410. Georg Mesch, evang., Heltau. Dipl. Landwirt, Heltau
- 411. Viktor Mesch, evang., Heltau. Dr. jur., Fabriksbesitzer, Czoodt
- 412. Viktor Popp, gr.-or., Vajdahunyad. Buchhalter der Hatiegana, Hatszeg
- 413. Harry Rose, evang., Reps. Sparkassabeamter, Hermannstadt
- 414. Albert Schaefer, evang., Hermannstadt. Chemikeringieur, Hilfsassistent der k. k. landwirtschaftlichen Pflanzenschutzstation, Wien.
- 415. Franz Widmann
- 416. Hermine Bruckner, evang., Hermannstadt. Mädchenbürgerschullehrerin, Hermannstadt
- 417. Alice Wolff, verh. Fleischer, evang., Hermannstadt. Gewerbeinspektorsgattin, Czernowitz.

1902/3.

- 418. Viktor Aleman, gr.-or., Toporcsa. † als Einjährig-Freiwilliger
- 419. Ivo Arnyasy, evang., Hermannstadt. Dipl. Ingenieur, Betriebsleiter der Spiegel glasaktiengesellschaft, Freden bei Dresden
- 420. Karl Bécsy, evang., Hermannstadt. Beamter der Bezirkskrankenkasse, Hermannstadt
- 421. Michael Fabritius, evang., Hermannstadt. Ingenieur, Hermannstadt

422. Viktor Fabritius, evang., Wien. Beamter der Bodenkreditanstalt, Hermannstadt
423. Alexius Farkas, evang., Hermannstadt. Kontrollor des Vorschussvereines, Hermannstadt
424. Julius Fleischer, evang., Heltau. Landwirt, Grosschenk
425. Hermann Gerger, evang., Hermannstadt. Sparkassabeamter, Hermannstadt
426. Heinrich Harth, evang., Hermannstadt. Notär, Sächsisch-Abtsdorf
427. Thomas Herbert, evang., Heltau. Notär, Schellenberg
428. Rudolf Horwath, evang., Zeiden. Werkzeugfabrikant, Zeiden
429. Ernst Kapp, evang., Hermannstadt. Reisender, Wien und Marseille
430. Alfred Klein, evang., Hermannstadt. Sparkassabeamter, Hermannstadt
431. Oskar Kraemer, evang., Hermannstadt. Schriftleiter der „Tagespost“, Hermannstadt
432. Michael Löhr, röm.-kath., Turnuseverin. Revident der I. k. k. privilegierten Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, Wien
433. Georg Mathéy, gr.-or., Hermannstadt. Maler und Grafiker, Kgl. Kunstgewerbemuseum, Berlin
434. Hermann Mild, evang., Schässburg. Ingenieur, Schässburg
435. Hermann Petri, ev., Hermannstadt. Sparkassabeamter, Hermannstadt
436. August Poll, evang., Galatz. Apotheker
437. Romulus Popescu, gr.-or., Hermannstadt. Beamter der „Albina“, Hermannstadt
438. Friedrich Schiel, evang., Rosenau. Oberbuchhalter und Prokurist der Papierfabrik, Busteni
439. Gustav Schneider, evang., Hermannstadt. Notär, Stölzenburg
440. Martin Schwarz, evang., Mediasch. Notär, Schaaß
441. Michael Sill, evang., Heltau. Beamter der Papierfabrik Petersdorf
442. Onorius Tilea, gr.-kath., Schmiegen. Jurist, Budapest
443. Alfred Widmann, evang., Kronstadt
444. Georg Zerbes, evang., Hamruden. Dr., Chemikeringenieur, Betriebsleiter der Chlorfabrik, Brückl (Kärnten)
445. Gustav Zink, evang., Hermannstadt. K. u. k. Verpflegsoffizial, Peterwardein
446. Andor Steinacker, evang., Budapest. Dipl. Schiffbauingenieur, Fiume.

1903/4.

447. Karl Albrich, ev., Hermannstadt. Dr. med., Spitalsarzt, Hermannstadt
448. Valentin Andree, ev., Agnetheln. Sparkassabeamter, Hermannstadt
449. Heinrich Binder, evang., Trappold. Kreisnotär, Deutschbudak
450. Franz Bossert, evang., Hermannstadt. Städt. Ingenieur, Hermannstadt
451. Ernst Connert, evang., Hermannstadt. Architekt, Hermannstadt
452. Johann Craciun, gr.-or., Grosspold. Pfarrer, Spring

- 453. Michael Fleischer, evang., Heltau. Forstingenieur, Hermannstadt
- 454. Oskar Gross, evang., Kronstadt. Ingenieur, Budapest
- 455. Michael Hann, evang., Trappold. Notär, Jakobsdorf bei Agnetheln
- 456. Wilh. Hann v. Hannenheim, evang., Hermannstadt. Beamter der Vereinsbank, Hermannstadt
- 457. Karl Hinterleitner, evang., Hermannstadt. Postbeamter, Orsova
- 458. Josef Loew, evang., Reussmarkt. Beamter der Pensionsanstalt, Hermannstadt
- 459. Michael Markus, evang., Hamruden. Notär, Streitfort
- 460. Viktor Slavescu, gr.-or., Moichen. Pfarrer, Moichen
- 461. Gustav Schramm, evang., Hermannstadt. Sparkassabeamter, Hermannstadt
- 462. Viktor Schunn, evang., Hermannstadt. Prof., Zeichenlehrer, S.-Reen
- 463. Wilhelm Theis, evang., Kleinscheuern. Sparkassabeamter, Hermannstadt
- 464. Robert Wagner, ev., Hermannstadt. Sparkassabeamter, Hermannstadt
- 465. Julius Zelechowski, röm.-kath., Kronstadt. K. u. k. Marinekommissär, Pola.

1904/5.

- 466. Simon Fernengel, evang., Agnetheln. Notär, Magarei †
- 467. Georg Fleps, evang., Michelsberg
- 468. Ludwig Fronius, evang., Hermannstadt. Weingrosshändler, Hermannstadt
- 469. Hans Göbbel, evang., Hermannstadt. Dipl. Ingenieur-Konstrukteur Luftschiffhalle, Bitterfeld (Provinz Sachsen)
- 470. Gottfried Hager, evang., Agnetheln. Dipl. Landwirt, fürstl. Schaumburg Lippeische Herrschaft, Idahof b. Magyarboly (Baranya)
- 471. Gustav Kayser, evang., Hermannstadt. Beamter der Bodenkreditanstalt, Hermannstadt
- 472. Friedrich Kauntz, evang., Heltau. Technischer Beamter der Schuckertwerke, Wien
- 473. Guido Klein, evang., Hermannstadt. Geometer, Studierender der Bauingenieurschule, Wien.
- 474. Albert Kremer, evang., Hermannstadt. Beamter der österr.-ung. Bank, Szatmárnémeti
- 475. Gustav Lang, evang., Rauhtal. Notär, Grosskopisch
- 476. Demeter Marku, gr.-or., Szelistye. Ingenieur, Bukarest
- 477. August Salmen, evang., Blasendorf. Militärverpflegsaspirant †
- 478. Alfred Sigerus, evang., Hermannstadt. Dr. phil. Statistiker am statistischen Amt der Stadt Halle a. S.
- 479. Ernst Stenzel, evang., Hermannstadt. Architekt, München
- 480. Edmund Wultschner, evang., Hermannstadt. Sparkassabeamter, Hermannstadt

1905/6.

- 481. Heinrich Baumann, evang., Hermannstadt. Architekt, Hermannstadt
- 482. Johann Bloos, evang., Zeiden. Notär, Zeiden
- 483. Michael Bonfert, evang., Heltau. Assistent der tierärztlichen Hochschule, Budapest
- 484. Julius Fleischer, Heltau. Buchhalter, Karlsburg
- 485. Arthur Gross, evang., Mühlbach. Beamter der ung. Levanteschiffahrtsgesellschaft, Budapest
- 486. Edmund Holly, röm.-kath., Hermannstadt. Bankbeamter, Budapest
- 487. Max Jaineck, evang., Hermannstadt. Beamter des Vorschussvereines, Hermannstadt
- 488. Viktor Schiewerth, evang., Hermannstadt. Eisenbahnbeamter
- 489. Otto Schmidt, evang., Hermannstadt. Notär, Thalheim
- 490. Johann Weiss, evang., Hamruden. Notär, Gross-Schenk
- 491. Michael Zink, evang., Hermannstadt. Kassier der evang. Kirchenkasse, Hermannstadt
- 492. Hugo Daniel, ref., Kronstadt.
- 493. Virgil Voina, gr.-or., Réthely. K. u. k. Oberleutnant beim Platzkommando, Wien

1906/7.

- 494. Friedrich Bachner, evang., Hermannstadt. Privatbeamter, Mödling
- 495. Emil Essigmann, evang., Kronstadt. Beamter der österr.-ung. Bank, Wien
- 496. Trajan Georgescu, gr.-or., Hermannstadt. Beamter der „Albina“, Hermannstadt
- 497. Bernhard Grünblatt, jetzt Gerő, mos., Hermannstadt. Eisenbahnbeamter, Hermannstadt
- 498. Walter Herzberg, röm.-kath., Hermannstadt. Militärverpflegs-offizial, Hermannstadt
- 499. Fr. Otto Jickeli, evang., Hermannstadt. Dr. phil., Kaufmann, Hermannstadt
- 500. Vincenz Kheil, evang., Hermannstadt. Beamter der Bodenkreditanstalt, Hermannstadt
- 501. Demeter Moisin, gr.-or., Szelistye. Mediziner
- 502. Constantin Simian, gr.-or., Szelistye. Advokat, Rimnik
- 503. Gustav Sonntag, evang., Hermannstadt. Dr. med., Kreisarzt, Reussmarkt
- 504. Elias Toporcsan, gr.-or., Kleinpold. Bankbeamter, Bukarest
- 505. Andreas Weidenbacher, evang., Zeiden. Landwirt
- 506. Anna Albrich, evang., Hermannstadt. cand. phil., Prof., Kronstadt.

1907/8.

- 507. Arthur Bespaletz, röm.-kath., Hermannstadt. Dr. rer. pol., K. u. k. Oberleutnant, Kaschau
- 508. Viktor Czikeli, evang., Hermannstadt. Kaufmann, Hermannstadt
- 509. Albert Eitel, evang., Heltau. K. u. k. Forstassistent, Sasvár
- 510. Bruno Kremling, röm.-kath., Ung.-Weisskirchen. Mediziner, Heidelberg.
- 511. Hans Lissai, evang., Hermannstadt. Beamter der „Albina“, Hermannstadt
- 512. Karl Ort, röm.-kath., Hermannstadt. Beamter der Riunione Adriatica, Wien
- 513. Michael Reuer, evang., Hahnebach. Notär, Bell
- 514. Karl Roth, evang., Mediasch. Dipl. landwirtschaftl. Wanderlehrer, Hermannstadt
- 515. Bruno Schaller, evang., Lemberg. Sparkassabeamter, Hermannstadt
- 516. Max Scharf, mos., Wien. Dr. jur., Grosswardein
- 517. Wilhelm Simonis, evang., Hermannstadt. Städt. Steuerbeamter, Hermannstadt
- 518. David Simtion, gr.-or., Hermannstadt. Beamter der „Albina“, Hermannstadt
- 519. Andreas Stamm, evang., Brenndorf. Beamter der Pensionsanstalt, Hermannstadt.

1908/9.

- 520. Arthur Albert, evang., Hermannstadt. Beamter der Bodenkreditanstalt, Hermannstadt
- 521. Oskar Bock, evang., Hermannstadt. Cand. elektroing., München
- 522. Julius Covrig, gr.-kath., Hermannstadt. Beamter der „Albina“, Hermannstadt
- 523. Julius Fleischer, evang., Heltau. Landwirt, Grosschenk
- 524. Heinrich Gottschling, evang., Leschkirch. Beamter der Bodenkreditanstalt Hermannstadt,
- 525. Livius Ivascu, gr.-kath., Abrudbánya. Bankbeamter, Bukarest
- 526. Albert Kunte, evang., Hermannstadt. Studierender der Handelswissenschaften, Heidelberg
- 527. Ernst Lázár, röm.-kath., Hermannstadt. Beamter der österr.-ung. Bank
- 528. Johann Leonhardt, evang., Schässburg. Cand. arch., Schässburg
- 529. Arthur Lüdecke, evang., Hermannstadt. Jurist, Klausenburg
- 530. Viktor Maniu, gr.-or., Wien. Cand. ing. chem., Budapest
- 531. Franz Müller, evang., Nagybocksó. Komitatsbeamter, Máramarossziget
- 532. Michael Schopf, evang., Hermannstadt. Beamter der Bodenkreditanstalt, Hermannstadt
- 533. Aurel Vlad, gr.-or., Hermannstadt. Beamter der „Albina“, Hermannstadt

534. Johann Wächter, evang., Agnetheln. K. ung. Postmeisterstellvertreter, Agnetheln
535. Rudolf Weinrich, evang., Hammersdorf. Notär, Seligstadt
536. Walter Widmann, evang., Broos, Zeichenlehrer.

1909/10.

537. Georg Avrigean, gr.-or., Hermannstadt. Privatbeamter, Bukarest
538. Gustav Bechtholdt, evang., Mühlbach. Cand. ing., Budapest
539. Johann Broos, evang., Michelsberg. Notär, Weidenbach
540. Karl Conradt, evang., Hermannstadt. Stud. chem, Marburg
541. Karl Derner, evang., Kronstadt. Cand. arch., Wien
542. Arthur Fleischer, evang., Heltau. Landwirt, Grosschenk
543. Friedrich Gottreich, evang., Hermannstadt. Studierender der Tier-
arznei, Wien
544. Arthur Sadofsky, evang., Calafat. Cand. arch., Dresden
545. Ludwig Simonis, evang., Hermannstadt. Beamter des Vorschuss-
vereines, Hermannstadt
546. Rudolf Szczepanski, röm.-kath., Hermannstadt. Buchhalter der land-
wirtschaftlichen Maschinenfabrik von Hofherr und Schrantz, Budapest
547. Ernst Teutsch, evang., Schässburg. Abs. Handelshochschüler
548. Willibald Teutschländer, evang., Bukarest. Studierender der Land-
wirtschaft
549. Rudolf Ziegler, evang., Mühlbach. Militärverpflegssoffizial, Her-
mannstadt

1910/11.

550. Paul Eder, evang., Hermannstadt. Stud. jur.
551. Oskar Hablitschek, röm.-kath., Tuzla. Bergbau
552. Gustav Kheil, röm. kath., Hermannstadt. Beamter des Elektrizitäts-
werks, Hermannstadt
553. Hermann Müller, evang., Hermannstadt. Beamter der „Hamburg-
Amerika-Dampfschiffahrts-Gesellschaft“, Wien
554. Johann Seebächer, evang. Wolkendorf. Stud. theol. et phil.
555. Johann Zeibig, evang., Arad. Stud. techn.
556. Julius Savu, gr.-or., Mühlbach. Stud. arch.

1911/2.

557. Ernst Benedek, evang., Hermannstadt. Privatbeamter, Hretkovci
(Slawonien)
558. Wilhelm Binder, evang., Hermannstadt. K. u. k. Militärverpflegs-
aspirant, Wien
559. Eduard Goldstein, mos. Galatz. Technik, Charlottenburg
560. Waldemar Gust., evang., Kronstadt. Rechte
561. Friedr. Homm, evang., Hermannstadt. Technik

- 562. Ernst Kirscher, evang., Hermannstadt. Technik
- 563. Julius Meleg, röm.-kath., Hermannstadt. Militäarakademiker, Budapest
- 564. Gustav v. Salmon, röm.-kath., Leutschau. Militäarakademiker, Wienerneustadt.
- 565. Georg Schiel, evang., Busteni. Studierender der Landwirtschaft, Hohenheim
- 566. Wilhelm Schuller, evang., Hermannstadt. Landwirtschaft
- 567. Nikolaus Simtion, gr.-or., Hermannstadt. Technik
- 568. Karl Tomandel, evang., Hermannstadt. Landwirtschaft
- 569. Oskar Wandschneider, evang. Hermannstadt. Militär
- 570. Oskar Weber, evang., Biala. Technik, Wien
- 571. Friedrich Preisinger, röm.-kath., Pötzleinsdorf Leutnant d. R., Vertreter der Hofmöbelfabrik, Budapest.

1912/3.

- 572. Helmuth Czekelius, evang., Hermannstadt. Architektur
- 573. Otto Czekelius, evang., Hermannstadt. Architektur
- 574. Edwin Gross, evang., Hermannstadt. Handelswissenschaften
- 575. Alfred Hecht, evang., Hermannstadt. Verwaltung
- 576. Hans Henning (Hevesi), evang., Arbegen. Steueramtspraktikant
- 577. Julius Keul, evang., Hermannstadt. Chemie
- 578. Alfred Kolozsváry, röm.-kath., Hermannstadt. Technik
- 579. Heinrich Schwarz, evang., Hermannstadt. Medizin
- 580. Sabin Stefanescu, gr.-or., Kudzsir. Handelswissenschaften
- 581. Richard Wittenberger, evang., Hermannstadt. Technik
- 582. Karl Steydel, konfessionslos, Hermannstadt
- 583. Elise Heckert, evang., Denndorf. Medizin
- 584. Lothar Chrestels, evang., Eisenstadt. Technik.

1913/4.

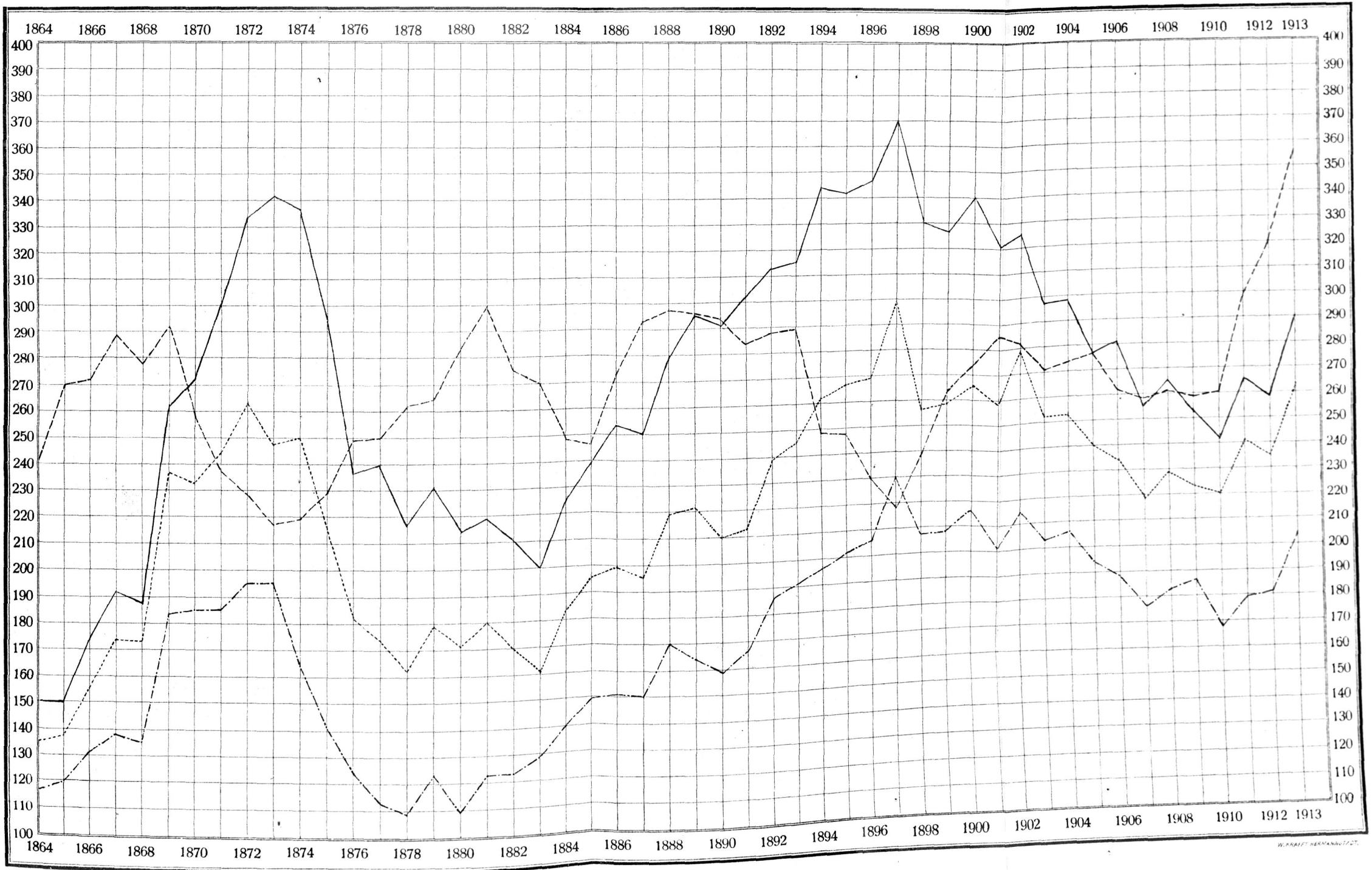
- 585. Alfred Carp, evang., Focşan (Romänien). Technik
- 586. Ladislaus Istvánfi, evang., Battonya. Technik
- 587. Alfred Kieltsch, evang., Hermannstadt. Handelswissenschaften
- 588. Andreas Konrad, röm.-kath., Grosszsám. Jus
- 589. Alfred Müller, evang., Hermannstadt. Handelswissenschaften
- 590. Jonel Petra, gr.-or., Sibiel. Technik
- 591. Daniel Schuster, evang., Hermannstadt Tierarznei
- 592. Wilhelm Serfözö, ref., Hermannstadt
- 593. Albert Spek, evang., Hermannstadt. Technik
- 594. Julius Strobel, evang., Budapest. Forstwesen
- 595. Egon Wachner, evang., S.-Reen. Handelswissenschaften
- 596. Coriolan Bárdossy, gr.-kath., Szolnok. K. u. k. Oberleutnant, Hermannstadt.

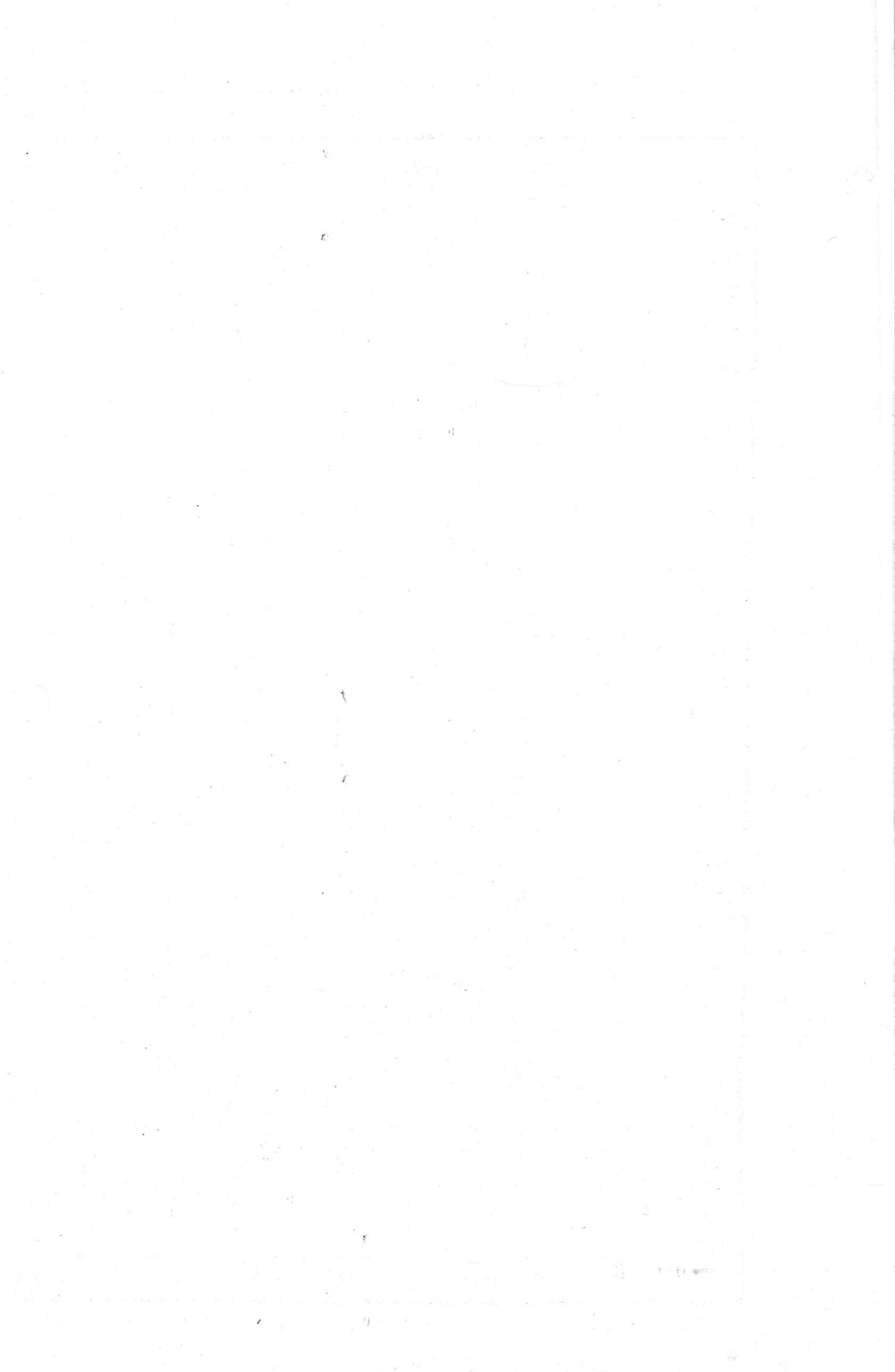
Übersicht über die Schülerzahl der Realschule und des Gymnasiums von 1864—1914.

Jahr	Realschule										Gymnasium					
	Gesamt- zahl der Schüler	nach dem Bekenntnis							nach der Muttersprache			Gesamt- zahl	evang. u. B.	röm.= fath.		
		evang. u. B.		röm.= fath.	reform. und unit.	gr.- orient.	gr.- fath.	Mo- saische	Deutsche		Ma- garen				Ro- mänen	Un- dere
		absolut	in %						absolut	in %						
1864/5	150	116	77	23	1	10	—	—	135	90	5	10	—	242	188	5
1865/6	150	119	79	21	—	8	2	2	137	91	3	8	2	270	219	4
1866/7	173	131	75	28	3	7	1	3	155	83	7	8	3	272	232	4
1867/8	192	138	71	39	4	7	1	3	174	90	7	8	3	288	246	9
1868/9	188	135	71	42	3	7	—	1	173	91	6	8	1	277	235	11
1869/70	262	183	69	60	5	8	4	2	237	90	11	12	2	292	233	23
1870/1	273	184	67	60	10	13	1	5	233	81	18	14	8	258	188	22
1871/2	301	185	60	75	12	21	4	4	244	79	25	25	7	237	133	29
1872/3	334	195	58	85	12	29	5	8	263	78	28	33	10	228	134	27
1873/4	342	195	57	87	15	19	11	10	247	73	40	31	10	217	124	23
1874/5	337	164	49	104	17	28	10	14	250	74	37	38	12	219	122	28
1875/6	295	142	48	91	15	29	7	11	216	73	40	33	6	229	131	29
1876/7	238	124	52	66	12	23	5	8	182	76	24	27	5	249	148	32
1877/8	239	113	47	74	17	19	7	9	174	73	35	26	4	250	155	30
1878/9	217	108	50	73	12	13	5	6	163	75	29	20	5	262	161	30
1879/80	230	123	53	68	13	14	6	6	179	78	23	23	5	264	163	24
1880/1	214	109	51	69	12	12	5	7	171	80	21	15	7	283	183	25
1881/2	219	123	56	68	4	15	4	5	180	82	14	17	8	299	185	32
1882/3	211	123	58	57	8	15	5	3	170	81	16	19	6	275	171	32
1883/4	200	128	64	42	10	16	3	1	161	80	17	19	3	270	174	34
1884/5	225	140	62	48	10	20	4	3	184	82	17	22	2	248	169	26
1885/6	239	149	62	51	8	26	1	4	195	81	14	27	3	246	172	23
1886/7	253	151	60	54	12	33	2	1	199	79	18	35	1	273	171	30
1887/8	250	150	60	56	13	28	2	1	195	78	22	31	2	293	183	31
1888/9	279	170	61	64	10	27	3	5	219	78	25	28	7	297	170	35
1889/90	295	164	56	67	11	37	9	7	221	74	24	46	4	296	167	36
1890/1	291	159	55	67	11	36	6	12	210	72	28	42	11	293	162	38
1891/2	302	166	55	67	8	47	5	9	213	71	32	51	6	284	164	32
1892/3	313	186	59	60	8	47	5	7	239	76	20	52	2	288	168	31
1893/4	315	191	60	55	7	49	3	10	245	77	15	52	3	289	171	35
1894/5	344	196	57	64	9	60	7	8	262	76	15	66	1	248	161	24
1895/6	342	202	59	67	10	53	7	3	266	77	14	60	2	247	167	15
1896/7	346	206	59	69	9	51	7	4	269	77	15	58	4	230	155	16
1897/8	370	230	62	73	7	50	7	3	299	80	12	57	2	218	152	17
1898/9	330	207	62	59	8	48	5	3	256	77	15	53	6	239	167	21
1899/900	326	208	64	57	11	43	5	2	258	79	17	47	4	264	189	28
1900/1	340	216	63	54	10	44	8	8	265	77	23	50	2	274	209	30
1901/2	321	201	62	62	9	35	7	7	258	80	20	42	1	285	219	31
1902/3	325	214	65	59	6	32	5	9	279	85	10	36	—	282	224	26
1903/4	297	203	68	47	3	31	7	6	252	84	7	38	—	271	214	30
1904/5	298	206	69	49	3	32	6	2	253	84	7	38	—	274	229	24
1805/6	276	194	70	43	4	28	3	4	240	87	6	30	—	276	241	20
1906/7	281	187	67	50	3	31	6	2	234	83	5	40	2	262	226	16
1907/8	255	176	69	46	3	18	8	4	219	85	5	26	5	258	221	16
1908/9	265	185	70	44	6	22	5	3	229	86	5	28	3	261	219	20
1909/10	253	186	73	33	6	16	4	8	224	88	8	21	—	259	221	20
1910/11	242	168	69	46	6	14	2	6	220	90	6	16	—	260	225	20
1911/12	265	179	67	57	8	12	2	7	241	90	9	15	—	298	241	35
1912/13	258	181	70	49	4	15	2	7	235	91	5	17	1	320	263	31
1913/14	290	206	71	56	7	13	1	7	263	90	7	14	6	356	297	33

1864—1913.

----- Schüler des Gymnasiums. ————— Schüler der Realschule. Die deutschen Schüler der Realschule. - - - - - Die evangelischen Schüler der Realschule.





Die biologischen Übungen an der Oberrealschule in Hermannstadt

von

Otto Phleps.

Als ich im Herbst 1910 gelegentlich der Hauptversammlung des Mittelschulprofessorenvereines mein Referat über biologische Übungen an unseren Mittelschulen hielt, waren sowohl die Fachkollegen als auch die Vertreter der anderen Fachgruppen wohl im Prinzip für die Einführung von vorläufig fakultativen Übungen auf dem Gebiete der Biologie, doch wurde damals besonders betont, daß in den alten Gebäuden, welche die Anstalten unserer Landeskirche benützten, nur schwer oder gar nicht Raum geschaffen werden könne für diesen sonst gewiß wünschenswerten Übungsbetrieb. Nun sind wohl seither die meisten Anstalten in neue modern eingerichtete Gebäude überfiedelt, doch ist mir bisher nicht bekannt geworden, daß auf einer unserer Anstalten schon der Versuch gemacht worden wäre, nun tatsächlich in den dafür vorhandenen Räumen die biologischen Übungen, wenn auch nur versuchsweise, einzuführen. Es würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen, wollte ich hier erst noch ausführlich auf die reichlich vorhandene Literatur über biologische Übungen eingehen, es sind in den letzten vier Jahren eine große Zahl auch für unsere Schulen verwendbare Anleitungen zu biologischen Übungen erschienen, die allerdings wohl meist nicht direkt in die Praxis eingeführt werden könnten, wohl aber alle dem Fachlehrer Anregung zu bieten geeignet sind. Ich möchte nur kurz auf das Literaturverzeichnis am Schlusse meines Referates verweisen, sowie an die zahlreichen Buchbesprechungen in den Monatsheften für den naturwissenschaftlichen Unterricht aufmerksam machen und schließlich das prächtig ausgestattete Handbuch für biologische Übungen von Köfeler und Lamprecht Berlin 1914 anführen.

Da mir bei meinen Übungen kein besonderer Raum zur Verfügung stand und außerdem eine größere Zahl von Arbeitsmikroskopen auch nicht vorhanden waren, habe ich in den letzten Jahren mit den Schülern der sechsten Klasse unserer Oberrealschule, solche Übungen

durchgeführt, wie sie auch bei den allerungünstigsten Verhältnissen möglich sind. Die Arbeiten wurden zum Teil im Klassenzimmer, zum Teil im Sammlungszimmer durchgeführt, und zwar so, daß gewöhnlich 2 bis 3 Schüler zusammen arbeiteten, oder daß einzelne Versuche, die nicht gut von allen gleichzeitig gemacht werden konnten, abwechselnd von einzelnen Schülergruppen den übrigen Schülern vorgeführt wurden. Ich will nun im Nachfolgenden kurz die Arbeiten selbst und die Arbeitsweise zu schildern versuchen.

Um die Entwicklung des tierischen Eis eingehender kennen zu lernen, als dies bei der unterrichtlichen Behandlung möglich ist, wurden zunächst Hünereier in ihre Hauptbestandteile zerlegt und deren Bedeutung besprochen, dann wurde eine größere Zahl von Hünereiern in eine Brutmaschine eingelegt und deren Entwicklung in sieben verschiedenen Stadien von den Schülern kontrolliert, dabei war dann zugleich reichlich Gelegenheit auch über die Entwicklung anderer tierischer Eier zu sprechen und an der Hand von Bildmaterial Vergleiche zu ziehen, sowie auch auf die extra- und intrasomatische Entwicklung der Tiereier hinzuweisen. Diese Arbeiten beschäftigten uns drei Wochen und dann wendeten wir uns der näheren Betrachtung des Tierblutes zu. Das mikroskopische Bild verschiedener Arten von Tierblut bekamen die Schüler schon im Unterricht, ebenso wurde ihnen schon während der Unterrichtsstunden die Blutzirkulation in der Schwanzflosse eines lebenden Aquariumfisches gezeigt, es war aber nun noch nötig, auch die anderen wichtigen Bestandteile des Blutes und ihre Eigenschaften kennen zu lernen und so die mannigfaltigen Aufgaben dieses Lebenssaftes im Tierorganismus verstehen zu lernen. Dies hätte die Unterrichtsstunden zu sehr belastet und hätte hier auch nur als Demonstration geboten werden können, während in den Übungen die Schüler selbst das Vorführen der einzelnen Versuche besorgten. Ich habe mich bei diesen Übungen im wesentlichen an den von Sigmund im Mikrokosmos 1910/11, p. 41—45 angeführten Vorgang gehalten.

Zunächst wird das Gerinnen des Blutes am eigenen Körper beobachtet, indem die vorher gepreßte Fingerkuppe mit einer desinfizierten Nadel angestochen wird, dabei lernt der Schüler die große Bedeutung des Fibrins für das natürliche Schließen der Wunden kennen. Für die übrigen Versuche besorge ich aus dem Schlachthause frisches Rinderblut, das in Gegenwart von einigen Schülern, die zu dem Zwecke mit-hinbestellt werden, in frischem Zustande sofort durch Schlagen mit einer Schneerute defibriniert wird und dann in zwei größeren Flaschen zunächst kühlgestellt wird; das Fibrin wird auch gesammelt und zu weiteren Versuchszwecken mitgenommen. Bei den Übungen wird dann das Fibrin gut ausgewaschen und schließlich durch Schwefeläther und Alkohol völlig entfärbt. Es stellt sich nun als ein seidenglänzender weißer Körper dar,

der einen ganz schwachen gelben Ton aufweist, unter dem Mikroskop zeigt eine kleine Probe, in einem Wassertropfen auf den Objektträger gebracht, schon bei geringer Vergrößerung eine deutlich faserige Struktur, wie ein wirres Haufwerk von feinsten Seidenfäden. Inzwischen werden die beiden Flaschen mit dem defibrinierten Blute in verschiedener Weise weiter behandelt, während die eine Flasche nur gut kühl gestellt wurde, um das Blut noch lebend zu erhalten, wurde die zweite Flasche der Winterkälte bis zum Gefrieren ausgesetzt. Um nun die verschiedene Färbung des Blutes zu zeigen, werden von dem gefühlten Blute drei Proben in je ein hohes Zylinderglas gebracht und dann wird das Blut in einem Kochtopfe auf 30°C . erwärmt, in das Blut des ersten Zylinders blasen wir dann mit einem Blasebalg etwa eine $\frac{1}{4}$ Stunde lang Luft ein, und können nun feststellen, daß das Blut schön scharlachrot geworden ist. Im zweiten Zylinder sättigen wir das ebenfalls vorher erwärmte Blut mit CO_2 und beobachten nun die dunkelviolette Färbung desselben. Im dritten Zylinder wird das auf 30°C . erwärmte Blut mit CO gesättigt und zeigt infolgedessen eine kirschrote Färbung. Um nun zugleich zu zeigen, daß sich bei diesem Verfärben des Blutes wirklich ein chemischer Vorgang abgespielt hat, kann man, ehe das Gas eingeblasen wird, ein Thermoskop in die Blutflüssigkeit einstellen, und wird dann schon nach kurzer Zeit eine merkliche Erwärmung der Blutmasse konstatieren können. Um auch den Farbstoff des Blutes, das Hämoglobin, näher kennen zu lernen, der ja die roten Blutkörperchen vollständig durchtränkt und der Träger der Blutgase ist, sehen wir uns nun zunächst eine kleine Probe des gefrorenen Rinderblutes unter dem Mikroskope an. Die Blutzellen, soweit sie überhaupt noch zu erkennen sind, erscheinen alle farblos, dagegen erscheint die Flüssigkeit selbst gelblich, da sie den Farbstoff aus den zerstörten roten Blutkörperchen gelöst und aufgenommen hat. Behandeln wir nun ganz in derselben Weise wie das frische Blut drei Proben von diesem gefrorenen Blute mit Luft, CO_2 und CO , so können wir genau dieselben Erscheinungen feststellen, es spielt sich also die Gasaufnahme nicht nur innerhalb der lebenden Zelle ab, sondern ist nur ein physikalisch-chemischer Vorgang, der an das Vorhandensein des Hämoglobin gebunden ist. Die farblose und gefärbte Blutflüssigkeit (Blutplasma) können wir uns auch noch auf andere Weise sehr deutlich zur Anschauung bringen; lassen wir eine Probe von gefühltem Blute und eine solche von gefrorenem und wieder aufgetautem Blute einige Zeit ($\frac{1}{2}$ Stunde) in einem gewöhnlichen Versuchsröhrchen stehen, so beobachten wir im ersten Röhrchen unten eine dicke rote Schichte von roten Blutkörperchen und darüber die klare Blutflüssigkeit (Blutplasma). Im zweiten Röhrchen finden wir unten eine dünne Schichte weißer Körperchen (Blutkörperchen) und darüber eine Schichte roter durchscheinender Flüssigkeit. Sigmund ver-

gleich mit Recht das normale Blut mit einer Deckfarbe und das gefrorene und wieder aufgetaute Blut mit einer durchsichtigen Lackfarbe, auch dieses machen wir uns durch einen Versuch klar. Wir lassen von dem gefühlten Blute eine dünne Schichte auf ein Deckgläschen ausfließen und beobachten nun eine daruntergelegte Schriftprobe, sie ist unsichtbar, machen wir dasselbe Experiment mit gefrorenem und wieder aufgetautem Blute, so ist die Schriftprobe vollkommen deutlich zu erkennen.

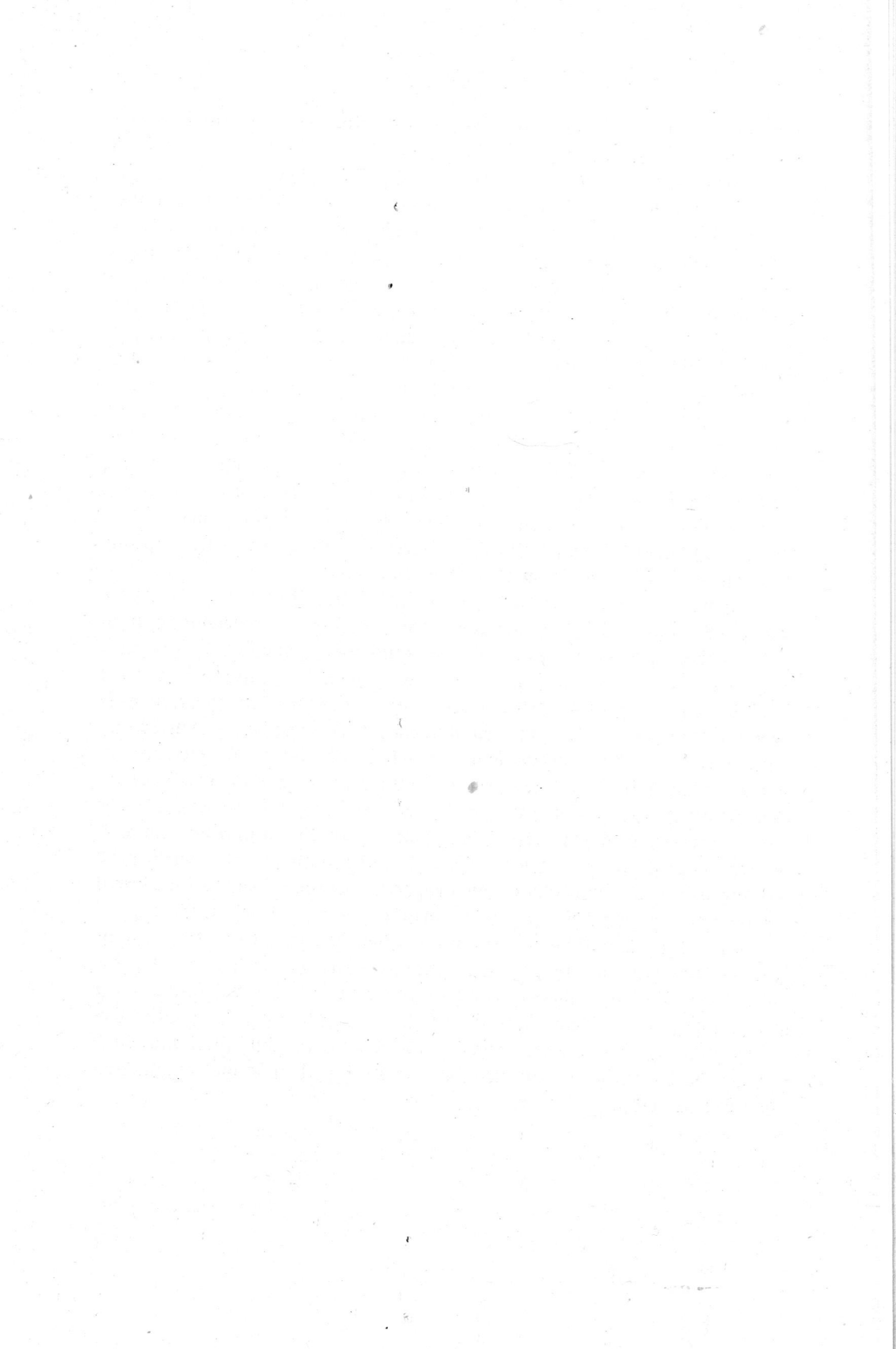
Es würden sich wohl noch eine ganze Zahl anderer Versuche hier anschließen lassen, welche die Neubildung der roten Blutkörperchen zeigen könnten und weiter solche, welche die wichtige Tätigkeit der Fagozyten klar machen könnten, doch habe ich mich darauf nicht einlassen können, weil ich eben kein entsprechend eingerichtetes Übungszimmer habe und nicht über die nötige Zahl von Mikroskopen verfüge.

Die übrige Zeit unserer Übungsstunden verwendeten wir hauptsächlich zu Sezierungsübungen an Wirbeltieren und manchmal auch an Schnecken und Arthropoden, das Material suchte ich möglichst selber zu besorgen, doch konnten vielfach auch die Schüler zur Beschaffung mitheringezogen werden. Das Seziermaterial wurde getötet mitgebracht und dann von den Schülern selbst abgebalgt und weiter verarbeitet, u. zw. arbeiteten auch hier immer mehrere Schüler zusammen. Als Material verwendeten wir als Säugertypus junge Hunde und Katzen oder Kaninchen, als Vogeltypus Tauben und Krähen, als Reptiltypus die Zauneidechse, als Amphibientypus den Teichfrosch und als Fischtypus den Weißfisch, schließlich einmal auch als Molluskentypus die Weinbergschnecke und als Arthropodentypus den Hirschkäfer. Der Vorgang spielte sich bei den Wirbeltieren in der Weise ab, daß wir zuerst die Leibeshöhle öffneten, dann Herz- und Atemungsapparat herauspräparierten, dann den Verdauungsapparat mit seinen Anfangsdrüsen und den Urogenitalapparat, weiter wurden noch besonders untersucht die Mundhöhle, die Augen und das Gehirn, das Herstellen von Nerven- und Muskelpräparaten sowie überhaupt histologischer Präparate haben wir nicht geübt, dagegen haben die Schüler wiederholt einzelne Skeletteile dann noch zu Hause fertigpräpariert. Schwieriger gestaltete sich die Arbeit an Arthropoden und Molluskentkörper, weil ich für diese Arbeit nur eine beschränkte Bestockzahl zur Verfügung hatte, so daß nur in zwei Gruppen gearbeitet werden konnte, und die Schüler also nur nacheinander zur Bearbeitung desselben Tiertypus gelangen konnten.

Ich weiß ja nur zu gut, daß diese Art von Übungsbetrieb kein idealer ist und daß gewiß von biologischen Übungen auf der Oberstufe besonders in physiologischer und histologischer Beziehung viel mehr gefordert werden müßte, für mich lag aber einfach die Frage so, wie kann ich auf der Basis freiwilliger Schülerarbeit den Unterricht mit

den vorhandenen Mitteln doch wenigstens einigermaßen anschaulicher gestalten und den Schülern so ein sichereres Wissen bieten, als dies durch den einfachen Klassenbetrieb möglich ist. Dies bescheidene Ziel glaube ich mit meinen Übungen doch auch erreicht zu haben und glaubte außerdem auch der ganzen Angelegenheit der biologischen Schülerübungen dadurch nützen zu können, daß ich bei dieser Gelegenheit meine eigenen Erfahrungen auch einem größeren Kreis von Kollegen zugänglich machte und damit zugleich zeigte, daß man schließlich selbst mit den bescheidensten Mitteln doch immer auch brauchbares leisten kann. Freilich ist es dringend zu wünschen, daß unsere Behörden nun die neugebauten Räume auch für Übungszwecke wirklich einrichten, beziehungsweise bei den noch zu errichtenden Neubauten jedenfalls entsprechende Räume zu diesen Zwecken vorsehen. Noch etwas wird zur Förderung dieser Übungen von großer Wichtigkeit sein, wenn der betreffende Fachlehrer die Übungen nicht als Plusstunden erteilen muß, wie ich dies getan, sondern ihm diese Stunden, die ja ohnedies viel mehr belasten als gewöhnliche Unterrichtsstunden, in seine Pflichtstundenzahl auch eingerechnet werden.

Eine weitere Ausgestaltungsmöglichkeit des biologischen Übungsbetriebes möchte ich hier noch anführen, zu der ich allerdings nicht gekommen bin, die aber gewiß in Erwägung zu ziehen wäre. Ich glaube, es würde gewiß von großem Werte sein, wenn der Biologielehrer die Schüler nicht nur auf die Lektüre von entsprechenden Werken aufmerksam machen würde, sondern ihnen auch Gelegenheit geben könnte untereinander etwa unter seiner Oberleitung über die Lektüre zu sprechen, etwa in der Art, daß ein Schüler referiert und sich dann an daß Referat eine Besprechung anschließt. Dadurch würden die Schüler zunächst überhaupt zur Lektüre von biologischer Literatur angeregt und außerdem auch zur richtigen Lektüre entsprechend angeleitet. Gewiß wird es für unsere Oberrealschule von großer Bedeutung sein, wenn einmal in absehbarer Zeit bei der Durchführung des Neubaus auch auf die Ausgestaltungsmöglichkeit des biologischen Unterrichtes durch biologische Übungen entsprechend Rücksicht genommen werden könnte, die Arbeitsfreudigkeit auch der Fachlehrer wird durch die Möglichkeit der Betätigung stets wesentlich gefördert, während umgekehrt alle Erschwerung der Lehrarbeit die Arbeitslust stets herabmindert und doch ist gerade die Arbeitsfreudigkeit bei der Lehrarbeit schon ein gut Teil der Arbeit selbst.



Versuch einer von der Helmholtz'schen Theorie abweichenden Erklärung der Dissonanz und Konsonanz

von

Wilhelm August Schunn.

Als wesentliche Resultate seiner Untersuchungen über Klangfarbe stellt Helmholtz folgendes zusammen. (Die Lehre von den Tonempfindungen S. 192):

1. Einfache Töne, wie Stimmgabeln mit Resonanzröhren und weite gedeckte Pfeifen klingen weich und angenehm ohne alle Rauigkeit, aber unkräftig und in der Tiefe dumpf.

2. Klänge, welche von einer Reihe niederer Partialtöne, etwa bis zum sechsten hinauf, in mäßiger Stärke begleitet sind, sind klangvoller, musikalischer. Sie haben, mit den einfachen Tönen verglichen, etwas Reicheres und Prächtigeres. Hieher gehören die Klänge des Klaviers, der offenen Orgelpfeifen usw.

3. Wenn nur ungeradezahlige Partialtöne da sind, wie bei engen gedeckten Pfeifen, den in der Mitte geschlagenen Klaviersaiten, den Klarinetten usw., so bekommt der Klang einen hohlen und bei größerer Zahl von Obertönen einen näselnden Charakter.

4. Wenn die höheren Obertöne jenseits des sechsten und siebenten sehr deutlich sind, so wird der Klang scharf und rauh. Bei geringerer Stärke beeinträchtigen die hohen Obertöne die musikalische Brauchbarkeit nicht, sie sind im Gegenteil günstig für den Charakter und die Ausdrucksfähigkeit der Musik. Von der Art sind die Klänge der Streichinstrumente, die meisten Zungenpfeifen, die Physsharmonika usw. Solche Klänge, bei welchen die hohen Obertöne ganz besonders stark sind, wie bei den Blechinstrumenten, erhalten dadurch etwas ungemein Durchdringendes.

Eine physiologische Ursache für all dies gibt Helmholtz nicht an. Bloß daß in Punkt 4 Gesagte führt er auf Dissonanzen, welche die höheren Obertöne miteinander bilden, zurück. Eine solche physiologische Ursache sehe ich in folgendem:

Es ist allgemein als Eigenschaft unseres Organismus bekannt, daß gleichmäßige Eindrücke von außen ermüdender wirken, als rhythmisch variierte. Dies zeigt uns z. B. schon das Verhalten der Schmiede beim Hämmern des Eisens, das in einer regelmäßig wechselnden Folge von stärkeren und schwächeren Schlägen besteht.

Durch Übertragung dieses Gesetzes erscheint es fast selbstverständlich, daß die einfache Welle eines Tones nicht so reich und prächtig, nicht so klangvoll und musikalisch von unserem Gehörorgan empfunden wird, als wenn diese Welle durch Obertöne regelmäßige kleine Verstärkungen und Abschwächungen erfährt. Naturgemäß wird dies aber nur der Fall sein, so lange die Dauer der Verstärkungen und Abschwächungen nicht zu kleine Bruchteile der Schwingungsdauer der Welle des Grundtons bilden, also beim Mitklingen von niederen Obertönen. Höhere Obertöne verleihen dem Klang Schärfe, weil das Gehörorgan durch gleichzeitiges Auffassen der Wellen des Grundtones und der im Verhältnis zu dieser sehr kurz dauernden An- und Abschwellungen stärker in Anspruch genommen, gereizt wird.

Doch nicht diese Dinge bilden den Hauptzweck dieser Abhandlung. Ihre Erklärung soll bloß, als das Einfachere, den Ausgangspunkt bilden zur physiologischen Erklärung der Konsonanz und Dissonanz.

Gewisse Tonintervalle erregen in der melodischen und noch mehr in der harmonischen Verbindung im menschlichen Ohr angenehme oder unangenehme Empfindungen, die man mit Konsonanz und Dissonanz bezeichnet hat. Schon früh war das Gesetz bekannt, daß Konsonanz bloß solche Töne geben, deren Schwingungszahlen, respektive Wellenlängen im Verhältnisse von kleinen ganzen Zahlen zu einander stehen. Dies gab zu mannigfachen Vermutungen Anlaß. So suchte Leibniz die Ursache der Konsonanz sich zu erklären, indem er sich vorstellte, daß die Seele unbewußt die Schwingungszahlen zähle und an den einfachen Zahlenverhältnissen eine geheime, unbewußte Freude habe.

Helmholz äußert sich hierüber folgendermaßen (die Lehre von den Tonempfindungen S. 2): Es ist mir nicht bekannt, daß wirklich ein Fortschritt gemacht wäre in der Beantwortung der Frage, was haben die musikalischen Konsonanzen mit den Verhältnissen der ersten sechs ganzen Zahlen zu tun? Sowohl Musiker, wie Philosophen und Physiker haben sich meist bei der Antwort beruhigt, daß die menschliche Seele auf irgend eine uns unbekannt Art die Zahlenverhältnisse der Tonschwingungen ermitteln könne, und daß sie ein besonderes Vergnügen daran habe, einfache und leicht überschauliche Verhältnisse vor sich zu haben.

Dies klingt beinahe wie Spott. Doch haben auch neuere Forscher (Lippß) daran festgehalten, die Konsonanz mit den erwähnten Zahlen in Verbindung zu bringen. Sie alle begehen dabei den Fehler, dies

mit Hilfe der Schwingungszahlen zu versuchen und müssen deshalb uns unbekannte und kaum wahrscheinliche psychische Eigenschaften voraussetzen.

Helmholtz selber begründet seine Theorie der Konsonanz und Dissonanz wie folgt: Die Wellen zweier einander sehr nahe stehender, aber doch nicht ganz isochroner Töne verstärken und schwächen einander abwechselnd so sehr, daß unser Ohr dies als Stöße empfindet. Diese Stöße oder Schwebungen werden unangenehm empfunden, sobald ihre Zahl 20 bis 30 in der Sekunde erreicht. Bei den mit Obertönen ausgerüsteten Klängen kommen nun aber auch die Schwebungen zwischen den Obertönen und den Grundtönen, sowie die der Obertöne unter sich in Betracht. Tatsächlich lassen sich bei allen dissonanten Intervallen derartige Schwebungen entsprechender Anzahl konstatieren und bezeichnet Helmholtz diese Schwebungen deshalb als Ursache der Dissonanz.

Diese Theorie hat zwei Schwächen:

1. gibt es viele Intervalle, die eine entsprechende Anzahl von Stößen liefern, aber deshalb keineswegs als Dissonanz, sondern vielmehr als Konsonanz empfunden werden. Während z. B. 33 Stöße hervorrufen und als Dissonanzen empfunden werden: der Halbton h^1c^2 und die Ganztöne c^1d^1 und d^1e^1 ; liefern genau ebenso 33 Schwebungen, werden aber als Konsonanzen empfunden: die kleine Terz e^0g^0 , die große Terz c^0e^0 , die Quarte $g^{-1}c^0$ und die Quinte $c^{-1}g^{-1}$.

Helmholtz macht deshalb die Annahme, daß zwei Töne nur dann von unserem Gehörorgan merklich empfundene Schwebungen geben können, wenn sie nahe genug aneinander liegen, um im Ohr die nämlichen Nervenfasern¹⁾ zu affizieren;

2. haben E. Mach und A. v. Dettingen darauf hingewiesen, daß nach obiger Theorie die Konsonanz nur auf negative Momente basiert sei, nämlich auf das Fehlen von störenden Schwebungen, und noch einer Vervollständigung bedürfe durch Auffuchen des jedem Intervall charakteristischen positiven Momentes. Gerade diesem hier unbefriedigten Verlangen entspricht vollständig die folgende Theorie, die, soweit ich es übersehe, mit allen Erfahrungstatsachen im Einklang bleibt:

Wenn zwei Töne, deren Schwingungszahlen in einfachem Zahlenverhältnis stehen, z. B. im Verhältnis 3:4, so verhalten sich ihre Wellenlängen, wie 4:3. Es tritt, wie zahllose Experimentatoren unzweifelhaft festgestellt haben, eine kombinierte Wellenbewegung ein, die sich nach drei Wellenlängen des einen, oder, was dasselbe ist, nach vier Wellenlängen des anderen Tones ganz genau wiederholt. Sind

¹⁾ Es ist hinzuzufügen, daß nicht einmal feststeht, ob es solche Nervenfasern, die einzeln für je einen Ton abgestimmt sind, gibt. Es ist diese Annahme durch die Gestalt der membrana basilaris entstanden und wird neuerdings sehr bekämpft.

mehrere Töne zugleich vorhanden oder sind die Töne mit Obertönen ausgerüstet, so tritt dasselbe ein, nur ist in diesem Falle die kombinierte Wellenbewegung weit reichhaltiger ausgestaltet. Immer aber wiederholt sie sich nach wenigen Wellenlängen eines der Töne.

Treffen hingegen solche Töne zusammen, deren Schwingungszahlen oder Wellenlängen nicht in einem derartigen Zahlenverhältnisse stehen, so ändert sich die kombinierte Wellenbewegung viele Wellenlängen eines der beteiligten Töne hindurch fortwährend und es tritt erst nach im Verhältnis sehr langer Zeit eine Wiederholung ein.

Nun kommt noch hinzu, daß man weiß, daß die zuerst besprochene kombinierte Wellenbewegung angenehm = konsonant, die zuletzt besprochene dagegen unangenehm = dissonant von unserem Gehörorgan empfunden wird, so scheint mir auch hier die Erklärung fast selbstverständlich: die stärkeren oder schwächeren An- und Abschwellungen der ersten kombinierten Wellenbewegung wiederholen sich schon nach kurzer Zeit und werden deshalb von dem Organ, das sie wahrzunehmen gezwungen ist, als Rhythmus empfunden. Bei der zweiten kombinierten Wellenbewegung tritt dagegen die Wiederholung so spät ein, daß sie vom Gehörorgan nicht mehr als regelmäßiger Rhythmus, sondern als ganz regellose Bewegung empfunden wird, gerade so, wie ein Schmied es nicht als Erleichterung seiner Arbeit ansehen wird, wenn man ihm zumutet, nicht jeden vierten, sondern erst jeden sechzigsten oder siebzigsten Schlag auf gleiche Weise zu tun.

Ich führe als Vorzug dieser hier nur in der allergrößten Kürze und Allgemeinheit vorgeführten Theorie nur noch an, daß sie sich bloß auf die experimentell nachweisbaren mechanischen Einwirkungen der Schallwellen auf den äußeren Teil unseres Ohres stützt, nicht aber auf Hypothesen über die weitere Verarbeitung dieser Einwirkungen im Innern.

Franz Villon

(geb. 1430)

von

Stefan v. Hannenheim.

Auf dem Richelieu-Platz der Stadt Calais erhebt sich ein Denkmal, das uns in den hundertjährigen Krieg, den Frankreich und England auszufechten hatten, mitten hineinvertsetzt. Nach einer Chronik Froissarts (aus dem 14. Jahrhundert) hat der englische König Eduard III. gelegentlich der Belagerung von Calais dessen Einwohnern nicht Gnade geben wollen, schliesslich indessen doch eingewilligt die Stadt zu schonen, wenn sechs ihrer vornehmsten Bürger sich ihm überantworten würden, „damit er mit ihnen tue, nach seinem Willen“. Und der König forderte, dass die sechs Caleser in sein Lager kommen sollten, barhaupt, nur mit einem Hemde bekleidet, einen Strick um den Hals und die Schlüssel der Stadt in der Hand. Froissart erzählt nun weiter, dass Messire Jean de Vienne die Glocken läuten liess und dass die Bürger sich auf dem Marktplatz versammelten. Die Forderung des Königs wird ihnen kundgetan. Alles schweigt eine Zeit lang. Doch bald treten sechs Männer hervor, die bereit sind für ihre Vaterstadt zu sterben. Sie entkleiden sich bis auf das Hemd, jeder bindet einen Strick um den Hals und nun brechen sie auf, mit den Schlüsseln der Stadt. Sie kommen in das Lager des Königs, der sie hart empfängt, der schon dem bereitstehenden Henker winkt und schliesslich bloss auf die Bitten der Königin den Todesmutigen das Leben schenkt.

Rodin, der berühmte Bildhauer, hat nun den Gang der sechs Bürger von Calais in das feindliche Lager, so wie Froissart ihn darstellt, in Stein gemeisselt.

Der eine schreitet mit gesenktem Kopf einher, der andere hebt entschlossen, fast trotzig das Haupt, der dritte wendet den Kopf zurück, nach der Stadt, nach dem Leben, das er verlassen muss. Der vierte presst den Kopf mit beiden Händen, er überlässt sich, für einige Augenblicke, einem wilden Schmerz. Der fünfte fährt sich

mit der Hand über die Augen: er will ein schreckliches Bild verschrecken, das des Todes. Doch es gelingt ihm nicht. Der sechste — er ist der Jüngste von allen — bleibt hinter den anderen um einen Schritt zurück. Und er folgt ihnen doch, unwiderstehlich von dem Gedanken fortgerissen, der die anderen, sowie ihn selber weitreibt: dass der Tod eine eiserne Notwendigkeit für sie alle ist.

Rodins „Bürger von Calais“ sind ein Denkmal dafür, dass die Verzweiflung doch Heroen und Todesmutige geboren hat, in jener Zeit der Erniedrigung, der Entartung Frankreichs, das damals wegen eines Erbstreites mit England dem vollständigen Zusammenbruche nahe kam.

Um diese Zeit des fast endlosen Krieges und dessen Folgen — also das 15. Jahrhundert — in ihren Höhen und Tiefen zu verstehen und zu empfinden, müssen wir nach den damaligen Dichtern Umschau halten.

Fall und Grösse, Entartung und Sehnsucht nach einem neuen Leben, beissender Spott um dann doch wieder das Bedürfnis zu verehren, wir finden all diese krassen Gegensätze im Dichter François Villon vereinigt, der deshalb in viel vollständigerem Masse als Rodins „Bürger von Calais“ ein Denkmal des 15. Jahrhunderts ist.

* * *

Villon gehört — um es gleich herauszusagen — zu den Ausgestossenen der Gesellschaft. Er hat — freilich ohne es zu wollen — einen Geistlichen (wahrscheinlich seinen Nebenbuhler) im Streit erschlagen. Er hat, was ihn in noch höherem Grade belastet, als dieser Akt von Notwehr, bei vollem Bewusstsein einen frechen Diebstahl im Collège de Navarre ausgeübt. Da indessen die braven Leute jener Zeit Villon als Dichter und Künstler nicht einmal in die Nähe kommen, so ist es unmöglich an ihm mit Entrüstung vorbeizugehen. Wollen wir über den Geist jener Zeit etwas Positiveres, Unverfälschtes erfahren, so müssen wir uns entschliessen einer oft grausamen Wahrheit ins Auge zu sehen — wie die Bürger von Calais dem Tod . . .

Villons Bild tritt aus den wenig zahlreichen Werken, die von ihm bis auf uns gekommen sind, gleichzeitig anziehend und abstossend, oft erschütternd entgegen, in allen Farben und Nuancen, die des Dichters Seele wiedergeben.

Biographien Villons haben Gaston Paris und nach ihm, noch viel ausführlicher, Pierre Champion geliefert, beide auf Grund von Dokumenten, nach jahrelanger Arbeit, ohne die Wahrheit zu fürchten. Ich will hier nun bloss, an der Hand der beiden Biographien von

Paris und Champion, sowie auf Grund des Werkes von Villon selber, die wichtigsten Ereignisse aus seinem Leben mit ihren krassen Gegensätzen insoweit hervorheben, als sie mir zum Verständnis der Dichtungen Villons, die ich besprechen werde, notwendig erscheinen.

Denn Villon gehört nicht zu jenen Dichtern oder Schriftstellern, die, wie später Taine, ihr Privatleben hermetisch der Aussenwelt verschliessen. Er hat nicht den Grundsatz von Taine und vielen anderen: Bloss das Werk ist Eigentum des Publikums, das Leben des Schriftstellers in seinen intimen Beziehungen gehört diesem allein.

Ganz das Gegenteil ist bei Villon der Fall: sein Leben ist sein Werk und umgekehrt. Sein Werk gibt bloss sein Leben in den wichtigsten Etappen, den stärksten Affekten wieder. Das Werk hebt bloss aus dem Leben hervor, was an diesem nicht alltäglich war, es bringt die wichtigsten Momente in dem Zusammenhange, den Verstand und Gefühl geschaffen haben. Alle Gestalten, die sich im Werke vorfinden, kommen bloss in so weit in Betracht, als sie zum Leben des Dichters in Beziehung gestanden haben. Der Dichter ist also durchaus Mittelpunkt seiner ganzen Schöpfung, seine Gestalt gibt die Einheit dem Ganzen.

* * *

In seiner Kindheit muss Villon all das Elend mitansehen oder miterleben, das der Krieg in das Land getragen hat. Paris steht unter der Herrschaft der Engländer. Diese verprügeln alle Welt, plündern die Kaufleute, zahlen die Zechen in den Schenken nicht. Die Armen nähren sich von Rüben oder von Kohlstengeln, die sie im Feuer schmoren lassen. Tag und Nacht schreien die kleinen Kinder: „Ich sterbe, milder Jesus, ich sterbe vor Hunger und Kälte“. Um Paris streifen Räuberbanden, die „grausam wie die Teufel,“ stets bereit sind, all denen, die sie vor den Toren der Stadt antreffen und die sie überwältigen können, flink die Kehle abzuschneiden. Die Reichen verlassen mehr und mehr die Stadt. Die Armen dagegen bleiben in Paris zurück, ganz den Räuberbanden und den Wölfen preisgegeben, die sich im Winter bis in die Vorstädte wagen und die kleinen Kinder fressen, die sie in den Strassen finden.

Wenn Villon im „Kleinen Testamente“ schreibt:

Sur le Noël, morte saison,
Lorsque les loups vivent de vent...

bringt er nur zum Ausdruck, was er vor sich sieht: Die Wölfe gehören, ebenso wie die Räuberbanden, mit zum Stadtbild des damaligen Paris.

Diejenigen, die keinen Lebensunterhalt mehr finden können, gehen selber zu Räuberbanden über und endigen grossenteils in englischen Gefängnissen.

Es gab 1423 mehr wie 2000 Häuser in Paris, die von ihren Besitzern aufgelassen worden waren. Man wollte sie verkaufen, doch es fanden sich keine Käufer für die mit Schulden belasteten Gebäude. Niemand besserte sie aus, so dass sie schliesslich einstürzten und im Falle nicht selten die Passanten verletzten oder töteten. In einem Jahre fiel der Schnee 40 Tage lang. Mitten in den Strassen errichtete man grosse Haufen, die Heuschobern glichen. Ein grosser Wind riss in Paris Bäume und Schornsteine nieder. Die Seine trat aus ihren Ufern. Schliesslich raffte eine Epidemie 50.000 Menschen hinweg.

Doch 1437 hält Karl VII. der „Grosse“, der „Gute“ seinen Einzug in Paris. Die gedrückten Seelen treten heraus aus ihren engen, zerfallenen Räumen, heraus aus ihrer Erbitterung. Nun muss alles mit einem Schlage anders werden. Die Glocken verkünden von der Kathedrale herab den Sieg. Das Gefühl der Befreiung macht sich nun noch stärker geltend in den Menschen als vorhin das Gefühl des unerträglichen Druckes. Eine ganze Reihe von Festen folgt auf die Tage des Hungers. Grüne Gräser schmücken das Portal der Kirchen, Tauben werden freigelassen, beim Gesange des „Veni creator“. Man wirft Blumen von den Höhen der Kirchen herab. Die Kinder tragen Fackeln bei den Prozessionen, die Geistlichen und die vornehmen Bürger schmücken sich die Hüte mit Rosen. Bei den Volksbelustigungen werden Figuren aus Werg, die gefangene Engländer darstellen sollten, zu regelrechten Galgen geführt und hier gehenkt.

Paris entsteht allmählich neu aus den Ruinen. Die Reichen kehren zurück, die Parlamentarier, die Finanzleute ziehen wieder in ihre Paläste ein. Die Strassen beleben sich wieder mit Spaziergängern und mit Krämern aller Art, die gerade wie heute mit lauter Stimme, in singendem Tone rufen: „Kauft Essig, Senf, Kartoffeln, kauft frische Fische, neue Besen, schönes Obst“. Man lauscht unter dem grossen Turm von Notre Dame mit um so grösserer Andacht dem Klang der Glocken, weil diese nicht nur zum Gebete laden, nicht nur grosse Ereignisse verkünden, sondern mit ihrem Klang, nach dem Glauben der damaligen Zeit, alle bösen Geister zerstreuen, die in den Lüften wohnen.

Villons Kindheit, über die wir nur spärlich unterrichtet sind, hat sicherlich viele Tage des Elends, dann aber wieder solche wahrer Festlichkeit gekannt.

Das Leben des Dichters bis zu seinem 25. Jahre war das eines typischen Pariser Schülers des 15. Jahrhunderts. Er hat in den Schenken „zum weissen Pferd“, „zum Maulesel“ (und anderen, die in seinen Werken Erwähnung finden) wacker gezecht und sicherlich gar oft seinen Mantel oder noch wichtigere Kleidungsstücke als Pfand in den Wirtshäusern zurückgelassen. Er hat in bezechtem Zustande mit seinen Freunden, unter Zuhilfenahme von langen Hacken, die Schilder der Kaufbuden ausgehoben oder unter den Rufen „Tötet! Tötet!“ die Strassen durchzogen, um den friedlichen Bürgern Angst zu machen. Er hat an allen Arten von Strassenkrawallen und Balgereien teilgenommen, wozu der lange Mantel, den die Studenten damals trugen und der vortrefflich Dolch oder Degen bergen konnte, wie geschaffen schien. Es kam ihm dabei zugute, dass der Universitätssenat die Hörer vor der weltlichen Justiz beschützte, indem er es selber auf sich nahm, die schuldigen Studenten zu bestrafen und diese für gewöhnlich straflos liess.

Villon hat sicherlich alle Arten von Händeln gehabt, bei denen man sich in den dunkeln Gassen mit Steinen wirft oder zum Messer greift. Es hat ihm auch an Liebesabenteuern nicht gefehlt, von denen eines sentimentaler Natur gewesen ist, wie er selber berichtet, während er, wegen einer anderen Dame, wieder nach eigenem Geständnis, jämmerlich verprügelt worden ist, ohne dass er hinzufügt von wem, noch warum.

Schliesslich hat er auf der Universität gewisse Grade erreicht. Wir wissen nicht genau welcher Natur sie waren, doch es ist anzunehmen, dass er sich so etwas wie ein philosophisch-theologisches Diplom erworben hat, von dem er übrigens nie einen Gebrauch machen konnte.

Es war eine „tolle“ Jugend, wie er sagt, doch sie hatte, trotz aller Ausschweifungen, trotz aller Schritte vom Wege nichts Aussergewöhnliches für die damalige Zeit.

Villon hat jedenfalls, trotz aller Ausschweifungen, Aristoteles, die Scholasten, die Lateiner und alten Franzosen studiert. Champion nimmt an, dass der Dichter neben seiner Existenz eines Hans oder vielmehr Franz Liederlich ein Leben der Arbeit, des ernstesten Strebens geführt habe, aus dem er bloss von Zeit zu Zeit, in Anwendung von Schwäche, herausgefallen ist und wovon vielleicht eines Tages ein Dokument noch Zeugnis ablegen wird. Ich halte die Annahme Champions für durchaus wahrscheinlich. Bloss aus einem solchen Doppelleben heraus lassen sich die krassen Gegensätze erklären, die wir schon in Villons ersten Poesien finden. Vielleicht war er Schreiber bei einem hohen Herrn der Justiz oder der Finanz. Vielleicht stand er am Anfang einer hoffnungsvollen

Carriere. Es ist in der Tat staunenswert, wie genau er die Sprache des Gerichtes kennt, wie meisterhaft er sie als Dichter zu verwerten weiss.

* * *

Da stösst ihm jenes unglückselige Abenteuer mit dem Geistlichen zu, das für ihn bloss der Anfang einer ganzen Reihe von Schicksalsschlägen werden sollte, die ihn freilich zum grossen Dichter machten. Da die Szene des Totschlags für die Sitten des 15. Jahrhunderts äusserst charakteristisch ist, gebe ich sie so wieder, wie Champion sie auf Grund von Gerichtsakten zu rekonstruieren verstanden hat.

„Am Abend des 15. Juni 1455 sass Villon, der einer Prozession zugesehen hatte, auf einer Steinbank, unter der Turmuhr des Klosters Saint-Benoît, in der Saint-Jaques-Strasse (wo er wohnte). Aus Furcht sich zu erkälten, trug er einen kleinen Mantel. Auf der Bank sassen noch Priester Gilles und eine Frau, mit Namen Isabeau. Man plauderte ruhig. Es konnte gegen 9 Uhr abend sein.

Plötzlich treten Philipp Sermoise, ein anderer Priester, und Meister Jean le Mardi hinzu. Sobald Sermoise Villon bemerkt, ruft er aus:

— Ich leugne Gott! Meister Franz, da treff' ich Euch. Glaubt mir, ich werde Euch noch in Zorn bringen!

Villon entgegnet:

— Was hab ich Euch getan? Was wollt Ihr von mir? Ich habe Euch nichts getan! Worüber regt Ihr Euch auf, mein Lieber?

Und Villon erhebt sich, um seinen Platz dem Priester zu überlassen. Philipp Sermoise stösst ihn zurück, als einzige Antwort auf Villons Höflichkeit. Franz setzt sich wieder. Da zieht Philipp wütend seinen Dolch und trifft Villon mitten ins Gesicht, so dass er ihm die Lippe verletzt, die heftig zu bluten beginnt.

Das Abenteuer droht böse auszugehen. Vorsichtig verlassen Gilles und Isabeau die beiden Streitenden. Allein geblieben, gehen Franz und Philipp bis zur Türe des Klosters hinab. Franz tritt den Rückzug an, wobei er allerdings in seiner rechten Hand einen Stein hält, wogegen die Linke einen Dolch schwingt, den bisher der Mantel verborgen hatte. Die Wunde schmerzt Villon sehr. Meister Jean le Mardi macht Miene sich einzumischen und Franz zu entwaffnen. Da stösst dieser, der vom Priester fort und fort verfolgt und beschimpft wird, seinen Gegner den Dolch tief in den Leib. Sermoise stürzt zu Boden und Villon schleudert ihm noch den Stein, den er in der Hand gehalten hat, mitten ins Gesicht.

Villon liess den Priester liegen und begab sich zu seinem

Barbier, um sich verbinden zu lassen. Als er nach seinem Namen gefragt wurde, gab er an Mouton zu heissen.

Nachbarn hoben den schwer verwundeten Priester auf und brachten ihn in ein Krankenhaus. Hier starb er, nachdem er erklärt hatte, dass er Villon verzeihe und dass er wünsche, seine Freunde mögen keinerlei Rache nehmen.“ Dies ist der Vorgang nach Pierre Champion.

Villon wurde zum Tode durch den Strang verurteilt, doch begnadigt, unter der Bedingung Paris zu verlassen, wo man ihn für vogelfrei erklärte.

Sonderbarerweise erhielt er auf sein Begnadigungsgesuch zwei Schreiben, die an zwei verschiedene Namen und doch bloss an ein und dieselbe Person gerichtet sind. Es kann gleich an dieser Stelle hinzugefügt werden, dass der Dichter in Wirklichkeit ebensowenig „Mouton“ als „Villon“ sondern Des Loges geheissen hat. Es finden sich indessen auch die Namen Montcorbier und Montcerbier vor, die alle, bei verschiedenen Gelegenheiten denselben Menschen bezeichnen mussten, der im Reiche der Poesie als „François Villon“ es verstanden hat, sich einen „Namen“ zu machen.

Er verliess seine Vaterstadt, die bloss noch Gefängnisse und Galgen zu seiner Verfügung übrig hatte, und fahndete nach einem angenehmeren Aufenthaltsort in der Provinz, wo er sich sieben Monate lang verborgen hielt. Von der Gesellschaft ausgestossen, muss er nun das Leben des fahrenden Schülers führen, das jedenfalls weniger sentimental gewesen ist, als Rudolf Baumbach es für den Biertisch „nachempfunden“ hat.

Auf welchen Landstrassen er sich herumgetrieben hat, in welchen Städten er festen Fuss zu fassen suchte, man weiss darüber so gut wie nichts; es kommt übrigens für das tiefere Verständnis seiner Dichtung auch nicht in Betracht. Wichtig in seinem Leben ist das stetige Steigen und Fallen, das seinen Werken so starke und verschiedenartige Akzente verlieh.

Angeblich hat Villon kurze Zeit im Kloster Port-Royal, in Gesellschaft der Äbtissin, die in seinen Gedichten Erwähnung findet, verbracht, wo er jedenfalls ein nicht sehr erbauliches Leben führte.

Aus dem Kloster draussen, tritt er, wie Marcel Schwob (seinerzeit einer der besten Villon-Kenner) behauptet hat, bei den sogenannten „Coquillard“, einer Diebesbande ein, deren Gaunersprache er in einigen seiner Poesien verwertet hat.

Kaum nach Paris zurückgekehrt, begeht er mit einigen Gefährten jenen Diebstahl am Collège de Navarre, der ihn so schwer belastet, und begibt sich mit seinem „Kleinen Testament“ in der Tasche, nach der Universitätsstadt Angers, angeblich von seinen Freunden

„bevollmächtigt“, einen reichen Priester seines Bargeldes zu berauben, oder um wenigstens die dortigen Verhältnisse, die für Diebstähle im Kreise Villons als günstig galten, zu „studieren“.

Der Diebstahl am Collège wird nach einiger Zeit entdeckt und die Tore von Paris schliessen sich für Villon aufs neue.

Da passiert es ihm, dass Karl von Orléans — einer der ersten Namen des damaligen Frankreich — ihm in Blois Tür und Tore seines Schlosses öffnet. Karl von Orléans hatte sich nach einer 25 jährigen Gefangenschaft in England auf sein Gut — einer Art kleiner Residenz — zurückgezogen, wo er sich ganz der Poesie ergab, indem er talentierte Poeten förderte, und indem er selber dichtete. Hat er von Villons Vergangenheit gewusst und darüber hinweggesehen, weil er das Talent höher wie alles andere stellte? Wir wissen es nicht. Vielleicht hat er Villon eine Zeit lang bei sich behalten, um selber Anregung zu finden, wobei er sich den Anschein gab, seinen Schutzbefohlenen emporzubringen. Natürlich waren die guten Beziehungen zwischen dem reichen Ästheten vom Hochadel und dem armen Dichter aus dem Volke nur von kurzer Dauer. Auch über das Auseinandergehen der beiden ist nichts Näheres bekannt. Doch man kann sich ja vorstellen, wie Villon mit seinen Charaktereigenschaften des Bohémien und dem Selbstbewusstsein und den Ansprüchen eines Menschen, der an sich glaubt, seinem Mäzen, der selber gefördert sein wollte, auf die Dauer unerträglich werden musste. Was für Auseinandersetzungen es da gegeben haben mag, man kann sie sich ja denken. Und man kann sich weiter ein Bild davon machen, wie Villon schliesslich, weil er seinen Wohltäter erst enttäuscht, dann erbittert, von diesem noch energischer auf die Strasse gewiesen wurde als früher von dem Schenkwirten, dem er die Zeche nicht bezahlte. Jedenfalls begibt sich Villon, nachdem er das Schloss von Blois verlassen hat, zu einem anderen Adligen, Johann von Bourbon. Dann verschwindet er, nach Tagen des Wohlstandes, der Bequemlichkeit, des äusseren Glanzes, wieder im Dunkel.

Erst 1461 betritt er abermals das Pariser Pflaster, nachdem er einen ganzen Sommer im Gefängnis Meung sur Loire hat zubringen müssen. Der Bischof Thibault von Auxigny hätte Villon sicher nicht freigelassen, wenn nicht der frisch gekrönte König Ludwig XI. in der Nähe des Ortes Meung vorbeigezogen und die dortigen Gefangenen begnadigt hätte. Die allgemeine Amnestie gibt Villon die Freiheit zurück.

Und nun kommt zu Villons Abenteuern noch ein äusserst bizarres hinzu, es ist das letzte, das wir vom „armen Schüler“ kennen.

Kaum einen Monat in Freiheit gesetzt, speist Villon bei einem gewissen Robin Dogis zu Abend, der als Gäste noch Rogier Pichard und Hutin von Moustier bei sich hatte.

Gegen 8 Uhr verlassen alle die Wohnung des Festgebers. Sie gehen am erleuchteten Fenster des ehrwürdigen Notars, Meister Franz Ferrebouc vorbei, der in seinem Arbeitszimmer mit einigen seiner Gehülfen am Schreibtisch sass.

Pichard, ein bekannter Raufbold, bleibt vor dem Fenster stehn und macht seine derben Spässe mit den Leuten des Notars, die dringende Geschäfte zu erledigen haben. Schliesslich treten sie, von Pichard zum äussersten getrieben, aus dem Haus, die Kerzen in der Hand und mit den Rufen: „Was sind das für Halunken“?

Pichard antwortet höhnisch: „Ihr wollt wohl Flöten kaufen“, wobei er mit diesem Bilde ausdrücken wollte, dass sie offenbar grosse Lust haben müssen, verprügelt zu werden. Natürlich ist ein Handgemenge die sofortige Folge dieser Rede und Gegenrede. Die Gehülfen Ferreboucs beginnen zu schreien: „Man tötet! Mord“!

Schliesslich tritt der Notar selbst auf die Strasse, Dogis verwundet ihn leicht mit seinem Dolch.

Villon hat, nach allen Erzählungen über dieses blutige Abenteuer, keine Hand dabei gerührt. Doch er wird verhört. Schon der Name „Villon“, der den Leuten des Gerichts soviel zu schaffen gemacht hat, bringt sie in Wut. Man will diesen unverbesserlichen Tunichtgut ein für allemal unschädlich machen. Man führt ihn ins Chateletgefängnis. Nachdem man versucht hat, ihn durch die sogenannte „Wassermarter“ zum Geständnis zu bringen, wird er abgeurteilt. Obgleich er weiter nichts verbrochen hatte als in zweifelhafter Gesellschaft auszugehn, wird er zum Tode durch den Strang verurteilt. Sein Abenteuer mit dem Priester Sermoise, der Diebstahl im Collège de Navarre werden wieder zur Sprache gebracht und diesmal strenger beurteilt als zur Zeit, wo Villon diese Handlungen begangen hatte.

Die Todesstrafe wird in 10jährige Verbannung umgewandelt. Villon verlässt abermals Paris, das er nie mehr wiedersieht. Von diesem Zeitpunkt an fehlt jegliche Spur von ihm.

* * *

Das Werk.

Die äussere Form der Dichtung Villons wird, ebenso wie sein Leben, zuerst Befremden erregen. Es ist in der Tat eine Dichtungsgattung, deren sich heute niemand mehr bedient, die also vollständig „veraltet“ ist.

Villon hat, wie das vor ihm und zu seiner Zeit öfters geschehen ist, all seine Gedanken und Visionen in Form eines Testamentes kundgetan, allerdings eines Testamentes in achtzeiligen Versen. Der grösste Teil seiner Dichtungen ist im Grossen und im Kleinen „Testament“ enthalten.

Ähnlich hatte (unter andern) der Dichter Jean Bodel, als er von der Lepra ergriffen wurde und seine Vaterstadt verlassen musste, alles, was ihm am Herzen lag, in 42 Strophen in seinem „Abschied“ ausgedrückt.

Villon muss nun ebenfalls seine Vaterstadt verlassen, nicht wegen Krankheit, auch nicht aus Liebeskummer, wie er selber schreibt, sondern weil ihm die Männer der Justiz auf den Fersen sind.

Doch obwohl er es eilig hat, Paris hinter sich zu sehen, kann er doch nicht von der Stelle, ohne dass er die Ereignisse der letzten Jahre sich von der Seele schreibt, oder dass er sein „Testament“ macht, wie er selber sagt. Die Ereignisse drängen ihn zur Flucht, doch noch mehr drängen ihn die Gedanken und Gefühle zum Dichten.

Er fühlt sich gesammelt, gehoben, inspiriert; was kümmert ihn alles übrige, solange er noch einen Einfall im Kopfe oder auf der Seele und einen Tropfen Tinte in der Feder hat.

Er denkt kurz vor seiner Abreise, deren Ausgang er ebenso wenig kennt wie deren Ziel, an sein Leben zurück, das deutlicher denn je ihm vor der Seele steht.

Die Gesichter seiner fröhlichen Genossen tauchen vor ihm auf, die glänzenden Gefährten seiner Jugend, er unterscheidet das Gesicht einer grausamen Frau, er erblickt die Grimassen einiger reicher Geizhalse und hochmütiger Mönche, der Feinde seines teuren Klosters Saint-Benoit, das er bewohnte, dann drängen sich ihm peinliche und schmerzliche Einzelheiten auf, von denen man nicht spricht, die man vergessen möchte und die er doch nicht verschweigen wird.

Vor allem muss er sich verabschieden und er kann nicht fort, ohne alle diejenigen, die er gekannt, seine Freunde, sowie seine Feinde mit Geschenken zu versehen.

Um seinem Werke mehr Bedeutung zu verleihen, beginnt er ernst, würdevoll, wobei er den Namen des „grossen Römers“ Vegetius heraufbeschwört. Dann fährt er fort, wie in einem wahren Testamente:

„Premièrement, ou (au) nom du Père
Du filz et du saint Esprit,
Et de sa glorieuse Mere
Par qui grace rien ne périt . . .

Und nun beginnt er zu verschenken, allerdings nicht als armer Schüler, der er ist und der nichts besitzt, sondern wie ein junger, reicher Adliger, der im Kriege sich hervorgetan, der dort reiche Beute gesammelt hat. Er verschenkt Helme, Degen, Seidenkleider, Handschuhe, Jagdhunde, Pferde und sogar einen Diamanten (lauter Gegenstände, die er nicht besitzt).

Mit diesen Vermächtnissen sind nun alle möglichen Anspielungen verbunden, die teilweise lange Zeit in Dunkel gehüllt waren. Die Anstrengungen von Marcel Schwob, Gaston Paris und Pierre Champon haben, indem sie hier Licht verbreiteten, über die Sitten jener Zeit äusserst pittoreske Details wieder lebendig gemacht. Der Witz so manchen Achtzeilers ist freilich verloren gegangen. Doch viele dieser „huitains“ wirken noch heute wie scharfe, kleine Satyren. Denn Villon macht in seinen „lais“ (Vermächtnissen) in Wirklichkeit keine Geschenke: er deckt Schäden seiner Zeit und seiner Mitmenschen auf, da die Geschenke entweder wertlos sind, wenngleich sie wertvoll scheinen oder bloss kompromittieren — so sehr Villon sich den Anschein gibt, als ob er spenden, helfen wolle.

Der Geliebten, die soviel versprach und so wenig hielt, die trotzdem sicherlich Diamanten und Perlen erwartet, vermacht der Dichter nichts als sein — gebrochenes Herz.

A celle doncques que j'ai dict,
Qui si durement m'a chassé.
Que j'en suys de joye interdit
Et de tout plaisir dechassé,
Je laisse mon coeur enchassé,
Palle, piteux, mort et transy:
Elle m'a ce mal pourchassé,
Mais Dieu luy en face mercy!

Dem Meister Ythier, einem reichen Kaufmann, dem Villon Geld schuldet und der sicher sein Geld oft — in lästiger Weise — zurückgefordert hat, vermacht der Dichter, um wenigstens einen Teil der Schuld abzutragen, sein Schwert. Allerdings ist es versetzt. Herr Ythier muss es demnach auslösen; er erhält es indessen nur unter der Bedingung, dass er alle Gläubiger Villons zufriedenstellt. Herr Ythier wird also nie zu „seinem“ Schwert kommen und die Gläubiger nie zu „ihrem“ Geld. Doch Villon bleibt der Gebende, er vermacht weiter (was er nicht besitzt). Er hat Vertrauen zu den

Leuten, die er „beschenkt“, wenn auch sie nicht zu ihm; er ist sich dessen sicher, dass sie sich seiner Gaben würdig zeigen werden . . .

Meister Jacques, einem wohlhabenden, aber offenbar geizigen Feinschmecker und Vielfrass, vermacht Villon fette Gänse, einen wohl-gemästeten Kapaun — und einige Fässer — Wein, der „weiss wie Kreide“ ist (lauter Dinge, die Villon selber gerne besitzen möchte). Dann aber vermacht er demselben Herrn — eine andere Wohltat — zwei schwebende Prozesse, damit der Vielfrass nicht zu sehr gemästet werde.

Derechef je laisse en pur don
Mes gands et ma hucque de soye
A mon amy Jacques Cardon ;
Le gland aussi d'une saulsoye,
Et tous les jours une grosse oye
Et ung chapon de haulte gresse ;
Dix muys de vin blanc comme croye,
Et deux procès, que trop n'engresse.

Dem Adligen Philippe Brunet von Grigny, der jedenfalls kein Schloss, kein Geld und keine Beschäftigung, aber hohe Ansprüche hat, überlässt Villon den Schutz von Ruinen bei Paris und einige Jagdhunde, die kein vornehmer Mann entbehren kann. Und da dieser Mann ewig in Prozesse verwickelt ist, ergreift Villon, wohlwollend, wie er seinen Erben gegenüber immer ist, Partei für Herrn von Grigny und vermacht dessen Gegner drei Peitschenhiebe und behagliche Ruhe im Kerker:

Item, au seigneur de Grigny
Laisse la garde de Nygon, (Ruinen bei Paris)
Et six chiens plus qu'à Montigny,
Vïcestre, chastel et donjon ;
Et à ce malostru Changon,
Mouton qui le tient en procès,
Laisse troys coups d'un escourgon,
Et roucher, paix et aise, en ceps.

Dem Säufer Jacques Raguier vermacht Villon zwei Schenken „Gros Figuier“ und „Pomme de Pin“ und damit Herr Raquier ja nicht Durst leide, ausserdem noch die Tränke Popin, wohin man die Pferde führte.

Den Herrn Loup und Chollet, Männern des Gerichts, deren Amt es ist den Dieben nachzuspüren, die indessen in ihren freien Stunden und vielleicht auch in ihren Amtsstunden selber stehlen (eventuell in Gemeinschaft mit den Dieben), vermacht Villon eine Ente, die bei einbrechender Nacht in den Gruben der Stadt gestohlen worden ist, einen langen Mantel, um gestohlene Dinge zu verbergen und Schuhe ohne Absätze, um geräuschlos aufzutreten.

Item, au Loup et à Chollet,
Je laisse à la foys un canart,
Prins sous les murs, comme ou souloit,
Envers les fossez, sur le tard;
Et à chascun un grand tabart (Mantel)
De cordelier, jusques aux pieds,
Busche, charbon et poys au lart,
Et mes housaulx sans avantpiedz.

Den armen Studenten vermacht er sein philosophisch-theologisches Magisterdiplom, das den gelehrten Professoren der Sorbonne, also der Prüfungskommission, zur hohen Ehre gereicht, denn beim Examen sind sie es, die glänzen, mit allem was sie wissen und selbst mit dem was sie nicht wissen . . . Für die armen Kandidaten, die sich abmühen und die zahlen müssen, damit der Eitelkeit der hohen Herrn von der Sorbonne geschmeichelt werde, hat das Diplom freilich nicht den geringsten Wert.

Item, ma nomination,
Que j'ai de l'Université,
Laisse par resignation,
Pour forclorre d'adversité
Paouvres clercs de ceste cité etc.

Seinem Barbier vermacht er seine abgeschnittenen Haarspitzen, wobei der Erbe sicherlich in seinem Besitze nicht gestört sein wird, dem Schuhflicker seine alten Schuhe, dem Schneider seine abgetragenen Kleidungsstücke — drei Dinge, die, neben dem wertlosen Magisterdiplom die einzige, wirkliche Hinterlassenschaft des „gut renommierten“ armen Schülers François Villon bilden müssen.

Item, je laisse à mon barbier
Les rongneures de mes cheveux,
Plainement et sans destourbier;
Au savetier, mes souliers vieulx
Et au fripier, mes habits tieulx
Que quant du tout je les delaisse;
Pour moins qu'ilz ne constèrent neufs
Charitablement je leur laisse.

Villon kann nicht mehr weiter schreiben, denn die Tinte ist in der Feder erstarrt, die Kerze ist erloschen. Er hat keine Möglichkeit sich einige Scheite Holz zu verschaffen, um den dürren Körper zu erwärmen, der „mager wie ein Besenstiel“ geworden ist. Das ist die Rückkehr zur Wirklichkeit. Ohne Geld und (was für einen armen Schüler wie Villon noch schlimmer ist) ohne Kredit, muss er statt im Lande der Träume zu verweilen, verwüstete Provinzen durch-

streifen, von Räubern bedroht und von der Justiz verfolgt. Deshalb lässt er sein Testament folgendermassen enden :

Fait au temps de ladicte date,
Par le bon renommé Villon,
Qui ne mange figue ne date ;
Sec et noir comme escouvillon,
Il n'a tente ne pavillon.
Qu'il n' ayt laissé à ses amys,
Et n'a qu'un peu de billon, (Geld)
Qui sera tantost à fin mys.

* * *

Das „grosse Testament“ das 1461 geschrieben worden ist, enthält bloss noch einige scherzhafte Vermächtnisse. Villon schenkt den Blinden von Paris seine Brille, den Verliebten einen mit Tränen gefüllten Weihkessel. Der Dame Jeanne de Bretagne erteilt er das Recht eine Liebesschule zu halten. Dem Meister Soiner, der noch von jeder Dame, um die er geworben hat, einen Korb erhielt, vermacht Villon die Gabe, von allen Damen geliebt zu werden, vorausgesetzt, dass er keine heiraten will. Dem Bastard von Barre (einem ruinierten Edelmann) vermacht er 3 Würfel und ein Spiel Karten, die das neue Wappen bilden sollen. Den Bettelmönchen schenkt er eine Gans, wovon indessen die Knochen den Kranken der Spitäler überlassen werden müssen. Offenbar ist die Kost in den Versorgungshäusern so knapp, dass den hier Darbenden selbst die Speiseüberreste der gierigen Bettelmönche noch als leckeres Mahl erscheinen.

Der Dichter ist schon durchaus ernst gestimmt, wenn er seine arme Seele der Dreieinigkeit, seinen Körper der Mutter Erde vermacht. „Die Würmer werden nicht viel zu fressen finden an diesem Körper“, fügt er hinzu, „so sehr hat ihn der Hunger abgezehrt.“ Villon ist 30 Jahre alt. Er hat einen ganzen Sommer bei Wasser und Brot im Gefängnis Thibauld von Aussigny, des Bischof von Orléans zugebracht.

Heutzutage ist das Gefängnis ein Aufenthaltsort, wo so mancher Mann der Feder in Ruhe, ohne Störung und ohne Sorgen um das tägliche Brot, die schärfsten Artikel gegen diejenigen vorbereitet oder geschrieben hat, denen er die Ruhe in der Zelle verdankte.

Das Gefängnis von Meung sur Loire, in dem Villon schmachten musste, an dessen Mauern das Wasser aufstieg und niederrann, hat dem leichtsinnigen, lebensfrohen, wenn auch sarkastischen, gelegentlich beissend scharfen Dichter, einen melancholischen Grundton für das weitere Schaffen mitgegeben. „Ich habe das ganze Mass der Schande ausgekostet“, sagt er bitter, gleich am Anfang der neuen Dichtung.

Der Titel „Testament“ klingt bei diesem Werke nicht mehr wie bisher, wie pure Ironie. Villon hat innerhalb der dicken Mauern, aus denen er keine Aussicht hatte zu entkommen und aus denen nur die königliche Gnade ihn befreite, viel an den Tod gedacht.

Und doch werden wieder freundlichere Bilder in ihm wach: Die Gesichter seiner Jugendgenossen, die so fröhlich sangen, so witzig sprachen, so lebensfroh in all ihren Worten und Taten waren.

Où sont les gratieux gallans
Que je suyvoye au temps jadis,
Si bien chantants, si bien parlans,
Si plaisans en faictz et en dictz?
Les aucuns sont mortz et roydiz;
D'eulx n'est-il plus rien maintenant,
Respit ils ayent en paradis,
Et Dieu saulve le ramenant.

Doch gleich ist es wieder der Gedanke an den Tod, der den Dichter erfasst. Wo sind sie alle, die fröhlichen Genossen? Die einen sind tot und steif! Andere sind grosse Herren geworden, andere wieder betteln ganz entblösst und sehen das Brot bloss an den Fenstern der Bäckerläden.

Und der Gedanke an den Tod verlässt ihn nicht mehr. Er beherrscht Villon so sehr, dass ihm die Entbehrungen erträglich erscheinen, denn „es ist besser in groben Kitteln zu leben als ein hoher Herr gewesen zu sein und unter prächtigen Grabdenkmälern zu modern“! Er liebt das Leben, das ihm Elend und Schande eingetragen hat und das ihm nichts mehr bieten kann als ein für immer verfehltes Dasein, wo Gefängnis und Galgen stets für ihn persönlich bereit zu stehen scheinen; er liebt es mit der Zähigkeit jener Menschen, die am eigenen Leib erfahren haben, wie schwer man sich von ihm trennt, was es auch bringen mag.

Der Tod — der unvermeidliche — der überall, in den Gassen der Städte, auf den Landstrassen, in der Wohnung selber droht, an dem Villon so oft vorbeigegangen war, mit dem er im „Kleinen Testament“ seine Scherze trieb, er tritt nun als unumstössliche, alles umfassende Naturgewalt vor die Seele des hungernden, siechen Gefangenen.

Und der Dichter entwirft anschaulich, wie nach ihm Shakespeare, ein Bild des Todes, der die Armen und die Reichen, die Ehrenmänner sowie die Schurken, die Geistlichen und die Weltlichen, die Adligen und die Bauern, die Kleinen und die Grossen, die Schönen und die Hässlichen, die Damen mit all ihren Kostbarkeiten, die Leute jedes Alters und jedes Standes ohne Unterschied dahinrafft.

Dann schildert Villon das Zerstörungswerk des Todes :

Je congnoys que pauvres et riches,
Sages et folz, prebstres et laiz,
Noble et vilain, larges et chiches,
Petitz et grans, et beaulx et laidz,
Dames à rebrassez colletz,
De quelconque condition
Mort saisit sauns exception.

Et mourut Paris ou Helène,
Quiconques meurt, meurt à douleur.
Celluy qui perd vent et alaine,
Son fiel se crève sur son cueur,
Puis sue Dieu sçait quelle sueur !
Et n'est qui de ses maux l'allège :
Car enfans n'a frère ne soeur,
Qui lors vouldist estre son pleige.

La mort le fait fremir, pallir,
Le nez courber, les veines tendre,
Le col enfler, la chair mollir,
Jointes et nerfs croistre et estendre.
Corps feminin, qui tant est tendre,
Polly, souef, si preciculx,
Te faudra-il ces maux attendre ?
Ouy, ou tout vif aller ès cieulx.

Und das Bedürfnis zu leben, sich guter Sitten zu befehligen, „ein warmes Bett“ zu haben, erwacht wieder gebieterisch in ihm.

Hat Villon in seinem Jugendwerk alle möglichen Gegenstände verschenkt, die er zum Teil gar nicht besass, so vermacht er im „Grossen Testament“ an Personen, deren Namen hier nicht in Betracht kommen, eine Anzahl von Balladen, die wahre Juwelen der Dichtkunst sind. Er hat sie in verschiedenen Jahren, in verschiedenen Lebensverhältnissen und Stimmungen geschrieben, so dass sie in ihrer Gesamtheit den ganzen Villon, den besten Villon in all seinen so seltsamen Gegensätzen wiedergeben. Es sind ihrer 16, von denen ich hier bloss die bekanntesten erwähnen kann.

In der „Ballade an die Damen vergangener Zeiten“ bricht der Dichter in seiner ganzen Schwermut aus. Bei den Gedanken daran, dass sein einst so hoffnungsvolles Leben nun unrettbar verloren und vernichtet ist und dass trotzdem die noch vollständigere Vernichtung durch den Tod seiner harrt, muss er sich fragen, was denn aus all den Frauen geworden ist, die einst die Welt mit ihrer Schönheit und ihrem Ruhm erfüllten. Das Bewusstsein, dass soviel Glanz, Grösse und Herrlichkeit gerade wie sein armseliges Leben dem Tode verfallen sind, lässt Villon den Gedanken an diesem, als etwas

unabweisbares, geheimnisvolles, unergründliches noch grausamer erscheinen.

„Sagt mir,“ fragt der Dichter, „wo ist die gelehrte Heloise, . . . wo die Königin Blanche, lilienweiss, mit der Sirenenstimme, wo Johanne, die gute Lothringerin, die die Engländer in Rouen verbrannten?“ Und am Schluss jeder Strophe setzt wehmütig der Refrain ein: „Doch wo ist der Schnee vom vorigen Jahre?“

Dictes-moy où, n'en quel pays,
Est Flora, la belle Romaine ;
Archipiada, ne Thais,
qui fut sa cousine germaine ;
Echo, parlant quand bruyt on maine
Dessus rivière on sus estan,
Qui beauté eut trop plus qu' humaine ?
Mais où sont les neiges d'antan.

— — — — —

La royne Blanche comme ung lys,
Qui chantoit à voix de sereine ;
Berthe au grand pied, Biétris, Allys ;
Harembourges, qui tint le Mayne,
Et Jehanne, la bonne Lorraine,
Qu' Anglois bruslèrent à Rouen,
Où sout-ilz, Vierge souveraine? . . .
Mais où sont les neiges d'antan.

— — — — —

In ähnlicher Weise lässt Villon über den allgemeinen Verfall aller Dinge, den die Zeit mit sich bringt, die „schöne Helmschmiedin“ trauern. Hat er die weibliche Schönheit verherrlicht, so beklagt er nun den unvermeidlichen Verfall. Mit einem Wirklichkeitssinn, dem nichts entgeht, hat er ein doppeltes Bild des Weibes festgehalten, den Glanz der Jugend und die Jämmerlichkeit des Alters.

Die Übersetzung ist von K. L. Ammer.

Was stelltest du so früh dich ein,
Du Greisenalter hart und trübe?
Wer will mein Trost und Retter sein,
Dass ich an mir nicht Selbstmord übe?

— — — — —

Wenn ich dran denke, wie ich war
Und was ich ward in all den Jahren,
Wenn ich mich nackt im Spiegel schau,
Vertrocknet, mager, dürr und grau —
Und muss mich so verändert sehen
So will ich fast vor Wut vergehen.

Die Stirn gefurcht, das Haar ergraut,
Die hellen Augen eingesunken,
Die einst so lachend dreingeschaut,
Die einst so vielen zugewunken,
Die Nase krumm und schönheitbar,
Der Blick erloschen, tot und wirr,
Die Ohren schlaff und voller Haar,
Das Kinn gespitzt, die Lippen dürr.

Die Schultern bucklig, welk die Hand,
Die Brüstchen ledern, eingefallen,
Die Arme schlapp und abgespannt,
Das blieb mir übrig von dem allen.

Rodin hat, angeregt von der Ballade Villons, eine erschütternde Statue einer alten Frau geschaffen, die sich im Luxembourg-Museum in Paris befindet.

Einen ganz anderen Ton schlägt der Dichter in der „Ballade de Villon et de la grosse Margot“ an. Er schildert sich hier selber, wie er in einer Spelunke, als Wirt oder vielmehr als Bediensteter Wein und Käse selber aus dem Keller bringt, um die Gäste, sowie Margot allein zu lassen. Er ruft den Leuten, die gut gezahlt haben, nach, sein Wirtshaus wieder zu besuchen, wenn es ihnen hier gefallen hat. Doch er ist jeden Augenblick auf dem Sprung die Gäste, die ihre Zeche schuldig bleiben wollen, tüchtig durchzuprügeln oder ihre Kleider als Pfand zurückzuhalten. Ist man nicht ganz auf dieselbe Weise mit ihm umgegangen, wenn er früher kein „Kleingeld“ hatte?

Der Grundton der Ballade ist zynisch. Villon befindet sich jedenfalls in einer der allertraurigsten Perioden seines Lebens. Immerhin wird er sich der entehrenden Stellung, die er einnimmt, bewusst, noch bevor er seine Ballade schliesst und er ruft schmerzerfüllt aus: „Die Ehre flieht uns, weil wir sie fliehn!“ . . .

Doch derselbe Mann, der in dieser Ballade so tief gefallen ist, er erhebt sich wieder, wenn er an seine Mutter denkt, die „arme Frau“ und wenn er diese kniend in treuherziger Andacht ihr Gebet an Maria verrichten lässt. Es heisst da in der letzten Strophe:

„Ich bin eine arme, alte Frau und habe nie einen Buchstaben gelesen, doch ich sah in meiner Pfarrkirche das Paradies gemalt mit Harfen und Lauten und die Hölle, in der die Verdammten sieden. Dies erregt mir Schrecken, jenes Freude und Wonne.“

Femme je suis povrette et ancienne,
Ne riens ne sçay ; oncques lettre ne leuz,
Au moustier voy dont suis parroissienne
Paradis painct, où sont harpes et luz,
Et ung enfer où damnez sont boulluz :
L'ung me faict paour, l'autre joye et liesse.

In der Ballade zu Ehren des Meisters Jean Cotart hat Villon mit kräftigen Strichen, nach Art der alten Flamen den selig entschlafenen Zecher festgehalten, der an der Türe des Paradieses anklopft und mit Sicherheit darauf rechnet, dass die Trinker des Alten Testaments, seine Brüder, ihm den Eintritt in das Paradies nicht verwehren werden.

Comme homme beu qui chancelle et trépigne
L'ai vu souvent, quand il s'allait couchier
Et une fois il se fist une bigne
Bien m'en souvient, à l'estal d'un boucher.
Brief, on n'eust sçeu en ce monde chercher
Meilleur pion, pour boire tost et tard.
Faictes entrer quand vous orrez hucher
L'ame du bon feu maistre Jehan Cotard.

In seiner anderen Ballade sagt der Dichter, der sich dem Tode sehr nahe fühlt, allen Menschen Dank, den Kartausen, den Celestinern, den Bettelmönchen, den schönen Pariserinnen, die ihre hohen Absätze auf dem Pflaster aufschlagen lassen, den Schauspielern und Schauspielerinnen, die in Gruppen von fünf bis sechs pfeifend durch die Strassen ziehen. Er nimmt von diesem Dank an alle Welt bloss die „Hunde von Verrätern aus, (les traitres chiens mastins) die ihn in den Gefängnissen harte Brotkrusten essen liessen.

In der letzten Ballade ladet er zu seinem Begräbnis ein.

* * *

Es ist unmöglich von Villon zu scheiden, ohne noch zwei Balladen erwähnt zu haben, die nicht mehr im „Testament“ enthalten sind und die doch zu Villons wertvollster dichterischer Hinterlassenschaft gehören; es sind dies: „La Ballade des Penduz“ und „La Ballade de l'Appel de Villon“.

In der ersten weiss Villon sich verloren, dem Tode geweiht: er ist verurteilt worden, durch den Strang gerichtet zu werden, eigentlich mehr wegen seiner bisherigen Vergehn, die er schon abgebüsst hat als wegen neuer Übertretungen des Gesetzes. Er hat keine Hoffnung, dass sein Gesuch um Begnadigung Gehör finden werde. Und nun findet er die Kraft, die äusserste Sammlung, um die letzten Stunden, die ihm — wie er sicher glaubt — zum Leben übrig bleiben, einige bescheidene Bitten an die menschlichen Brüder zu richten, die das Glück haben nach ihm noch weiter leben zu dürfen.

„Menschliche Brüder, die ihr nach uns lebt,“ ruft er aus, „verhärtet Eure Herzen nicht gegen uns, denn wenn ihr Mitleid mit uns haben könnt, wird Gott Euch sicherlich dafür danken. Ihr seht uns

da hängen, fünf bis sechs. Unser Fleisch, das wir allzusehr genährt haben, es ist zerstückt, zerfressen, angefault und unsere Gebeine werden Asche und Staub. Niemand möge über unser Elend lachen, bittet vielmehr Gott uns alle freizusprechen.“

Frères humains, qui après nous vivez,
N'ayez les cueurs contre nous endurciz,
Car, si pitié de nous pauvres avez,
Dieu en aura plustost de vous merciz.
Vous nous voyez cy attachez cinq, six:
Quand de la chair, que trop avons nourrie,
Elle est pièce, devorée et pourrie,
Et nous, les os, devenons cendre et pouldre.
De notre mal personne ne s'en rie,
Mais priez Dieu que tous nous vueille absouldre.

In der dritten Strophe schildert er sein armseliges Leben der letzten Jahre, in einigen äusserst anschaulichen Bildern. Der Gedanke, dass er durch die Justiz enden muss, drückt ihn furchtbar — obwohl ja, wie er sagt, kein Mensch einen durchaus graden Sinn besitzt — und er hofft, dass er, wenn er all seine Leiden aufgezählt, um so mehr das Mitleid der Menschen und die Gnade Gottes finden werde.

„Der Regen, sagt er, hat uns durchnässt und ausgewaschen, die Sonne getrocknet und geschwärzt, Elstern und Raben haben uns die Augen gehöhlt und Bart und Augenbrauen ausgerissen. Niemals, bei keinem Wetter konnten wir uns zur Ruhe setzen und der Wind hat uns, da er selber bald hier bald dort ist, nach allen Richtungen hin und her getrieben. Dabei wurden wir mehr von den Vögeln zerstoehen wie ein Fingerhut von einer Nadel. Tretet also nicht in unsere Gesellschaft ein, aber bittet Gott uns alle freizusprechen.

La pluye nous a debuez et lavez,
Et le soleil dessechez et noirciz;
Pies, corbeaulx, nous ont les yeux cavez,
Et arrachez la barbe et les sourcilz.
Jamais, nul temps, nous ne sommes rassis;
Puis çà, puis là, comme le vent varie,
A son plaisir sans cesser nous charie,
Plus bequetez d'oyseaulx que dez à couldre.
Ne soyez donc de notre confrairie,
Mais priez Dieu que tous nous vueille absouldre.

In der „Ballade de L'Appel de Villon“ gibt er, der Begnadigte, dem Gefühl der Befreiung Ausdruck, denn er hat nun sein Leben wieder, allerdings ein armseliges Leben, das er fern von Paris, in der Verbannung fristen muss und das er sicher bald ausgehaucht hat, fern von den wenigen, die er liebte, fern von seiner armen Mutter, auf fremder Erde — wer weiss wo?

Die Bedeutung Villons.

Das Mittelalter hat besonders die Allegorie gepflegt: es hat die Ideen und Formen von Schriftstellern der lateinischen Dekadenz bewahrt. Selbst Villons Zeitgenosse, Charles d'Orléans, der bei Azincourt von den Engländern gefangen und erst nach 25 jähriger Kerkerhaft wieder freigegeben oder vielmehr ausgelöst wurde, kann sich von der Allegorie nicht befreien. Er bleibt, sein Leben lang, in ihr, wie in einem Kerker, eingeschlossen. Alle seine Leiden, seine Gefühle und Reflexionen zwingen sich in Symbole ein. Die menschlichen Leidenschaften treten in dieser Dichtung nicht mehr in ihren individuellen und doch gleichzeitig allgemeinen Formen auf, sondern in der Gestalt von Blumen, die Leidenschaften versinnbildlichen sollen oder unter ganz abstrakten Namen.

Wenn aber die Dichter einmal den Weg der Allegorien oder des Symbols betreten, wie sie dies auch heute noch, auf ihre alten Tage mit Vorliebe tun, dann können sie beruhigt ihr Testament machen — das sie sicherlich nicht wie das Villons seinen Schöpfer um Jahrhunderte überleben wird. Dann erwachen die Toten bestimmt nicht mehr. . . Und die Lebenden sind tot für die Dichtung.

Villon hat sich und (wenigstens für einige Zeit) die Dichtung von der Allegorie befreit. So unfrei er im Leben war, so selbständig, bahnbrechend ist er in seinen Versen. Diese sind ebensowenig eine Fessel für ihn, als es das Gefängnis für seine Gedanken war. Er überwindet jede Konvention durch den aussergewöhnlichen Wirklichkeitssinn, durch den inneren Drang, bloss von dem zu sprechen, was er gesehen und empfunden hat. Das ist das Neue an Villon: aus der Wirklichkeit und bloss aus ihr schöpft er seine Poesien und diese verlieren nichts auf ihrem Wege in eine dichterische Form.

* * *

Das „Kleine Testament“ ist in erster Linie ein Werk, man kann sagen, ein Akt der Rache. Es richtet sich, wie Champion klargestellt hat, hauptsächlich gegen hohe Geistliche, Leute der Hochfinanz, des Hochadels und des Gerichts, also gegen die „massgebenden“ Kreise der damaligen Zeit.

Die Erbitterung Villons lässt ihn visionär die Schwächen jener Leute erkennen, die trotz des Bewusstseins ihrer Macht und ihres umfassenden Geistes oft nicht die nötigsten Reformen ausführen können oder wollen.

Diese Erbitterung Villons, die gleichzeitig die des Volkes, der Armen und Gedrückten ist, sie gibt dem Dichter die Kraft, den

Mut, mit seinen Satyren sich den ärgsten Strafen auszusetzen: dem Kerker und der „Wassermarter“, bei der dem Schuldigen mit Hilfe von einem Tuche Wasser in den Magen geleitet wurde.

* * *

Die Satyre baut sich wohl, ihrem Wesen nach, auf einem grossen, unvereinbaren Gegensatz oder vielmehr einem inneren Widerspruche auf, an dem eine Person oder eine Sache krankt. Wenn ein reicher Mann unausgesetzt über die teure Zeiten klagt und, indem er Geld ansammelt, über seinen finanziellen Zusammenbruch jammert, liefert er Stoff für die Satyre. Wenn ein körperlich missgestalteter Mensch sein Leben lang darnach trachtet, den Frauen zu gefallen und sich schliesslich für bezaubernd hält, obwohl er von allen verspottet wird, fordert er die Satyre heraus. Wenn sich jemand zum Beschützer aufwirft, obwohl er selber schutzbedürftig ist und nun, indem er helfen will, seine Schutzbefohlenen und schliesslich sich selber zu Grunde richtet, hat die Satyre Gelegenheit sich zu betätigen.

Villon hat nun Verstandesschärfe genug besessen, um die inneren Widersprüche all der Leute zu bemerken, die scheinbar so souverain über ihm, dem Ausgestossenen, standen. Wie oft kommt es vor, dass der Niederstehende den Höheren durchschaut, der Diener den Herrn, der Untergebene den Vorgesetzten. Während dieser seine Befehle erteilt — mit der Miene der Unfehlbarkeit — begeht er grobe Fehler und sie bleiben nicht unbemerkt. Napoleon I. besass, trotz seiner Allmacht, doch Selbstkritik genug, um eines Tages auszurufen: „Niemand besteht vor seinem Kammerdiener“

Villon gehört nun zu jenen armen Teufeln, die wenigstens die Genugtuung haben, dass sie die Schwächen ihrer Verfolger erkennen. Er musste im Gefängnis schmachten, doch er konnte sich sagen: Die Peiniger sind auch nicht frei Sie liegen in anderen Fesseln: ihrer Eitelkeit, ihrem Grössenwahnsinn und dem Glauben an ihre Unfehlbarkeit Die Leute die aus Eisen scheinen, es sind Kolosse aus Ton, in der Wirklichkeit

Da sind zunächst die Herrn vom Hochadel, die keine Güter, aber um so mehr Ansprüche besitzen. Um diese zu befriedigen (und sie müssen befriedigt werden), ist kein Mittel zu schlecht.

Da sind die Männer der Gerechtigkeit, die sich selber die grössten Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Der Dieb wird im Gefängnis streng bewacht, der Mann der Gerechtigkeit dagegen geht bei einbrechender Nacht und stiehlt selber ein Huhn oder eine Gans aus dem Festungsgraben, nach dem Grundsatz: „Man muss doch leben“

Als Satyriker ist Villon nun freilich bloss skizzenhaft geblieben. Doch auch Skizzen haben, wenn sie die Hand des Meisters verraten, dauernden Wert.

Molière geht, zwei Jahrhunderte später, bei Abfassung seines Tartuffe ebenfalls von persönlichen Gefühlen der Wut und der Rache aus, die er dann zu allgemeiner Bedeutung erhebt und, wie Villon, baut er seine Satyre auf einem grossen inneren Widerspruche auf, den er bei seinen Feinden entdeckt hat. Molière lässt seinen Heuchler all das tun, was dieser mit den schärfsten Worten selbst verdammt.

Der arme Schüler Villon, der seine Mitmenschen so oft zu prellen verstand, hat der Menschheit mit seinen Satyren keinen geringen Dienst erwiesen.

* * *

Das „grosse Testament“ ist ein Schmerzensschrei der Menschheit des XV. Jahrhunderts, es ist die wunde Seele der damaligen Zeit, die, trotz aller Verrohung, sich nach Gesundheit sehnt.

Mehr noch wie die Erbitterung hat das Leid diese Gedichte geschaffen. Deshalb haftet ihnen nichts Gekünsteltes, keine Pose an — und keine abstrakte Ästhetik... Keine halben, keine eingeredeten und keine angelesenen Gefühle erheben hier den Anspruch echt zu sein... Unter dem Drucke des Leides, dem Drucke der triefenden Mauern und doch wie von selbst, finden die Empfindungen des Dichters den Weg in die Form, die eine alte Kultur geschaffen hatte.

Allerdings kann Villon aus sich selbst nicht heraus. Er ist zu sehr mit seinem Elend, dem Kampfe um die tägliche Existenz beschäftigt gewesen, als dass er seine Nebenmenschen, sowie deren Beziehungen zu einander und zur Natur ebensosehr wie sich selber verstanden hätte.

Doch er gibt restlos alles her, was auf seiner eigenen Seele brennt. So ist das „Grosse Testament“ ein Bekenntnis. Wie später Rousseau so hat schon Villon 3 Jahrhunderte früher den Drang sein Innenleben ganz der Menschheit zu enthüllen.

Es wird wohl niemand das Bedürfnis haben dem Menschen Villon die Worte zuzurufen:

„Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren
Ist ehrenvoll und ein Gewinn“....

Doch sein Werk ist und bleibt nicht nur eine Fundgrube für die Geschichtsschreiber, sondern eine Lehre für die Dichter und Künstler.

Literatur.

Gaston Paris : François Villon.

Pierre Champion : François Villon, sa vie et son temps. (2 Bände).

Théophile Gautier : Les Grotesques.

Anatole France : Vie de Jeanne D'Arc. (2 Bände).

Louis Moland : Oeuvres complètes de François Villon, publiées avec une étude sur Villon.

Lanson : Histoire de la littérature française.

Suchier : Geschichte der französischen Literatur von der ältesten Zeit bis zum XVI. Jahrhundert.

Aus dem Bergener Kursus
für
Meeresforschung
von
Arnold Müller.

Seit 1903 erfüllt die Leitung des „Bergens Museum“ die von den angehenden Biologen nicht hoch genug zu schätzende Mission der Einführung in die tierische und pflanzliche Lebewelt der um Bergen liegenden Meeresteile. Mögen die biologischen Laboratorien und Praktika noch so lehrreich sein, die Lehrbücher der biologischen Fächer noch so übersichtliche Darstellung neben weitgehender Einzelbehandlung des Stoffes bieten, so bedeuten einige Monate Aufenthaltes am Quell alles Lebens, am Meere, einige Stunden täglicher Arbeit am Tisch des grössten Naturlaboratoriums mehr, als alle Erklärungen und Beobachtungen am toten Material. Die tiefe Einsicht, wie „alles aus dem Wasser entsprungen ist, alles durch das Wasser erhalten wird“, der innige Verkehr mit den Gewalten der grössten lebenerzeugenden und lebentötenden Macht lässt lernen und sehen, denken und schauen und führt zu dem einzigen, grössten Gedankensystem, das Menscheneinsicht aufgebaut, mehr, als jede andere Beschäftigung mit der Natur.

Es wäre jedem unserer jungen Wissenschaftler der Zoologie und Botanik nur zu wünschen, seine akademischen Studien an einem der heute an fast allen Küsten Europas bestehenden biologischen Arbeitsplätze zu festigen und zu erweitern; der Gewinn ist selbst für den einfacheren Schulbetrieb ein unendlich hoher.

Das „Bergens Museum“, in dessen geräumigen Hallen der „Kurs für Meeresforschung“ im August und September abgehalten wurde, ist ein imposanter, dreiteiliger Bau, in dem ausser naturkundlichen Sammlungen auch allgemein ethnographische und prähistorische untergebracht sind. Es verfügt über ausreichende Stiftungen, erhält eine biologische Station am nahen Fjord und ist

staatlicherseits zur Abhaltung akademischer Prüfungen aus den naturgeschichtlichen Fächern befugt.

Die Umgebung der Stadt zeigt die typische, norwegische Landschaft, teils zutage tretende Urgesteinsmassen, teils (in geringem Masse) flaches Schwemmland, das zu einem geringfügigen Ackerbau Platz bietet. Das Klima ist bekannt milde, trotzdem die Stadt die geographische Breite von St. Petersburg hat, so dass im Hardanger, unweit Bergen, fast alle mitteleuropäischen Obstarten in überreichem Masse gedeihen, von unseren Waldbäumen die Rotbuche ihre nördliche Grenze erreicht. Landeinwärts zeigt die Pflanzenwelt der Hochflächen den echten Fjeld- und Tundracharakter. Sehr gut sind hier die verschiedensten Beerenobstarten vertreten; Preissel- und Heidelbeere, Krähenbeere (*Empetrum nigrum*), Bärentraube (*Arctostaphylus uva ursi*), Gagel (*Myrica Gale*), auf den Schäreninseln vor allen prächtige Heidekrautbestände bilden ein dichtes Strauchwerk; norwegisch endemisch ist eine hellgelbrote Himbeere (norw. moltebaere) *Rubus chamaemorus*, die vereinzelt auch in Nord-West-Deutschland und im Riesengebirge vorkommt; am Boden kriechende Zwergweiden (*Salix reticulata* und *herbacea*), Vogelbeeren, Birken, Grünerlen und Espen sind überall häufige Waldbäume; auf den torfigen Wiesen der Hochflächen Woll- (*Eriophorum*) und Riedgräser (*Carex*).

Von Charaktertieren der skandinavischen Halbinsel, die diesen Strauch- und Waldgürtel, dann die höher gelegene Gletscherlandschaft bewohnen, finden sich südlich von Bergen im Gebiet des Hardangerjökul schon wilde Rentiere, ebenso der Lemming, ein Nager von der Grösse einer mittleren Ratte. Im Diluvium auch über Mitteleuropa und Grossbritannien verbreitet, ist er heute ausschliesslicher Bewohner der arktischen Länder. Während er sich in seiner Lebensweise von unseren Nagern kaum unterscheidet, ist er in der europäischen Tierwelt das Schulbeispiel für Tierwanderungen. In einzelnen Jahren übersteigt seine Vermehrung die Normalziffer um ein Bedeutendes, so dass er aus Nahrungsmangel gezwungen ist, seine Wanderung von den höher gelegenen Standorten anzutreten und oft bis an die Küste herabzukommen. Er wandert nur bei Nacht. Nie kehrt ein Lemming ins Hochfjeld zurück, welches in den folgenden Jahren geradezu lemmingarm ist. Mit der unverhältnismässigen Vermehrung des Nagers geht auch die Steigerung der Normalzahl seiner zahlreichen Feinde vor sich; die Schneule z. B. hat in Normaljahren 3–4 Junge, in Lemmingjahren aber brütet sie zwei- bis dreimal, wobei die flüggen Jungen der ersten Brut bei der Fütterung der jüngsten Geschwister eifrig mithelfen müssen; Falken und Sperbereulen gehen ähnlich vor. — Der gemeine

Feldhase LINNÉS, *Lepus timidus* wechselt, im Gegensatz zu dem mitteleuropäischen *L. europaeus*, in der kalten Jahreszeit seinen grauen Sommerpelz und wird weiss; wie weit die Anpassung auch hier geht, zeigen die Hasen der wilden und schneeärmeren Gegenden, auch die der Schären, wo er nur teilweise weiss wird und man in ihm eine Sonderart, den Moorhasen, *Lepus canescens*, zu sehen glaubte. Obwohl eigentlich jenseits des Polarkreises zu Hause, findet sich der Fjeldfras oder Jerv (Vielfrass, *Gulo luscus*) hie und da auch in den südlicher gelegenen Teilen des Landes; er ist ein verhasstes Raubtier und ist der unausgesetzten Verfolgung halber in stetem Rückgang begriffen; ausserdem bringt der wertvolle Pelz dem Jäger 20 K. n. Schussgeld. Neben dem hornlosen Rind fällt unter den Haustieren am meisten das Pferd Skandinaviens auf; es ist meist fahlgelb, langhaarig mit deutlicher, zebroider Streifung der Beine. Mit ihm ist wohl das heute ausgestorbene zottiggelb behaarte Lofotenpferd verwandt, das seinem Aussehen und Bau nach auf das Shetland- und schottische Pferd hinweist; es soll schon den Wikingfahrern bekannt gewesen sein.

Von den grössten Meeressäugern, den Walen, mögen einige erwähnt werden nicht ihrer Naturgeschichte, sondern der merkwürdigen Jagd halber, die in einigen Gegenden unweit Bergen¹⁾ auf Blauwale (*Balaenoptera Sibbaldi*), Finnwale (*Balaena musculus* und *borealis*) und besonders den Zwergwal (*Balaenoptera rostrata*) mit der Armbrust und Bolzen betrieben wird, deren Gebrauch bis ins 10. Jahrhundert zurückreicht. Die Jagden werden im Frühjahr von März bis Mai abgehalten. Nachdem die Tiere in einen Fjord oder Meeresenge (vaag) getrieben und die Einfahrt mit Netzen abgeschlossen ist, schießt der Jäger aus möglichster Nähe vom Boot aus einen, oft vergifteten, Pfeil auf den Wal, worauf das Tier zwar sofort taucht, aber zum Atemholen bald wieder an die Oberfläche kommt und jedesmal einen neuen Bolzen erhält, worauf es schliesslich durch Blutverlust erschöpft und auch infolge der durch das Pfeilgift herbeigeführten Blutzerersetzung tot auf dem Wasser treibt. Es wird nun mittelst recht primitiver Harpunen an Land gezogen und die Speck- und Fleischteile nach alten Bräuchen unter die Jagdteilnehmer verteilt. Immerhin wirft der erbeutete Zwergwal, deren jährlich ca. 20 erbeutet werden, an 400 K. n. ab. Auf Exkursionen war meist nur der Braunfisch (*Phocaena communis*) in kleinen Herden zu sehen. Eine auch nur teilweise Beschreibung der zahlreichen Seevögel, die gerade der Norden Europas in ungeheueren Mengen beherbergt, würde zu weit führen und den Rahmen der „Meeresforschung“ überschreiten. Die verschiedensten Alken, Taucher

¹⁾ Skogsvaag und Tellevaag.

Möwen (auch Raubmöwen), Eidervogel konnten bei Seefahrten beobachtet werden. Bei Gletscherwanderungen stösst man nicht selten auf „Ketten“ von Schneehühnern (*Lagopus lagopus* und *mutus*) im Sommerkleid.

Der Kurs war derart angesetzt, dass sämtliche Veranstaltungen: Vorlesungen, Übungen und Ausflüge besucht werden konnten. Von den Teilnehmern waren Deutsche und Russen in der Mehrzahl; natürlich fehlte auch der heute schon zur „wissenschaftlichen Aufmachung“ gehörende Sohn aus dem Lande der aufgehenden Sonne nicht. Der Monat August wurde in erster Reihe zu den wöchentlich zweimal, ganztägig stattfindenden Exkursionen, zur Besprechung des mitgebrachten Materiales mit anschliessenden Übungen im Bestimmen benützt, der September, der nun einsetzenden, endlosen Regengüsse halber (Bergen hat 2252 mm jährlichen Niederschlag), war die Zeit der Anfertigung von Dauerpräparaten (in Alkohol, im Handel hierzulande nur denaturiert zu haben, und Formol 4%). Mikroskopische Präparate wurden von tierischen (*Copepoden*, *Würmer*, *Protozoen*) und pflanzlichen (*Peridineen*) Planktonen nach den einfachsten Methoden, Einschluss in Glyceringelatine oder Kanadabalsam, Färbung in Haemalaun, gemacht oder auch von Teilstücken (Haut von *Holothurien*, *Pedicellarien* u. a.).

Vorlesungen hielten PROF. DR. BJ. HELLAND-HANSEN über Allgemeine Océonographie, DR. KOLDERUP über Geologie der Eiszeit in Skandinavien. Doch traten überall die meeresbiologischen Fächer in den Vordergrund. Leiter der Exkursionen auf dem gemieteten Dampfer „Hvepsen“ (Die Wespe) war PROF. DR. APPELLÖF (dz. Dozent der Zoologie an der Universität Uppsala), denen sich seine Vorlesungen Über Zoogeographie des Nordmeeres, Biologie der Echinodermen und der höheren Crustaceen anschlossen. Über Planktonkunde und Biologie der Seefische sprach KONSERVATOR P. BJERKAN über die Schwebeflora (*Phytoplankton*) des Nordmeeres OBERLEHRER JÖRGENSEN, der eben damals ernannte DIREKTOR DES MUSEUMS PROF. BRINKMANN leitete zu zweckmässiger Konservierung der Seetiere an.

Die Seele des Kurses und ein wahrer Freund seiner Schüler war KONSERVATOR J. A. GRIEG, der mit wahrhaft väterlicher Güte und nie erlahmendem Entgegenkommen sich um uns kümmerte; nur seine Bescheidenheit war grösser als sein hervorragendes Wissen; er leitete die Übungen in Zoologie.

Der Schilderung der biologischen Verhältnisse soll eine kurze Darlegung der Physikogeographie der in Betracht kommenden Gewässer vorangeschickt werden. Der nördliche Teil des Atlan-

tischen Meeres (mit Einschluss der Nordsee) zwischen Skandinavien, bis zu den Lofoten, dem SSW. Teil von Island, Faeröer und Grossbritannien gehört tiergeographisch dem borealen Gebiete an, das nach N über das borearktische ins rein arktische (Grönland, Östliche Spitzbergen, Nowoja-Semlja) übergeht. Durch unterseeische Barren zwischen den Inseln im SW (Wyville Thomson-rücken) ist sein Wasser und dessen Tierwelt gut abgeschlossen. Die Grenze ist wohl am meisten durch Temperaturdifferenz festgesetzt; schon $2-3^{\circ} +$ oder $-$ sind ausschlaggebend. Ebenso bildet der Ärmelkanal eine gute tiergeographische Grenze gegen südliche Eindringlinge in die Nordsee; südlich von England hingegen finden sich verschiedene Mittelmeerformen. Die Durchschnittstiefe des borealen Gebietes beträgt 600 m; in Küstennähe 200—400 m, während es zentral, gegen N hin, bis 4000 m absinkt. In diesen grössten Tiefen ist die Temperatur konstant $1-1.5^{\circ}$ C unter dem Nullpunkt. Auch hat das warme Golfwasser keine Einwirkung mehr. Die höchsten Punkte, wo sich Golf- und Polarströmungen treffen, sind die unterseeischen Landrücken, deren Tierwelt die entsprechende boreo-arktische Mischung zeigt; doch herrscht z. B. bei der isoliert stehenden Insel Jan-Mayen des steilen Abfalles halber arktische Tiefseefauna vor.

Über die Konstanz der Temperatur des Bodengewässers grosser Tiefen war schon ARAGO um 1780 durch seine Messungen im Mittelmeer unterrichtet, die stets $12.8^{\circ}-13^{\circ}$ C betragen; doch steht, wie NANSEN für das Polarmeer, der „MICHAEL SARS“ (1910) für den nördlichen Atlantic nachgewiesen, das Sinken der Temperatur nicht in unbedingt geradem Verhältnis zur Tiefenzunahme; man schreibt diesen Ausnahmestand der Einwirkung der Erdenwärme zu. Nach HELLAND-HANSEN zeigt die Wintertemperatur des küstennahen Atlantic die folgenden Verhältnisse:

Tiefe in m	Temperatur
0	+ 0.9
10	+ 0.5
30	- 0.1
50	- 0.2
100	- 1.3
150	- 1.3
200	- 1.3
400	- 1.3

Doch spielt der Wasserdruck in grossen Tiefen bei Temperatur und Dichtenzunahme sehr mit. Wasser von 1.9° C würde bei Druckentlastung auf 1.5° C sinken.

Auch die Dichte steigt durch die starke Kompression bei 3000 m Tiefe auf 1.031, während sie darüber 1.028 hat. Doch wird der Koeffizient 1.0 (σ) meist weggelassen (also 28, 31 usw.). Ohne Berücksichtigung des Druckes aber sind Salzgehalt und Temperatur in Tiefen von 1000 m abwärts durchaus homogen.

Schwankungen gehören den Oberflächenschichten an.

Der schrittweise Übergang der wärmeren, oberen Wasserschichten in die kälteren, unteren ist, wie obige Tabelle zeigt, die Regel, doch kann er auch sprunghaft sein und die Differenz zwischen naheliegenden Wasserschichten eine recht erhebliche sein; typische Sprung-

schichten hat KNUDSEN im Kattegat feststellen können, wo in normaler Tiefe auf einen m Wasser 10—12° C Temperaturabweichung kamen. Ist auch der Salzgehalt ein erheblich verschiedener, bei Mischung von wärmerem atlantischem, salzhaltigerem Wasser mit kühlerem, arktischem oder ausgesüstem, so kann dieser Umstand zu ausserordentlichem Reichtum an Zoo- und Phytoplankton führen, wie es z. B. nördlich von den Lofoten der Fall ist.

Da das norwegische Küstenwasser eine gleichbleibende Mischung von Salz- und Süßwasser ist, kann es zufolge des konstanten Salzgehaltes bis zum Nordkap und dem Barentsmeer verfolgt werden. Das Seewasser des Atlantic ist mit vollem Salzgehalt von 35‰ westlich von Bergen nur in einer Tiefe von 400—600 m anzutreffen. Das Süßwasser stammt aus allen den von der mitteleuropäischen Wasserscheide nach N strömenden Wässern, dem norwegischen Gletscherwasser und nicht zuletzt aus den grossen, sibirischen Strömen, die zum Teil nach W gegen Spitzbergen und von hier südwärts ziehen; schliesslich wäre auch das abschmelzende Wasser der Eisberge hierher zu rechnen.

Bei Bergen selbst und dem vorgelagerten Skjaergaard (Schären Gürtel) kommt nur das atlantische Seewasser und das Süßwasser der europäischen Flüsse in Betracht. Aus den Schären gelangen wir landeinwärts in den äusseren Fjord und nicht selten in die sogenannten Polder, vom Meer gänzlich oder teilweise abgeschlossene Salzwasserbecken mit ganz spezifischer Tier- und Pflanzenwelt. Das Wasser der Fjorde, deren Wände oft über 60° Steilabfall haben, ist vom offenen Ozean am Ausgang des Einschnittes durch leisten- oder kantenartige Erhöhungen, grosse glaziale Moränen abgeschlossen.

Das Wasser der Fjorde ist besonders in grossen Tiefen (1300 m im Sognfjord), worin der küstennahe Ozean übertroffen wird, sehr konstant in Temperatur und Salzgehalt, kann aber in den oberflächlichen Schichten infolge Aussüßung durch Gletscher-, Flusswasser und Niederschläge alle Übergänge vom Brackwasser (wie der Bottnische Meerbusen ständig enthält) bis zum trinkbaren Oberflächenwasser aufweisen; je grösser der Wasserzufluss vom Ozean her, um so stärker der Salzumsatz; hat z. B. die Ostsee und Kattegat nur 10—12‰ Salz, so steigt er im Skagerrak schon auf 30‰. Das norwegische Küstenwasser ist mit 35‰ am salzhältigsten bei den Lofoten und Vesteraaleninseln. Im allgemeinen hat das Fjordwasser das grösste Gewicht im Herbst, im Sommer und Frühjahr ist es leichter. Der Austausch mit ozeanischem Wasser geht bei Gelegenheit der Gezeiten vor sich, wobei das süsse Oberflächenwasser abfließt und das kühlere, salzige Grundwasser vom

Ozean fjordeinwärts strömt. Doch wird dieses vom Fjordwasser in gleicher Tiefe an Wärme übertroffen; so hat das Wasser des Sognfjordes bei 1100 m Tiefe noch $+6^{\circ}\text{C}$, während im offenen Meer schon bei 1000 m -1°C zeigt.

A. Exkursionsfauna.

Diese abweichende, physikalische Zusammensetzung, vor allem der hohe Süßwasserzusatz, lassen die Tier- und Pflanzenwelt der Fjorde weniger reich erscheinen neben der unendlichen Mannigfaltigkeit der Formen, die die Schichten des Skjaergaards aufweisen.

Im folgenden soll der Versuch einer Darstellung der Tierwelt gemacht werden, abwärts steigend von der Litoralregion in die sublitorale Zone, wobei auch die atlantische oder kontinentale Tiefenzone in Betracht kommt soweit der Küstenstrich daran Anteil hat (norwegische Rinne).

I.

Die Litoralregion und ihre Lebewesen lassen unschwer die Abtrennung einer obersten Uferzone oder Felsenfazies zu, die innerhalb der Gezeiten täglich zweimal trocken liegt. Ihre vertikale Ausdehnung ist an der ganzen Küste der lokalen Gezeitenstärke entsprechend verschieden hoch; unter der Felsenfazies dehnt sich 30—40 m tief die Region der Küstenvegetation aus und ist ihrer Entwicklung nach durchaus von Salzgehalt und Temperatur des Mediums, in erster Reihe aber von den Lichtverhältnissen abhängig. Die Bodenablagerungen sind Gerölle von verschiedener Mächtigkeit, aber auch Sande und feiner Schlick. Die Vegetation bilden Algen und Seegras (*Zostera*). Bei Ebbe sind in der gesamten Uferzone des Skjaergaards die weissen, breiten von den Schalen zahlloser Seepocken (*Balanus balanoides*) gebildeten Streifen weithin sichtbar. Sie vertragen langes Austrocknen, da das zwischen den Schalen eingeschlossene Wasser die Atmung immerhin ermöglicht. In ihrer Gesellschaft tritt stets eine Purpurschnecke (*Purpura lapillus*) auf; mit ihrem Rüssel bohrt sie das Gehäuse der *Balaniden* an und frisst das Tier aus. Ebenhier findet sich auch an den Felsen festgesogen eine grosse Napfschnecke (*Patella vulgata*). Die zahlreichen, flink umherlaufenden Asseln sind *Ligia oceanica* und unter ausgeworfenen Algen in Menge der Strandfloh *Orchestia litorea*. Unmittelbar unter dem Balanidengürtel siedelt in ungezählten Exemplaren mit ihrem Byssus festgewachsen die essbare Miessmuschel (*Mytilus edulis*), die übrigens an der ganzen europäischen

Küste genossen wird. Alle diese Tiere halten eine mehrstündige Trockenzeit aus. In dieser Zone, aber stets innerhalb des Flutbereiches tritt auch am Strande verkehrsreicher Stellen (der Abfälle wegen) der gemeine Seestern (*Asterias rubens*) in allen Abstufungen der Grösse auf. Er findet sich auch im Fucus- und Laminariengewirr und ist ein grosser Muschelräuber. Als Austernfeind wird noch weiter unten von ihm die Rede sein.

Tiefer steigend, aber immer noch in Küstennähe, betritt man die überaus tierreiche Zone der Brauntange (*Phaeophyceen*), von denen der Blasentang (*Fucus vesiculosus*) und Sägentang (*F. serratus*) am dichtesten auftreten, aber kaum Nahrungsobjekt, bloss Siedelplatz der Tiere sind. Es fällt nicht leicht, die zahlreiche Tiergesellschaft nach irgendwelchen Gesichtspunkten (Biocoenen oder Fundorten) zu charakterisieren; überaus verschiedene Formen bevorzugen dieses günstige Substrat im rasch wechselnden, sauerstoffreichen Wasser vor stilleren Plätzen.

Die Strandschnecken *Litorina litorea* und *obtusata* waren schon vorher häufig und kriechen träge auf den Blättern. Von fest-sitzenden Arten finden sich Röhrenwürmer (*Spirorbis*-arten) und die hochroten, grünen oder bunten Seerosen (*Actinia equina* und *crassicornis*) in Kolonien oder einzeln; erstere übt eine Art Brutpflege, indem sie die Jungen im Innern bis zu ziemlicher Grösse hält. In dieser Gesellschaft leben verschiedene Asselspinnen (*Pycnogonum litorale* und *Nymphon*-arten), die die drüsenreichen Innenorgane (Mesenterialfilamente) der Seerosen aussaugen. Die Beine der Asselspinnen zeigen eine weitgehende Anpassung an das Substrat, insofern das letzte Beinglied bei Uferformen zum Umklammern der Pflanzenstengel sich umlegt, was Tiefseeformen mangelt. Meist durch Teilung (asexuelle Vermehrung) entstehen die zahlreichen Stücke der Seanelke (*Metridium dianthus*).

Die Präparation dieser zählebigen Tiere in gestrecktem Zustande bietet grosse Schwierigkeiten und erfordert endlose Geduld, da selbst die Anwendung starker Betäubungsmittel, wie Chloralhydrat und Magnesiumsulfat, nicht immer den gewünschten Erfolg hat. Von Hydroidpolypen siedeln in dieser Zone *Clava squamata*, *Campularien* und *Sertularien*; ebenso Moostierchen an allen möglichen Substraten Überzüge bildend: *Membranipora membranacea* und *pilosa*, *Alcyonidium gelatinosum* u. a.

Im Ufergebiet stösst man auch auf die Strandkrabbe (*Carcinus maenas*), die sich oft mit zarteren Grünalgen (*Enteromorpha*) oder Rotalgen „maskiert“, wodurch sie im Algenwald für Feinde fast unsichtbar wird. Nicht selten stösst man auf Stücke, die unter dem umgeklappten Schwanz einen parasitischen Wurzel-

krebs, die schlauch- oder sackähnliche *Sacculina carcini* mit sich tragen.

Die von den Einsiedlerkrebsen *Pagurus bernhardus* und *pubescens* bewohnten Schneckengehäuse (*Buccinum*, *Cerithium*, *Littorina*) sind oft mit den Polypenrasen der *Hydractinia echinata* oder einzelner grosser Seerosen bewachsen (bekannter *Commensalismus*); gern setzt er sich in eine Schnecke, an der eine Austernschale festgewachsen ist; bei Wogengang verhindert sie durch Verankerung im Boden ein starkes Hinundherrollen des Gehäuses mit seinem Einwohner.

Für die tiefer gelegene Laminarienregion sind typisch *Laminaria hyperborea*, der Palmentang, der hauptsächlich in der Brandungszone wächst, und *Laminaria saccharina*, der mit seinen geweihartig verzweigten Klammerwurzeln in geschlossenen Buchten sich festsetzende Zuckertang. Beide Arten bilden im Nordmeere prächtige, unterseeische Wälder und beherbergen eine feiche Tierwelt. Fucoiden und Laminarien wurden früher ihres Jodgehaltes wegen zu Asche verbrannt und verwertet, welches Verfahren aber infolge reicheren Jodgewinnes aus den Abraumsalzen und aus dem chilenischen Salpeter sehr zurückgegangen ist und nur in Schottland und der Bretagne noch betrieben wird; die jodreiche Asche heisst im Schottischen kelp, im Bretonischen varec. Die ausserordentlich stark quellbaren Stiele der Laminarien werden zur Erweiterung von Wunden u. ä. gebraucht.

Zwischen diesen Tangen fluten noch (*Chorda filum*) die Meersaite, (*Ascophyllum nodosum*), der Knotentang, an der Oberfläche massenhaft losgerissene Blätter des Meersalates (*Ulva lactuca*). Am reichsten besetzt sind die Stiele der Laminarien. Von Kalkschwämmen sammeln wir *Sycandra ciliata* und *Ascandra*-arten, von Bryozoen *Scrupocellaria scruposa*, *Aetea*, *Flustratella* und *Bowerbankia*, seltener die baumartig verzweigte, weisse *Crisia eburnea*. Ebenso sind die Rotalgen besetzt. Von Manteltieren sind zu nennen *Cynthia grossularia*, lebhaft rote Beeren bildend, die zarten, durchscheinenden *Clavellina lepadiformis* auf gemeinsamem Stengel und *Cione infestinalis* in grosser Zahl; von kolonienbildenden Manteltieren *Amaroucium proliferum* und *Didemnum*-arten. Alle letztgenannten in ruhigen Buchten ohne starken Wogengang. Auf den Stöckchen von *Sertularia abietina* und *pumila*, *Obelia geniculata* und *flexuosa*, ferner *Tubularia indivisa* finden sich in Menge Amphipoden (Krebse), *Podocerus* und *Caprella*-arten, die Köpfehen der Polypurasen „abweidend“.

In den Laminarienwäldern sind auch mehrere charakteristische Hinterkiemer (Nacktschnecken), *Aeolis* und *Dendronotus* zu Hause.

In grosser Anzahl stösst man in dieser Region auf Stachelhäuter, wie *Echinus miliaris* und oft auf ganze Nester des weisstacheligen *E. acutus*. Hier findet sich auch *Echinocyamus pusillus*, nicht selten *Ophiothrix fragilis*, ein in der Färbung sehr variabler Schlangensterne. Im spärlich angesammelten Schlickboden bohrt gerne *Arenicola piscatorum*, der an seinen seitlichen Kiemenbüscheln leicht kenntliche Sandwurm; auch die Herzmuschel *Cardium edule* und Sandmuschel *Mya arenaria*, von welcher man nur den herausragenden Atemsiphon sieht.

Im Oberflächenwasser werden bei seiner absoluten Klarheit auch tiefer schwimmende Stücke der zartblauen Ohrenqualle *Aurelia aurita* und der braunroten Nesselqualle *Cyanea capillata* sichtbar; die Gastralräume der ersteren beherbergen oft einen halbparasitischen *Amphipoden*, die grossköpfige *Hyperia galba*, in kleinen Scharen im Magenraum sich tummelnd. Von Litoraltieren soll noch der kleinen Seerose *Gonactinia prolifera*, ihrer Querteilung im Jugendstadium halber, gedacht werden. Das Hervorwachsen der 16 Tentakel aus dem Stiel des Muttertieres bis zur völligen Abschnürung kann auch im Uhrgläschen beobachtet werden; ob sich da nicht ein Vermehrungszwang als Folge des unterbundenen Stoffwechsels geltend macht?

II.

Ein ganz anderes faunistisches Bild bietet der Besuch der sublitoralen Muschelsandregion. Der Salzgehalt des Sublitoralwassers ist höher als bisher, die Temperatur geringerm Wechsel unterworfen. Bei 150 m erreicht es die untere Grenze des Küstenwassers.

Die grossen Tangwälder können in der Tiefe nicht mehr gedeihen. Um den Bewohnern dieser Zone beizukommen, tritt an Stelle des bisher verwendeten einfachen Schöpfnetzes und der Schöpfflasche die Dredge, ein grosses, mehr-minder grobmaschiges Netz, dessen untere, eiserne Vorderkante vom Boden alles abschürft und in dem zu untersuchenden Gebiete vom Dampfer nachgeschleppt wird.

Der Sand wird in der Hauptmasse aus zertrümmerten Muschel- und Schneckenschalen, Krebs- und Seeigelpanzern, Quarzkörnern gebildet, auch ist die zerstörende Tätigkeit bohrender Algen, Schwämme und Muscheln nicht gering. Rosenfarbige Überzüge auf Geröllstücken bildet die Kalkalge *Lithotamnion*, deren steinharte Krusten mit weissen Würzchen übersät sind. Der Muschelsand ist die Heimat grabender Tierarten und ist hauptsächlich von Muscheln, Röhrenwürmern, Stachelhäutern, aber auch Krabben und Fischen bewohnt. Von Muscheln, die sich nur durch aus dem Sand ragende Siphonen verraten, seien *Tellina pusilla*, *Venus gallina*

und *fasciata*, *Timoclea ovata*, *Astarte sulcata*, *Nicania Banksii*, *Cardium fasciatum* erwähnt, ebenso die kleine (2 cm) Käferschnecke *Chiton cinereus*; von Würmern Anneliden mit spitzen Köpfen und ausstülpbarem Rüssel (*Nephtys*- und *Nereis*-arten); der Röhrenwurm *Pomatocerus triqueter*, aus dessen dreikantigem, porzellanartig hartem Gehäuse die prächtig blaue, rote oder andersfarbige Fühlerkrone hervorgestreckt wird; sie ist zum Teil zu einem flachen Deckel umgestaltet, der bei Berührung der Fühler den zurückschnellenden Wurmkörper sicher abschliesst; ähnlich *Placostegus tridentatus*; im feineren Schlickboden zahlreiche Gehäuse von *Dentalium entale*, einer Schnecke, aber nach Absterben des Tieres von einem sogenannten Sternwurm, *Phascolion strombi* bewohnt; aus Sandkörnern fertigt sich eine beiderseitig offene Röhre der Wurm *Pectinaria auricoma* an; er ist auch an seinen goldglänzenden Mundborsten kenntlich. Hier werden wir auch mit dem irregulären Herzigel, dem eingegrabenen, von Moderstoffen umgebenen *Echinocardium flavescens* und dem schönen *Brissopsis lyrifera* bekannt; beide haben gegen das Ende verbreiterte Stacheln und strudeln den Sand durch deren wirbelnde Bewegungen weg. Auf Sand und Schlick lebt auch der kleine *Echinocyamus pusillus*; Schlangensterne sind stellenweise in grossen Mengen vorhanden, wie die tiefschwarze *Ophiocoma nigra*, seltener *Ophiura albida* und *Ophiopholis aculeata*. Von Krabben fängt man an den blattartigen Hinterbeinen leicht kenntliche *Portunus*-arten, die aber auch auf offenem Meer schwimmend angetroffen werden („M. Sars“).

Von Fischen wären aus diesem Gebiet *Branchiostoma lanceolatum*, das Lanzettfischchen und der Tobiasfisch *Ammodytes tobianus* zu nennen; tagsüber liegen sie bis an die Kiemen im Sande eingewühlt; der Tobiasfisch dient massenhaft als Köder beim Dorschfang; in dieser Region lebt auch der Inger (*Myxine glutinosa* norweg. slimaal), der sich unseren Neunaugen gleich bis in die Leibeshöhle grösserer Fische einbohrt und so als einziges parasitisches Wirbeltier dasteht.

Eine andere Exkursion galt dem Studium der Hartbodenfauna, welche die Fjorde von Solsvik und Stensund reichlich beherbergen. Sie ist charakterisiert durch festsitzende Tiere, die der Tiefenfauna der Fjorde angehören und in vieler Hinsicht mit der atlantischen oder kontinentalen Tiefseezone (150–200 m und 400–500 m) der sogenannten Plateaufauna übereinstimmen. Doch treten auf den sandigen oder schlammigen Fjordterrassen auch grabende Formen auf. Unser Fjord ist ziemlich eng und erhält in einer Tiefe von 300–400 m durch intensive Strömung vom Ozean her kühles Salzwasser. Des

geringen Salzgehaltes wegen ist die Litoralfauna dieses Gebietes ziemlich geringfügig und der Ostsee nicht unähnlich. Die grossen Tangwiesen der *Fucus* und *Laminarien* sind verschwunden, zeigen aber doch grosse Anpassungsfähigkeit, da sich *Fucus vesiculosus*, in allerdings unansehnlichen Stücken, noch bei Olden im reinsten Süsswasser tief im Nordfjord fand.

Charaktertiere des Hartbodens, der stellenweise geradezu Korallenboden ist, sind *Lophohelia prolifera* und *Amphihelia ramea*, auch *Zoanthus incrustatus*, von Gorgoniden *Paramuricea placomus*; auf Korallenrümmern überall Kolonien der orangefarbenen Meerhand *Alcyonium digitatum*; ebenso siedeln hier Kiesel Schwämme, wie die baumförmige *Raspailia abyssorum*, die kugelige *Tethya lyncurium* und die abgeflachte *Phakelia ventilabrum*. In die Gruppe der Hartbodenbewohner gehört auch die häufige *Halichondria panicea* und das zweizipfelig ausgezogene *Tenturium semisuberites*. Auf Korallenstöcken bauen die verschiedensten Röhrenwürmer ihre Behausung, die, anfangs weich, durch Reizung des Korallentieres stark verkalken; so *Hydroides norvegica*, *Serpula vermicularis*, *Leodice gunneri*, *Placostegus* und *Pomatocerus*.

Auch die Hydroidpolypen weichen von den bekannten Sublitoralformen ab; hier finden sich *Lafoëa dumosa*, *Sertularella gayi*, *Aglaophenia* und *Campanulina plicatilis*; als fädige Überzüge auf Steinen oder Korallen die schwärzlichen, feingeringelten Röhrchen von *Rhabdopleura mirabilis*, einer im System unsicheren Form. Von den im allgemeinen seltenen Brachiopoden stösst man auf die wichtigsten Arten des Hartbodens: *Waldheimia cranium* (glattschalig) und die seltene *W. septata* (mit Falten), am häufigsten *Terebratulina caput serpentis* und die mit der ganzen, unteren Schale festgewachsene *Crania anomala*. Von Schalthieren wohnen hier *Pecten aratus* und *vitreus*, *Nucula nucleus*, *Corbula gibba*, *Astarte sulcata*, *Leda pernula*, *Lima hians* in ihrem, aus allerlei Bruchstücken von Schalen, Seegrass, Steinen angefertigten „Nest“ mit ihren prächtig orangefarbenen Manteltentakeln; die grosse *Lima excavata* geht bis 300 m Tiefe, doch fanden sich bloss Schalenstücke vor; sie wurde seinerzeit von Conchyliensammlern ihrer Seltenheit wegen teuer bezahlt. Im Gestein bohrt die Muschel *Saxicava arctica*. Die dickschaligsymmetrische *Cyprina islandica* enthält oft den parasitischen Nemertinen *Malacobdella grossa*; bis in die sublitorale Region steigt gerne *Mytilus phaseolinus*; im Sande gräbt *Aporrhais pes pelecani*, *Turritella terebra*, *Tectura virginica* und Käferschnecken; eine echte Tiefseeform ist *Siphonentalis tetragona*, ein Skaphopode mit vier- oder fünfkantiger Schale.

In grosser Menge werden Bruchstücke der Moostiere *Retepora*

beanina, *Porella laevis*, *Horniera lichenoides*, *Flustra foliacea* und *securifrons* gedredscht, dazwischen auch die feinen Sichelgehäuse des freilebenden Röhrenwurmes *Ditrypa arietina*. Das ozeanische, kalte Fjordwasser (6—7° C) beherbergt von arktischen Relictenformen *Cucumaria frondosa*, die grösste Holothurie oder Seegurke (norweg. sjöpölse = Seewurst, engl. seacucumber) des Nordmeeres, die sich dem wärmeren Klima zwar angepasst hat, im Winter aber in die kältere Litoralregion wandert und schon im Februar und März laicht; ihre Eier liefern bei 13° C schon keine lebensfähigen Larven mehr, sondern bloss Syncytien (Zellhaufen).

Echte Tiefseeformen der Fjorde sind die zarte *Cucumaria hispida* (im Atlantic bis 3000 m tief) und der fleischrote *Bathyploetes Tizardi*, *Mesothuria intestinalis* von der Dredge stellenweise in zahllosen Stücken zutage gefördert, der weissliche *Stichopus tremulus* mit dem Darmparasiten *Enteroxenus Oestergrenii* (Schnecke), dessen wurmförmiger Körperschlauch die Geschlechtsorgane enthält.

Die meisten Seegurken setzten durch Auswerfen der Eingeweide der Präparierung einige Schwierigkeit entgegen; doch konnte dem durch Abbinden des Kopfteiles und Einfüllung von Formal bald abgeholfen werden.

Ein echtes Felsentier ist die Holothurie *Psolus squamatus*, deren „Rücken“ mit grossen Kalkschildern bedeckt ist.

Unter den hier vorhandenen Seesternen zeichnen sich neben dem überall gemeinen *Asterias rubens* aus *Asterias Mülleri* und *Echinaster sanguinolentus* durch eine Art Brutpflege, da sich die Larven in der Mundhöhle entwickeln und als Kaltwasserformen schon früh im Jahr ins Freie gelangen; ferner *Pentagonaster granularis* und *Stichaster roseus*. Im Sande der Terrassen bohrt *Ophiura ciliaris*, der besonders in der Nordsee häufig ist, ferner *Astropecten irregularis*, dessen zugespitzte Füsschen keine Saugscheibchen tragen, hier auch *Asterias glacialis*, sowie die im Boden wenig wählerischen Schlangensterne *Ophiocoma nigra* und *Ophiopholis aculeata*, seltener die zarten Formen *Ophiura Sarsi* und *albida*, *Amphiura Chiajei*.

Auf harten Boden ist auch *Echinus esculentus* angewiesen; an offenen Stellen dredscht man überall viel *Strongylocentrotus droebakiensis*, einen Kosmopoliten des Nordmeeres, mehr an geschlossenen Stellen *Echinus miliaris*, eine postglacial eingewanderte Mittelmeerform. Im Schlamm wühlt *Echinocardium flavescens*.

Ausserordentlich reich (an 100 Arten) ist dieser Boden stellenweise an grossen *Foraminiferen*, deren Kalkskelete den Schlamm bedecken; als häufigste Arten fanden sich *Rhabdamina abyssorum*

mit verzweigten Armen, die sternförmige *Astrorhiza arenaria* und die erbsengrosse *Saccamina sphaerica*.

Der Fjordfauna des tiefen Hartbodens sind von Garneelen eigentümlich *Hippolyte securifrons* und *polaris*; letzterer findet sich in arktischen Gewässern schon in 10 m Tiefe, in borealen bedeutend tiefer. Schwimmende Tiefseegarneelen sind *Pontophilus norvegicus* und die *Pandalus*-arten; *P. borealis* wird in Mengen gefangen und gegessen; *P. Bonnieri* ist der norwegischen Küste eigentlich fremd und kommt aus dem westlichen Ozean, während *P. propinquus* nur grosse Tiefen mit kühlem Wasser bewohnt. Zwischen den Steinen kriechen auf Sand und Schlick *Hyas coarctatus* und *arenarius*, oft mit Polypenstößchen von *Obelia* und *Sertularella* maskiert, umher, während die *Munida*-arten (*rugosa* und *tenuimana*) Schwimmer sind; letztere ist ein echtes Tiefentier, das nur unter 400 m vorkommt, erstere über diese Tiefenlinie nie herabsteigt. In südlicheren Teilen des Ozeanes, bei den Azoren gehen die Arten ineinander über und macht sich deutlich die Beeinflussung des ganzen Habitus durch die Wasserhöhe geltend, die in nördlicheren Breiten durch konstante Differenz zwei gute Arten hervorbringt (*rugosa* ist gedrungen und die Augen deutlich behaart).

Alle diese Tiefenkrebse sind charakteristisch rot gefärbt, während litorale Garneelen, wie *Crangon vulgaris* sandgelb durchscheinend ist.

Eine der eigenartigsten und charakteristischsten Bildungen im Gebiet der norwegischen Küste sind in physikalischer und faunistischer Hinsicht die abgeschlossenen Salzwasserbecken, die vom äusseren Fjord her nur bei hoher Brandung Wasser erhalten, in ruhigen Zeiten aber eine fast tropisch reiche Lebewelt hervorbringen. Es sind die Polder genannten Salzwasserbecken durch hohe Temperatur und Salzgehalt ausgezeichnet, die in den tiefer gelegenen (7—10 cm unter der Oberfläche) Salzwasserschichten wie in Akkumulatoren aufgespeichert werden, da durch das oberflächliche Süsswasser eine Emission der tagsüber angesammelten Wärme, auch mangels vertikaler Bewegung, kaum stattfindet. Das physikalische Verhalten ist dasselbe, wie es jedermann in den Salzteichen von Salzburg beobachtet. Durch diese Steigerung kann die Temperatur bis 35° C betragen. Die Tabelle, von PROF. HELLAND-HANSEN für einen Teich im Hardanger zusammengestellt, zeigt in der warmen Jahreszeit (Juni) folgende Verhältnisse:

Tiefe in m	Temperatur in C°	Salzgehalt ‰	Dichte (σ)
0	17	22·1	15·7
1	16·6	22·3	15·9
2	22	30·0	20·5
3	19·4	30·8	21·7
4	16·2	31·0	22·6
5	14	31·0	23·1
Boden	13·1	31·0	23·3

Bis zum Spätherbst entwickelt sich aus den vielen, faulenden organischen Substanzen grosse Mengen von Schwefelwasserstoff, die bei plötzlich einfallendem Wellengang besonders den empfindlichen Austernbänken todbringend sind. Trotzdem ist die Fauna an Indi-

viduen derselben Arten unendlich reich; die zarten Manteltiere *Clavellina lepadiformis*, *Cione intestinalis*, *Ascidia mentula* und *Ascidiella adpersa* sind Charaktertiere dieser abgesperrten, geschützten Buchten; die erstgenannte überwintert in einem „Knospenstadium“ und wächst in der warmen Jahreszeit zur fertigen Kolonie aus, deren Individuen durch Stolonen verbunden bleiben. *Cione* bildet durch haufenweise Besetzung der Tang- und Seegrass- (*Zostera*)blätter Scheinkolonien, siedelt sich aber gelegentlich auch in leeren Muscheln (Solen) an, die Schale der Pilgermuschel (*Pecten opercularis*) besetzt oft *Ascidia mentula*, deren orangeroter, knorpeliger Mantel an ihr festhaftende Muscheln, weist *Modiolaria marmorata*, soweit überwuchert, dass nur die Atemröhren herausragen. In grossen Trauben findet sich die Miessmuschel, während ihre kleinere Verwandte *Mytilus phaseolimus* sublitoral ist. Von Bryozoen siedelt hier *Aetea truncata* und zahlreiche aus der Litoralfauna des Skjaergaard bekannte Arten.

Die günstigen physikalischen Verhältnisse der Poldern machen allein in Norwegen eine rentable Austernzucht möglich, die vor einigen Jahrzehnten an ihren natürlichen Standorten durch übermässige Inanspruchnahme vernichtet wurde. Eiablage und Larvenentwicklung sind bei der Auster (*Ostrea edulis*) an bestimmten Salzgehalt (nicht unter 25 ‰) und hohe Temperatur (24—25° C) gebunden. Zur Zucht werden zwischen den Ufern Drahtnetze oder Körbchen von Birkenreisig in die entsprechende Tiefe gehängt, die innerhalb längerer Zeit wechseln kann. Haben die festgesetzten Jungen, die sich hauptsächlich von toten Planktonen (*Detritusplankton*), besonders nach andauernden Regengüssen reichlich nähren, ungefähr Talergrösse erreicht (in $\frac{3}{4}$ Jahren), so wird erst das Reisigbündel endgiltig in den Pold überführt, wo die Auster nach mehreren Jahren die marktfähige Grösse erreicht.

Neben den zeitweilig vernichtend wirkenden Schwefelwasserstoffen des Poldgrundes sind besonders der gemeine Seestern,

der sich in fast allen Tiefenzonen fand, und die Wellhornschnecke (*Buccinum undatum*) Todfeinde der Austernzucht. Der Seestern setzt sich mittelst seiner Saugfüßchen an die Schalen der Muschel fest, deren Schliessmuskeln durch den stetigen Zug schliesslich ermüden, worauf der über das Weichtier gestülpte Magen die Verdauung beginnt. Zur Öffnung einer jungen Auster oder Venusmuschel ist 5—15 Minuten hindurch eine Zugwirkung erforderlich, die der eines Gewichtes von 900 g gleichkommt, während die plötzliche Zugkraft von 4000 g nicht genügt. *Buccinum* ist eine Raubschnecke, die dem Austernleib durch Durchbohrung der Schale beikommt und auch an von Fischern ausgesetzten Ködern Schaden anrichtet. Ihre grossen Eierklumpen klebt sie an Felsen u. ä. fest.

III.

Die atlantische oder kontinentale Tiefenzone (bis 500 m) endlich ist der Tiefenzone der Fjorde in mancher Hinsicht ähnlich. Das tiefste atlantische Fjordwasser ist hier allerdings durch Polarwasser ersetzt, das grosse Konstanz in Temperatur (6—8° C) und Salzgehalt (35 ‰) zeigt. Der Küste des südlichen Skandinaviens rückt die Tiefenzone in der norwegischen Rinne (nördlich 400 m, südlich bis 700 m tief) am nächsten. Ihre Lebewelt wechselt je nach der Nachbarschaft des später noch zu erwähnenden, atlantischen Ringstromes oder des Mittelteiles der Nordsee.

Es sind in der Rinne die Holothurien *Stichopus tremulus*, *Cucumaria hispida* die Seeigel *Brissopsis lyrifera*, *Schizaster fragilis*, der Schlangensterne *Psilaster andromeda* und andere, ähnliche Krebstiere und Muscheln, wie in den tiefsten Fjorden, zu Hause. Von Korallen findet sich in der Rinne *Ulocyathus arcticus*, die den tropischen Pilzkorallen (*Fungia*) ähnlich auf Schlick gedeiht. Von arktischen Krebsen *Epimeria loricata* (ein Flohkrebs).

Ein Hauptunterschied besteht aber in den Vertretern der sogenannten atlantischen Plateauformen, die wohl dieselben Tiefen bewohnen, aber niemals in die Fjorde gehen.

Die Plateaus des nördlichen Atlantic waren in früheren Erdperioden höher gelegen, sind abgesunken und von starken Schalenschichten ausgestorbener Schnecken und Muscheln bedeckt; einige Formen haben aber den veränderten Lebensbedingungen (hauptsächlich Temperaturunterschiede) sich angepasst z. B. der Seeigel *Ech. esculentus* und die Meerhand *Alcyonium*. Das Hauptgebiet der Plateaufauna liegt südlich der Faeröer in der Nordsee. Die durch die Inselketten vorgeschriebenen Grenzen gelten auch für diese Teile, die aber mehr noch durch Temperaturunterschiede festgesetzt sind.

Auf den Plateaus siedelt der Seeigel *Spatangus purpureus*, dessen Verwandter *Sp. Raschii* ein ozeanisches Tiefseetier ist. Die Hydroidstöckchen von *Hydrallmania falcata* und *Thujaria thuja* bilden ganze Wiesen. Von Krebsen besonders der Hieroglyphenkrebs *Nephrops norvegicus*, der als Kaltwasserbewohner auch im Quarnero häufig ist und der Einsiedler *Pagurus pubescens*, auf dessen Schneckenbehäusung der Schwamm *Ficulina ficus* oft ansehnliche Grösse erreicht. Auch die grosse Seefeder (*Pennatulide*) mit Armen von 150 und mehr Zentimeter Länge *Pavonaria finmarchica* findet sich vor. Eigentümlich ist manchen Seeigeln (*Echinus acutus* und *var. Flemmingi*) und Flundern (*Pleuronectes*) eine ausgedehnte weisse Fleckung (nach PROF. APPELLÖF auf dem „M. Sars“). Als südliche, einmal erbeutete Rarität wird der Hai *Hexanchus* erwähnt.

Ein tiergeographisches Sondergebiet bilden die Grenzen der Plateaus gegen den tiefen Ozean. Sie sind durch leisten- oder kantenartig erhöhte Moränen der Eiszeit (norweg. egge) gekennzeichnet und können bis 200 m hoch sein. Zwischen dem Gestein liegt Schlick und Sand. Die Eggen kommen bei den Lofoten und dem westlichsten Cap der skandinavischen Küste am nächsten.

Charakteristische „Eggentiere“ sind festsitzende Schwämme, Hydroiden, Moostiere u. a.; von freilebenden Stachelhäuter der grosstachelige *Dorocidaris papillata*, wieder *Echinus acutus* und Varietäten, die Schlangensterne *Gorgonocephalus Lincki* und *Lamarcki* (auch in Fjorden), *Ophiocoma Sarsi* und besonders *Ophiactis abyssicola*; ebenso die schon aus den Fjorden bekannten drei Formen von Brachiopoden (Armfüssler). Bei local höherer Temperatur steigen die Eggenformen auch in grössere Tiefen.

Ebenso ist von den bisherigen Verhältnissen verschieden die Tiergesellschaft der mittleren, bedeutend seichteren Nordsee die von einen von W. her kreisenden Ringstrom atlantisch warmen Wassers umgeben im Inneren eine nördliche Fauna einschliesst (nach PROF. HELLAND-HANSEN). Diesen kälteren Mittelteil bevölkern nach APPELLÖF *Spatangus purpureus* in grossen Mengen, *Echinus esculentus* in einer besonderen Tiefwasservarietät (96 m!), *Ophiura ciliaris* ein Schlangenstein. Von häufigen Schnecken *Neptunia* und *Sipho* mit *Chondractinia gracilis*, ferner die Nabelschnecke *Natica catena* und die Trogmuschel *Mactra stultorum* und zahlreiche Einsiedlerkrebse, Flohkrebse und Cumaceen.

Gross ist auch die Zahl festsitzender Tiere, von denen Bryozoen, wie *Flustra foliacea* und *securifrons*, *Sertularia argentea* (Seemoos, gefärbt zu Dekorationszwecken verwendet) ganze Flächen

bedecken; häufig sind die Schwämme *Halichondria* und *Ficulina*, welch letzterer meist in Gesellschaft des *Pagurus pubescens* angetroffen wird. Die Synascidie *Macroclinum pomum* erreicht Kopfgrösse; überall *Alcyonium digitatum*. Aus schlammigem Sande bildet der schöne Röhrenwurm *Sabella pavonia* seine Behausung, in grossen Kolonien lebt *Sabellaria alveolata*, während sein Verwandter *Fili-grana complexa* durch Querteilung ein dichtes Kalkröhrengeflecht bildet.

Sämtliche Vertreter der einzelnen Zonen sind, soweit sie zu beschaffen waren, im Museum des siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaften aufbewahrt.

B. Vorlesungen.

War der Verlauf des meereszoologischen Kurses unter PROF. APPELLÖFS, GRIEGS und BJERKANS Leitung praktischen Anforderungen gemäss angesetzt, so boten die Vorlesungen über die Biologie der verschiedensten Lebewesen des Meeres die theoretische Ergänzung. Sie sämtlich zu besprechen oder auch nur auszugsweise wiederzugeben würde zu weit führen, weshalb im Folgenden nur PROF. APPELLÖFS Colleg über Biologie der Echinodermen und des Hummers in grossen Zügen gebracht werden sollen.

Da die Echinodermen biologisch starke Unterschiedlichkeiten aufweisen, muss auch hier die systematische Spaltung in Holothurien (Seegurken), Schlangen- und Seesterne, Seeigel und Haarsterne berücksichtigt werden.

Sämtliche Holothurien sind, die schwimmende *Pelagothuria* ausgenommen, Bodentiere, die teils sandige, teils felsigen Untergrund bewohnen. Die Seewalzenfauna Bergens setzt sich aus einheimischen und von Süden her eingewanderten Formen zusammen. Erstere sind teils arktischer, teils boreoarktischer Herkunft und finden sich im Nordmeere von der skandinavischen Küste bis Nordamerika. Arktische Tiere überschreiten den 67° n. Br. in Europa nicht, während sie die Ostküste Nordamerikas, der nach S. vordringenden kalten Labradorströmung folgend bis zum Kap Cod in 42° n. Br. bevölkern. Ähnliche Wanderungen aus arktischen in heute wärmere Meere machte die schon erwähnte *Cucumaria frondosa*, die infolge ihrer Anpassungsfähigkeit auch in dem wärmeren boreoarktischen Wasser leben kann, als Beweis für ihren polaren Ursprung aber nur bei + 3–4° C laicht. Noch weitgehender ist die Anpassung, beziehungsweise Umformung bei den Gattungen *Myriotrochus* und *Psolus*, deren Arten *M. vitreus* und *Ps. squamatus* dem wärmeren Wasser angehören, obwohl ihre Zugehörigkeit zu *M. Rinki* und *P. Fabricii*, heute polaren Vertretern, erwiesen erscheint.

In der vertikalen Verbreitung sind die Grenzen enger gezogen. Tiefseeformen sind selten; unter 2000 m Tiefe, bei -1.5°C findet sich nur *Kolga hyalina* und *Elpidia glacialis*, während die *Trochostoma*-arten auf die arktischen Plateaus beschränkt sind. *Stichopus tremulus*, *Mesothuria intestinalis*, *Cucumaria hispida* hingegen sind echte Tiefenformen der Fjorde. Die häufige *Cucumaria frondosa* tritt von allen Seewalzen des Nordmeeres am häufigsten in grösserer Anzahl auf und findet sich in höheren Breiten mit kälterem Wasser auch in geringerer Tiefe.

Alle Holothurien sind langsam kriechende Tiere, die am Boden liegend oder grabend ihre schild-, ast- und fiederförmigen Tentakeln von Zeit zu Zeit in die Mundhöhle ziehen, um die darauf angesetzten Mikroorganismen abzustreifen, andere wieder füllen den Darm mit Sand oder Schlick an, deren organische Bestandteile verdaut werden. Als biologische Eigenheit mögen noch die Wasserlungen der Seegurken erwähnt werden, die beiderseits in die Kloake münden, mit Wasser prall angesogen werden, worauf es nach Verbrauch der Atemgase in kräftigem Strahl ausgepresst wird. Bekannt ist der Lokalparasitismus des Fisches *Fierasjer acus*, der die weitgeöffneten Wasserlungen als Schlupfwinkel benützt; als hervorragende Anpassung an den Aufenthalt ist die Verlegung der Afteröffnung unter die Kehle aufzufassen.

Der Fortbewegung dienen Papillen oder Saugfüsschen, deren Formen in einander übergehen können. Erstere entbehren der endständigen Kalkscheibe, die der Saugscheibe der Füsschen als Stütze dienen. Letztere sitzen meist an der Seiten und der Bauchfläche, während jene am Rücken angebracht sind. Doch gibt es auch fusslose Arten (Apoda), wie *Synapta inhaerens* und die arktische *Myriotrochus*, die mittelst kleiner in der Haut liegender Ankerplättchen sich wurmähnlich kriechend fortbewegen oder im Schlick bohren. Der Haut aller Holothurien sind mehr oder minder geformte Kalkkörperchen eigen, die sogar in die Füsschen eindringen und stäbchen-, anker-, rädchen- und kreuzförmige Bildungen darstellen; diese wahren Kunstformen der Natur sind auch systematisch von grosser Wichtigkeit.

Hervorzuheben ist endlich die grosse Regenerationsfähigkeit der Seegurken, deren Notwendigkeit bei Ausflügen in Holothuriengebiete oft genug beobachtet werden konnte. Der mit Wuchterbrochene Darmtrakt wird in ungefähr 9 Tagen wieder erneut. Die *Synapta* geht sogar soweit, dass sich einzelne Teilstücke des Körpers zum vollständigen Tiere regenerieren. Andere wieder können nur die schildförmigen Fühler ersetzen, wie die *Stichopus*-arten. Die Entwicklung zur Seegurke geht, gleich allen anderen Stachelhäutern,

aus einer planktonischen Larve, der *Auricularia* hervor, die sich in den Frühjahrs- und Herbstmonaten im Küstenwasser findet. Doch ist in seltenen Fällen (einer Art *Psolus*) auch Brutpflege beobachtet worden.

Das Verbreitungsgebiet der Schlangensterne (*Ophiuroideen*) umfasst den litoralen Teil des Nordmeeres bis zu den abyssischen Tiefen. Manche von ihnen scheinen Kosmopoliten zu sein und können für den Sand- oder Hartboden, den sie gerade bevölkern, durch ihre Menge das Charaktertier der Facies werden; z. B. sind die schwarze, lederige *Ophiocoma nigra* oder die buntfleckige *Ophiothrix fragilis* Charaktertiere der norwegischen Küste, *Ophiura ciliata* der Nordsee. Auch den Gattungen nach gehört ein grosser Bruchteil ($\frac{1}{6}$) der Schlangensterne dem arktischen oder borealen Gebiete an. Durch eiszeitliche und spätere Wanderung ist ihr Verbreitungsgebiet auch nach S. hin gross, d. h. es sind eurytherme Formen. Eigentliche Tiefentiere sind selten, bloss die arktischen *Ophiopleura borealis* und *Ophiocten sericeum*.

Die Schlangensterne gehören vermöge ihrer langen Arme, die auch mehrfach verzweigt sein können (*Gorgonocephalus*), zu den beweglichsten Formen der Stachelhäuter. Die Fortbewegung wird meist durch Biegung der Arme, weniger durch Ansaugen mittelst der Füsschen bewerkstelligt. Viele Arten sind gute Kletterer, worauf ihr bevorzugter Aufenthalt auf Rindenkorallen (*Gorgoniden*) oder Schwämmen hinweist; aber auch Laminarienwälder sind oft in Menge von ihnen besiedelt. Das Festhalten erleichtern die in hakige Spitzen ausgezogenen Armenden. Doch ist das Umfassen der Korallen nicht mit etwaiger Schädigung dieser Tiere verbunden, deren Kommensalen sie bloss sind; sie nähren sich bloss vom Plankton, dessen Herbeischaffung manchen Arten ungeheuer lange Arme, wie *Ophiacantha Lovéni*, erleichtern.

Beim Klettern werden die Arme spiralig eingerollt, worauf das Substrat angesogen oder ergriffen wird. Bei der gewöhnlichen Kriechbewegung auf hartem Boden greift erst ein Arm weit aus, worauf die jeweiligen ersten Seitenarme folgen, schliesslich die letzten (4. und 5.). Grabende Arten, wie *Ophiura Chiajei*, sondern an den Stacheln der Arme aus zahlreichen Drüsenzellen reichlich Schleim ab, wodurch hauptsächlich der Grabkanal des Tieres offen gehalten wird. Bloss die Armspitzen sehen aus dem Boden hervor. Die Atmung besorgen die Arme und Füsschen durch fortwährende Bewegung, so dass das zufließende Strömungswasser durch die Schliessmuskeln der Atemtaschen (*bursae*), in die auch die Genitaldrüsen münden, immer erneuert und ausgepresst werden kann.

Die Art der Nahrungsaufnahme, sowie die Fähigkeit, zuträgliche von unbrauchbarer Nahrung zu unterscheiden, lassen auf eine Art

Geruchssinn schliessen. Die feinen, aus dem Sande hervorragenden Spitzen der Ophiurenarme schlingen sich um die Beute, die mittelst der Füsschen dem Mund zugeführt wird, worauf sie verzehrt wird oder, falls ungeniessbar, auf demselben Wege zurücktransportiert wird. Auf diese Art entledigen sie sich auch der Exkremente. Im Notfall dienen Schlammartikel als Nahrung.

Die freischwimmenden Larven der Schlangensterne sind die Ophioplutei, die bei vielen Formen eine Brutpflege geniessen. Die arktische *Ophiacantha anomala* ist direkt lebendiggebärend und verwahrt die Jungen in den Bruttaschen, den Bursen. Auch nach Verlassen derselben sind sie noch eine Zeit hindurch auf dem Muttertier zu finden.

Auch die Schlangensterne sind grosser Regeneration fähig; besonders erstreckt sie sich auf die Arme, deren vier ohne Schaden abgetrennt werden können, worauf der letzte aber mit grosser Sorgfalt gehütet wird. Die allerdings selten beobachtete Schizogonie ist auch nur der weitgehenden Fähigkeit zuzuschreiben, dass der inmitten sich einschnürende und dann in zwei Teilstücke zerfallende Körper sich zu ganzen Tieren ergänzt (*Ophiactis* des Mittelmeeres). Die schleimige Absonderung mancher Schlangensterne soll Leuchtvermögen haben.

Ihren kürzeren Armen entsprechend sind die Seesterne bloss langsamerer Bewegungen fähig; doch sind deren Saugfüsschen nicht nur ausdauernde Kletter- und Klammerorgane, sondern, wie im Abschnitt über die Auster bereits bemerkt, auch nachdrücklich wirkende Werkzeuge beim Öffnen noch so fester Muschelschalen. Die Oberseite der Seesterne ist von sogenannten Paxillen bedeckt, dicken, kurzen Stacheln, die in einem Stachelkranz endigen. Bei manchen Arten (*Hymenaster pellucidus*) mit Brutpflege, die bei den Seesternen häufig vorkommt, breitet sich zwischen den Paxillen eine Schutzhaut wie eine Plache aus, die die Jungen nach ihrer Entwicklung durchbrechen und alsbald das Muttertier verlassen. *Echinaster sanguinolentus* und *Asterias Mülleri* behüten ihre Brut in der Mundöffnung, u. zw. fällt die Laichzeit, wie bei manchen anderen, angepassten arktischen Formen in die kalten Monate des Jahres.

Charakteristisch sind für die Seesterne die zweiklappigen Pedicellarien, die bei *Hippasterias* gar valvenähnlich langgestreckte Scheibenpedicellarien sind. Sie entstehen durch Verschmelzung von kalkigen Körnerreihen. Als Atmungseinrichtung sind u. a. faltenförmige, durch Kalkspangen gestützte Organe der Seitenplatten zu deuten (bei *Ctenodiscus crispatus*). Der eingegraben lebende, afterlose *Astropecten irregularis* erhält durch flimmernde

Stacheln frisches Atemwasser zugeführt. Ferner wird durch lebhafte Flimmerung im Innern der *papulae*, fingerförmigen Ausstülpungen der Haut, die Leibesflüssigkeit in Bewegung erhalten, wodurch der osmotische Gasaustausch durch die Haut befördert wird. Die *Astropecten*-arten stellen uns insoweit hochorganisierte Formen der Seesterne vor, als die an den Armspitzen sitzenden Fühler an ihrer Basis je einen Augenfleck aufweisen.

Als Form, deren Verbreitung vertikal und horizontal sehr gross ist, steht *Asterias rubens* da, der nur im reinen Schlick fehlt. Auf Sand leben *Psilaster andromeda* und *Bathybiaster vexillifer* (Tiefenform). Der flache, kurzarmige *Pentagonaster granularis* und *Echinaster sanguinolentus* finden sich von der Laminarienzone an bis in grössere Tiefen und sind demgemäss sehr variationsfähig.

Echte Schizogonie kommt als seltene Vermehrungsform nur bei *Stichaster albulus* vor und ist dem willkürlichen Abwerfen der Arme z. B. natürlich nicht gleich. Jede Teilung geht von einem Reiz aus. Die Regenerierung eines Armes ist überaus häufig; ein abgeworfener Arm kann zum vollen Tier nur dann auswachsen, wenn ein Teil der Scheibe, beziehungsweise das den Arm innervierende Ganglion vorhanden ist. Am stumpfen Armende bildet sich zuerst das „Auge“ aus, dann erst wächst der Arm selbst nach. Hohe Regeneration und Schizogonie sind Schwestererscheinungen.

Von äusseren Organen der Seeigel erscheinen die drei- oder vierteiligen Zangenpedicellarien insofern als charakteristisch, als sie oft mit Giftdrüsen im funktionellen Zusammenhang stehen. Letztere gruppieren sich am Stiel der Pedicellarie als knotige Auswüchse. Bei Gebrauch brechen sie leicht ab und können dann heftige Bewegungen des verletzten Feindes dem Seeigel nichts anhaben. Die Pedicellarien werden regeneriert. Ihre heftige Giftwirkung ist auch für höhere Tiere erwiesen, indem Aale durch ins Rückenmark gebrachtes Seeigelgift sterben, Froschschenkel gelähmt werden; besonders wirksam ist es gegen Nacktschnecken. Die dreiteiligen (trifoliaten) Pedicellarien sind für die Reinigung des Tieres von äusseren Fremdkörpern von Bedeutung.

Die Saugfüsschen stellen wahrscheinlich auch Tastorgane vor die besonders um die Mundöffnung herum nervenreich sind und bei der Auswahl der Nahrung, wie bei den *Ophiuren*, mitspielen.

Der Nahrung nach gehören die Seeigel zu den am wenigsten wählerischen Stachelhäutern. *Echinus esculentus* z. B. frisst alles, was unter seine „Laternenzähne“ kommt: Röhrenwürmer samt Schale, Schnecken und Muscheln, Krebse, Ascidien, tote Fische, mit Bryozoen besetzte Algen u. a. Die im Schlamm grabenden Formen leben von

organischen Resten. Diese Tiere, wie *Echinocardium*, *Brissopsis*, *Schizaster* graben sich durch rotierende Bewegung der fast spatelförmig verbreiterten, langen Stacheln in den Sand bis zu 10 cm tief ein. In grobem Sande liegen die Tiere tiefer, im Schlamm Boden mehr an der Oberfläche. In diesem Falle führt eine mit Schleim ausgemauerte Röhre nach unten und wird die Wasserzirkulation durch Flimmerung der Stacheln auf den Saumlinien und der Basis ermöglicht, analwärts wird das verbrauchte Wasser samt den in Schleim gepackten Exkrementballen schief aufwärts abgeleitet. Die im Sand lebenden Arten bilden durch Zusammenlegen der langen Stacheln eine Art Schornstein.

Die eigentliche Nahrungsaufnahme besorgen die an die Oberfläche gestreckten Pinselfüsschen, die sich über dem Boden suchend ausbreiten, worauf durch schleimiges Drüsensekret Sandkörner u. a. festkleben, die an die Säbelstacheln weitergegeben werden, bis sie endlich die Mundöffnung erreichen. Die Bedeutung der Rosettfüsschen scheint noch nicht ermittelt. Die Reinigung des Körpers von den herabrieselnden Sandteilchen u. a. liegt den Stacheln flimmernden ob.

Auch bei Seeigeln ist das Variationsvermögen ein starkes. Der häufige, weissgefleckte *Echinus acutus* hat die *forma Flemmingi* und *norvegica* im Nordmeere; letztere geht auch tiefer und bleibt, ihrer geringen Grösse nach zu schliessen in diesem jugendlichen Stadium; die *forma mediterranea* endlich gehört dem Mittelmeer an. Die arktischen Formen von *Strongylocentrotus droebachiensis* wieder zeichnen sich durch Grösse der Pedicellarien aus.

Auch die Echiniden haben die Gewohnheit sich durch Ansaugen verschiedener Fremdkörper zu maskieren. Es ist besonders gegen Fische ein guter Schutz, die ihnen, wie die Stichlinge, die Füsschen abfressen, sowie gegen die Seesterne. Im Gestein bohrende Formen fehlen dem Nordmeer.

Die regulären Seeigel haben hauptsächlich boreale Verbreitung. *Strongylocentrotus droebachiensis* scheint zirkumpolar zu sein, im Atlantic findet er sich bis zum Kanal, im Pacific bis Korea. Doch sind nacheiszeitlich alle Arten bis zu den Açoren und dem Golf von Biscaya vorgedrungen, welche grosse Verbreitung auf starkes Anpassungsvermögen hinweist. Auch an der amerikanischen Ostküste sind sie zu Hause. In grossen Tiefen fehlen die regulären Seeigel. Hier treten mehr die irregulären auf, wie *Pourtalesia jeffreysi*; auf den atlantischen Plateaus findet sich *Spatangus purpureus*, in grösserer Tiefe *Sp. Raschi* als Beispiel für Abänderung vom Typus durch bathymetrische Isolation; natürlich treten auch Übergangsformen auf.

Von den letzten Gruppen der Stachelhäuter, den Haarsternen wurde ihrer Seltenheit wegen auf Exkursionen kaum einige erbeutet. Es sind teils festsitzende, teils freibewegliche, kletternde Formen, von denen als arktische Art *Antedon Eschtrichti*, als boreale *A. tenella* (ein Schlammbewohner) zu nennen sind. Eine abyssische Form der Arktis ist *Bathybiaster Carpenteri*, in geringerer Tiefe lebt *Rhizocrinus lofotensis*. — Die freischwimmenden *Antedon*-arten finden sich meist in Gesellschaft von Schwämmen und Korallen. Die tentakelartigen Anhängsel der Arme dienen nicht der Lokomotion, es sind Tastapparate, die auch bei der Entleerung der Geschlechtsprodukte in Verwendung kommen.

Zur Biologie des Hummers.

Trotz seines grossen Verbreitungsgebietes im nordatlantischen Ozean, seiner ökonomischen Wichtigkeit als Speisekrebs ist in die Lebensweise und Entwicklung des gemeinen Hummers (*Homarus vulgaris* M. Edw.) erst vor kurzem einiges Licht gebracht worden, wodurch auch seine Züchtung, bzw. Fangzeit entsprechender geregelt werden konnte.

Der Hummer ist ein ausgeprägter Bewohner des felsigen Bodens, der in der Nordsee nur bei Helgoland sich findet und von der skandinavischen Südküste nicht mehr nach der Ostsee wandert. Als echtes Litoraltier überschreitet es die Tiefenlinie von 40m nicht, wandert aber im Winter mehr in die Tiefe, während er sich in der warmen Jahreszeit meist zwischen 1—15 m aufhält. Der Grund der winterlichen Tiefenwanderung ist in der grossen Abkühlung der oberen Schichten zu suchen, in seltenen Fällen vergräbt er sich zum Schutz gegen Kälte auch im Sandboden.

Der einmal bezogene Schlupfwinkel wird vom Hummer nur gezwungenerweise gewechselt. Wie sehr er ein stationäres Tier ist beweist der Umstand, dass von ca. 100 von PROF. APPELLÖF selbst ausgesetzten, markierten Stücken nach 5 Jahren 75 an fast denselben Örtlichkeiten wiedergefunden wurden. Dieselbe Eigenschaft zeigen die jungen Tiere.

Der Hummer frisst hauptsächlich nachts; er geht hiebei ausserordentlich vorsichtig zu Wege. Die in fortwährender Bewegung befindlichen Antennen tasten die Umgebung ab, wobei die Scheeren offen gehalten werden. Bei der geringsten Störung schiesst das Tier mit grosser Geschwindigkeit nach oben. Bei der Nahrungssuche leiten ihn besonders der Geruchssinn, der in den Geruchshaaren der

Antennen seinen Sitz hat. Die Beute (lebende Muscheln, Schnecken, Stachelhäuter, nicht Aas) wird nach APPELLÖF nicht mit den Scheeren, sondern mit den Kieferfüssen zum Mund geführt, nach andern wieder erst mit der kleineren Greifscheere (die Scheeren sind immer verschieden an Grösse), dann mit der mächtigen Knackscheere gefasst.

Die Häutung des Krebses ist eine auch durch die eigenen Artgenossen nicht ungefährlich gemachter Vorgang, da der weiche, wehrlose Hummer nicht selten aufgefressen wird. Ein grösseres Tier häutet sich wohl jährlich (Frankreich) oder in mehreren Jahren nur einmal (Norwegen); u. zw. im Juli und August. Die mächtigen Scheeren werden mit grosser Vorsicht durch die sehr schmalen Gliedstellen gezogen, was nur durch die nach Rücktritt der Körpersäfte erfolgende Schrumpfung der Scheerenmuskeln ermöglicht wird. Nach erfolgter Häutung hat der Hummer eine Grössenzunahme von 1—2 cm; die neue Schale erhärtet binnen 6—8 Wochen.

Die grössten Schwierigkeiten bot die Beobachtung der Eiablage. Nach APPELLÖF legt sich das Weibchen hiebei auf den Rücken, und lässt die gut erbsengrossen Eier auf die Abdominalfüsschen gleiten und festkleben. Zu dieser Zeit ist das Tier überaus vorsichtig und legt, durch Erfahrung gewitzigt, im Entgehen einer Gefahr grosse Intelligenz an den Tag; Weibchen mit reifer Brut oder Eiern unter dem eingeschlagenen Hinterleib gehen sehr selten in die Reuse und sind auch durch Köder aus ihrem Versteck kaum hervorzulocken. Zur Entwicklung der Jungen im Ei darf die ständige Temperatur des Seichtwassers, welches das eiertragende Weibchen bewohnt, nicht unter 15° C sinken; schon wenige Grade auf oder ab lassen ein normales Gedeihen nicht zu. Die fortwährende Bewegung der Abdominalfüsschen führt den Eiern stets neues Wasser zu und darf, um dies nicht zu unterbrechen, die Häutung der weiblichen Tiere nur Ende August vor sich gehen, da mit dem Bauchpanzer abgestreifte Eier am Boden liegen und steril bleiben würden. Um einem Wachstum des mütterlichen Körpers und dem daraus folgenden Häutungsprozess vorzubeugen, nimmt das eitrage Tier während der „Tragzeit“ der Eier und Brut 10—12 Monate hindurch keine Nahrung zu sich. Die schon entwickelten Larven werden dann durch einige kräftige Schwanzschläge nach oben ins wärmste Wasser geschleudert. Die Larven nehmen jede Nahrung an, ja sie greifen sich bei ihrer grossen Gefrässigkeit gegenseitig an. Die Häutung der Jungen erfolgt in nördlichen „Hummergegenden“ 5—6 mal jährlich, in südlichen bis 8 mal. Hiebei sind sie im ersten Jahr 20—25 mm gross, wachsen im zweiten aber schon auf 6 cm. Von November ab sistiert das Wachstum und setzt erst im Juni des nächsten Jahres wieder ein.

Vom vierten Jahr ab gleichen sie schon sehr den alten Tieren und können erst von jetzt ab verlorene Scheeren, Beine etc. regenerieren. Das Wachstum des Hummers ist ein recht langsames, demnach alte Tiere von einigen Pfund (der grösste Hummer, den ich in der Verkaufshalle in Geestemünde sah, wog $8\frac{1}{2}$ Pfd.) auch recht betagt sind.

Die Hummern werden in Reusen gefangen, in die getrocknete oder frische Fische als Köder gelegt werden. Den grössten Umsatz an Hummern macht Helgoland, das jährlich 60—70.000 Stück auf den Markt bringt. Sie werden, ausgenommen die Zeit von Juli bis September, im Frühjahr und Herbst gefangen.



Anthologie siebenbürgisch = deutscher Dichtungen

von

Dr. Richard Csaki.

V o r w o r t.

Eine Anthologie siebenbürgisch-deutscher Dichtungen bedarf einiger Worte, die ihr Erscheinen begründen. Es handelt sich hier um einen ersten Versuch, denn eine Auswahl lyrischer Dichtungen der Siebenbürger Sachsen ist im Zusammenhang noch nicht vorgenommen worden.

Das Bedürfnis einer solchen Sammlung wird niemand bestreiten, da eine Zusammenfassung des Besten, was unsere Literatur hervorgebracht hat, der Schule und dem Literaturfreund in der Heimat und im deutschen Mutterlande bisher abging. Nur darüber können die Meinungen auseinandergehen, ob das Gebotene tatsächlich das Beste unserer Dichtung enthält. Hierzu sei, ohne daß damit einer gerechten Kritik vorgebeugt werden möchte, eine Einschränkung erlaubt: Bei einer so wenig gesichteten und bekannten Literatur wie der unserigen mußte das Hauptbestreben des Herausgebers dahin gehn, von allen Perioden ein möglichst vielseitiges Bild zu bieten, so daß oft künstlerisch sehr weit von einander abstehende Dichtungen hier vereinigt erscheinen. Dazu muß diese Anthologie sehr verschiedenen Zwecken dienen; die Beschränktheit unserer Verhältnisse gestattet es nicht, daß für verschiedene Bedürfnisse mehrere Sammlungen veranstaltet werden. Unser Buch will dem Literaturunterricht an heimischen Schulen, aber auch demjenigen erfreulichen Bestreben österreichischer und reichsdeutscher höherer Schulen entgegenkommen, durch das die Kenntnis des Auslandsdeutschturns gefördert werden soll. Der Herausgeber hat nicht zum wenigsten einen Ansporn zu seiner Arbeit durch die freundliche Zustimmung erfahren, die ihm einige deutsche Schulmänner zuteil werden ließen. Andererseits ist die Sammlung für weitere literarisch interessierte Kreise bestimmt; sie wird zeigen können, daß wir einiges Wertvolle besitzen, sie wird manchem überhaupt erst eine Kenntnis von unserer Literatur vermitteln. Für den in weiterem Sinn historisch

Interessierten bietet sie auch eine Seite aus der Kulturentwicklung unseres Volkes.

Die Einleitung zu dieser Sammlung erhebt nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen Zusammenfassung — dazu ist das Material noch nicht genügend aufgearbeitet — sie will bloß einführen und die wichtigsten Grundbedingungen, Perioden, dichterischen Erscheinungen und Ergebnisse unserer Literatur andeuten. Die Geschichte der sächsischen Literatur ist noch nicht geschrieben, insofgedessen konnte sich der Verfasser nur auf einige wenige Einzeluntersuchungen stützen, die anzuführen wegen des Charakters dieser Schrift nicht nötig scheint. Die Ausführungen über neuere Dichter (Albert, Kästner usw.) berücksichtigen die erschienenen Untersuchungen nicht, da der Verfasser über sie bloß ein persönliches Werturteil abgeben wollte.

Den Dichtern, die Beiträge einsandten, den Freunden, die sonstwie mithalfen, sei an dieser Stelle herzlichst gedankt.

Hermannstadt, am 28. Juni 1914.

Der Herausgeber.

Der Dichter an sein Volk.

Die Muse tritt mit zagem Schritte,
Geliebtes Volk, in deine Mitte.
Sie sieht dich grollend hingefunken
An deines Hauses stillen Herd;
Du hast des Leidens Kelch getrunken,
Und bist doch andern Lohnes wert.
Raum willst du auf die Augen schlagen,
Hinaus zu spähn nach bessern Tagen.

So, eingehüllt in dumpfes Schweigen,
Daß alte nicht mehr, kaum dein eigen,
Zählst du verzagt die trügen Stunden.
Was will am trüben Wintertag,
Da dir der Sonne Licht geschwunden,
Der helle Sang, der Lautenschlag?
Dein Loß war Arbeit selbst im Lenze;
Du bandest Garben, niemals Kränze.

Und dennoch tritt in deine Stille
Das Lied, als wär es Schicksals Wille.
Es wuchs herauf aus deinem Leben,
Aus deiner Seele sproßt' es auf;
Es will dir heute wieder geben,
Was du ihm gabst im Zeitenlauf:
Den heitern Sinn, die Lebensfreude
Und der Erhebung Kraft im Leide.

Der Jugendzeiten dunkles Sehnen,
Der Liebe Glück und ihre Tränen,
Des Wanderns Lust, den Reiz der Ferne,
Der Heimatliebe süßen Drang,
Der Geisterfeste lichte Sterne,
Der schweren Zeiten Kampf und Zwang;
Daß möchte gern das Lied dir singen
Und tröstend in das Herz dir dringen.

Und wenn an fremdem Dichterwerke
Du mehr bewunderst Glanz und Stärke,
Daß eigne doch magst du nicht schelten.
Die fremde Muse, reich und schön,
Sie fragt nicht, was sie dir mag gelten,
Du siehst sie kalt vorübergehn.
Du wirfst ein Herz für dein Empfinden
Nur bei den eignen Kindern finden.

Drum lausch empor! Zu neuem Leben
Dich aus dir selber zu erheben,
Aus düstern Träumen zu erwachen,
Ergeht an dich des Geistes Gruß.
Dich darf die Zeit nicht tatlos machen,
Noch stehst du nicht am Tagesluß.
Wohl werden Taten gerne Lieder,
Doch Lieder auch zu Taten wieder.

Michael Albert.

Einleitung.

Die Geschichte der Siebenbürger Sachsen zeigt in ihrem Verlaufe ein einzigartiges Bild: Dieser kleine deutsche Volkssplitter, dem es trotz höchster äußerer und innerer Not gelungen ist, sich acht Jahrhunderte hindurch zu behaupten, unter rassenfeindlichen, an Zahl ungeheuer überlegenen Völkern einen „Staat im Staate“ zu bilden und nach Zertrümmerung der politischen Einheit eine um so fester verbindende Kulturgemeinschaft zu schaffen, hat damit eine geschichtliche Tat vollbracht, die, obwohl sie im einzelnen großzügiger Augenblicke entbehrt, als Gesamtleistung von keiner Gruppe des Auslanddeutschtums aufgewiesen wird.

Die kulturellen Leistungen der Siebenbürger Sachsen entsprechen der kleinen Volkszahl von nicht ganz 250.000 Menschen.

Das sächsische Handwerk hat Zeiten höchster Blüte erlebt, teilweise — in der Goldschmiederei — hat es sich bis zum Kunstgewerbe erhoben; die sächsisch-deutsche Wissenschaft hat seit den Tagen der Reformation mit der Entwicklung des deutschen Geisteslebens versucht Schritt zu halten; der Ruf einzelner Gelehrter ist weit über die Grenzen der engeren Heimat gedrungen, eine unverhältnismäßig große Zahl glänzender Namen in der deutschen Wissenschaft läßt sich auf siebenbürgischen Ursprung zurückführen.

Die Schöpfungen der Sachsen auf praktisch-organisatorischem Gebiet sind von jeher für die umwohnenden Völker mustergültig gewesen: Vom mittelalterlichen Zunftwesen, von den dörflichen Bruder- und Schwesternschaften an bis zu den modernen Vereinen, die alle Gebiete der Kulturarbeit umfassen, von dem Verteidigungssystem der Städte und den einen eigenen Stil aufweisenden Kirchenburgen bis zu der auf allen Linien geführten völkischen Schutz- und Verteidigungsarbeit — überall läßt sich ein starker Sinn für Ordnung, eine seltene Fähigkeit der Aufopferung für das Gemeinwohl, eine Begabung, die Kräfte zu sammeln und für die Gesamtheit zu verwerten nicht verkennen.

Ein außerordentliches Streben nach höherer Bildung durchzieht die Geistesgeschichte des Volkes. Kirche und Schule stehen seit den ältesten Zeiten im Mittelpunkt des Volkslebens; um diese beiden scharen sich sämtliche Volksorganisationen. Die Kraft der bewußt völkischen Kultur äußert sich auch in der, sonst beim Deutschen im Auslande selten beobachteten Tatsache, daß alle von auswärts kommenden

wertvollen Elemente im eigenen Volkstum aufgesogen und für die deutsche Kulturarbeit verwertet werden. Viele der besten Namen auf allen Gebieten weisen auf fremde Herkunft hin.

Überall tritt uns das Bild einer in sich ruhenden Volkskultur entgegen, deren vornehmliche Merkmale ein zähes Festhalten am Ererbten, ein starker Sinn für die völkische Überlieferung, ein bewußtes Vereinen aller Kulturwerte im Volkstum sind.

Dies Volk ist bei alledem auffallend arm an künstlerischen Schöpfungen. Die Tatsache läßt sich nicht bestreiten, daß die Sachsen keinen einzigen, wirklich großen, schöpferisch tätigen Künstler auf irgend einem Kunstgebiet hervorgebracht haben. Den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen, sie historisch und psychologisch zu begründen, muß einer eigens dieser Frage gewidmeten Untersuchung vorbehalten bleiben — hier sei, von der Tatsache ausgehend, bloß der Versuch gemacht, auf die mutmaßlichen Hemmnisse, die der Entwicklung einer volkstümlichen Literatur entgegenstanden, hinzuweisen.

Die Volksliteratur steht in einem natürlichen Wechselverhältnis mit den geschichtlichen Ereignissen. Die Geschichte eines Volkes muß nicht unbedingt ruhmreich und von Siegen erfüllt sein, um eine hochstehende Literatur zu ermöglichen; sie muß aber doch einige große Momente, Zeiten begeisterten nationalen Lebens und wirtschaftlichen Aufschwungs, große Nationalhelden und -taten aufweisen können. Die sächsische Geschichte ist ruhmvoll, wenn man ihr Endergebnis als die Summe harten Ringens um die nationale Existenz ins Auge faßt, sie ist aber arm an äußerem Glanz, sie ist eine Kette von Leiden — ihre Größe besteht in dem leidenden Ausharren, nicht in dem handelnden Eingreifen in die Fäden der Geschichte. Eine solche Geschichte fordert wohl Mannesmut, in gewissem Sinn auch Größe, sie erzeugt aber keine im Schein der Sage wachsenden Helden, keine Taten kühnen Angriffs, denn Angriff bedeutet für ein kleines Volk Vernichtung; sie erzeugt den steten Zustand einer gewissen Bedrücktheit, sie läßt den Blick nach vorwärts und rückwärts die Enge und Kleinheit doppelt scharf erkennen — mit einem Wort, auch das treueste und stärkste geschichtliche Bewußtsein erzeugt hier keine großen literarischen Werte; der Stoff der Geschichte ist nicht erhebend genug, damit aus ihrem Geist ein Kunstwerk geboren werden könnte.

Aus der Beschränktheit der Verhältnisse läßt sich auch der Mangel an dichterischen Begabungen herleiten. In einem so kleinen Gemeinwesen wie dem der Sachsen sind die wertvollsten Kräfte stets für andere Zwecke aufgerieben worden.

Wo wegen des nackten Kampfes ums Dasein stets Not an Mann ist, müssen gerade die Besten ihr Bestes an diesen Kampf setzen. Vielleicht

haben in manchem künstlerische Kräfte geschlummert, die, unter freieren, größeren Lebensumständen geweckt, Wertvolles hätten hervorbringen können. Hier aber, auf diesem heißen Kampfboden mußten sie erstickt werden; hier gab es keine ungehinderte Entwicklung besonderer Begabungen, am wenigsten der künstlerischen. Wo jemand Arbeitskraft und -mut zeigte, wurde er zur Zersplitterung seiner Kräfte getrieben, er mochte ursprünglich wollen oder nicht; hing er an der Sache seines Volkstums, so mußte er an verschiedenen Stellen angreifen, mit bewußter Vernachlässigung seines naturbestimmten Arbeitsgebietes: Die Not des Tages machte aus dem stillen Gelehrten den Volksmann, aus dem idealgefinnten Pfarrherrn den praktischen Bankmenschen.

Die Kunst aber ist nicht eine Sache, der man sich neben vielen andern auch noch widmen kann — sie fordert ein bewußtes Sichhingeben, ein Abschütteln können gewisser äußerer Pflichten dem Gemeinwohl gegenüber im Sinne einer höheren, vom Künstler einzig und allein anerkannten Pflicht. In diesem Begriff ist die größte völkische Stärke der Sachsen, der vielgerühmte Gemeinsinn, ein offener Feind der Kunstentwicklung: Der zur Bewahrung unseres Volkstums notwendige starre Gemeinsinn verhindert die Entfaltung freier Künstlerpersönlichkeiten. Der Künstler, um den Erfordernissen seiner Natur gerecht zu werden, müßte sich von zu vielen Forderungen des Volkstums loslösen — er tut es meist nicht — er würde sein Volkstum und damit den Boden unter den Füßen verlieren. Eine größere Gemeinschaft ist fähig, auch die Künstler, die um gedeihen zu können, ihre eigenen Wege gehen müssen, als einen besonderen Volksbestandteil zu führen — die Sachsen sind dazu zu arm. Der Dichter bleibt hier entweder Dilettant oder er muß draußen irgendwo einen freieren Boden zu gewinnen suchen.

Die Sitte ist bei uns ein Machtfaktor, gegen den der einzelne seine Persönlichkeit durchzusetzen nicht in stande — und wenn er Kraft besitzt, im Interesse des Volkstums nicht gewillt ist. Es liegt nicht nur im Rahmen künstlerischer Betätigung etwas Tragisches darin, daß Kräfte, die zu Taten in großen weiten Kreisen berufen wären, in allzu vielgestaltiger Kleinarbeit zersplittert werden und dabei oft verkümmern.

Das Temperament des Siebenbürger Sachsen, wie es im Lauf der Jahrhunderte mit dem Hauptmerkmal unsichtiger Klugheit typisch geworden ist, läßt einen gewissen Schwung, eine Naivität des Genusses, ein völliges Aufgehen in einer anderen als der völkischen Sache, eine um alles andere unbekümmerte Kraft der Leidenschaft vermissen — und das alles sind Grundbedingungen für das Aufkeimen lebendiger Kunst in einem Volke; ohne diese Reime gibt es aber trotz aller Kultur keine wirkliche, große Kunst.

So wenig auch aus dem Geist der Geschichte und aus der bedrückten Stimmung der Gegenwart der Antrieb zu künstlerischer Be-

tätigung erfolgen mag, an und für sich bietet auch hier der Stoff dem Schaffen Wollenden — in manchem vielleicht gerade hier, weil die besondere Lage des Volkes besondere seelische Probleme und Konflikte mit sich bringt — Konflikte, die sich in einem größeren Kreise schwerer oder gar nicht ergeben und die von der großen europäischen Literatur infolgedessen noch nicht ausgeschöpft sind; weil weiterhin die Verschiedenheit der Menschen nach Rasse, Kultur, Sprache ein in vielen Richtungen reicheres, bunteres Leben erzeugt wie die Welt eines großen in sich selbst lebenden Volkes und weil die Natur in ihrer Unberührtheit ein noch viel engeres, natürlicheres Verhältnis des Künstlers zu den Elementargewalten zuläßt als etwa in den großen Industriegebieten.

Daß es also bei den Siebenbürger Sachsen an literarischer Arbeit nicht gefehlt haben kann, ist klar. Es sollte nur die Tatsache hervorgehoben werden, daß eine Literatur im besten volkstümlichen Sinn nicht geschaffen worden ist — eine Literatur in dem Sinne, daß die Schöpfungen, ohne das künstliche Eingreifen der Schule, Kirche usw. unbefangen und freiwillig von dem einzelnen genossen werden. Wer sich mit unserer Nationalliteratur beschäftigt, tut dies meist aus einem bestimmten wissenschaftlichen Grunde — nicht weil er Kunst genießen will.

Nach alledem kann die vorliegende Sammlung nicht das Bild einer glänzenden literarischen Entwicklung bieten, sie muß sich darauf beschränken, das literarhistorisch Interessante im Zusammenhang darzustellen und die künstlerisch höher stehenden Einzelerfcheinungen hervorzuheben.

Ein Volk, das acht Jahrhunderte Geschichte hinter sich hat, bringt trotz aller Hemmnisse etwas vom Besten und Tiefsten in seiner Dichtung mit. Auch in der siebenbürgisch-sächsischen Literatur spiegelt sich die Seele des Volkes, seine Leiden und Freuden, sein Charakter, seine Begabung und seine Mängel wider. Diese in Liedern zu erkennen, hat vielleicht gerade bei unserem eigenartigen, künstlerisch wenig begabten Volk einen besonderen Reiz.

*

Höchstes Alter können wir der Volkspoese, wie bei anderen Völkern, auch bei uns zuschreiben. Ein reicher Schatz von Märchen, Sagen, Liedern, Sprüchen, Zaubersformeln, Rätseln hat jedenfalls die deutschen Kolonisten des 12. Jahrhunderts in ihr neues Heimatland begleitet — sie gingen bald teilweise ganz in Verlust, teilweise wurde ihr ursprünglicher Sinn in den neuen Verhältnissen verdunkelt, der Wortlaut verstümmelt. Balladen von „starkem tragischem Inhalt und einfacher Entwicklung“, die sich in unserer Volkspoese finden, reichen in diese allerälteste Zeit zurück. So findet z. B. die düstere Ballade vom Brautmörder eine Reihe von Parallelen in der deutschen Volksdichtung.

Alten Ursprungs sind auch fast alle Kinderlieder, besonders die den Verkehr mit der Natur zum Inhalt haben. Natürlich mußten sich auch diese Umwandlungen gefallen lassen, ihre spätere Gestalt spiegelt vielfach den Charakter und die Erlebnisse des Volkes im Laufe der Folgezeit wider. Wenn z. B. in einem Vogellied vom Türken die Rede ist, so ist das natürlich erst ein viel späterer Zug, der in ein solches Kinderlied hineinkam.

Gerade hier aber läßt sich erkennen, wie eine gewisse Grazie, Schalkhaftigkeit dem Kinderliede auch in der neuen Heimat nicht verloren ging und wie es mit einem spezifisch siebenbürgisch-sächsischen Humor weitergebildet wurde.

Die durch Andreas II. gegebenen Bedingungen „zur Entstehung einer großen deutschen Volksgemeinschaft“ wurden durch den Mongolensturm im Jahre 1241 im Reime zerstört. „Für alle Zeiten war seither das sächsische Volk zur Verteidigungsstellung auf dem einmal besetzten Boden zurückgedrängt.“ Das merkt man natürlich auch in der Volksdichtung. Über geringfügigere Weiterbildungen des aus der Heimat mitgebrachten Gutes hinaus wurde kaum etwas Selbständiges neugeschaffen. Vor allem fehlt das historische Volkslied. Die Ereignisse eines mehr leidend ausharrenden als in frohem Aufschwung der Tatkraft befindlichen Volkes ließen es nicht recht aufkommen. Historische Volkslieder hatten die fränkischen Kolonisten kaum mitgebracht — war diese Gattung doch auch in Deutschland erst damals im Entstehen begriffen.

Was an neuem Besitz zur Volksdichtung hinzukam, war meist nicht selbständige Schöpfung, sondern fand seinen Weg vom Mutterlande hieher, so z. B. einige Tagelieder, die uns an inhaltlich ähnliche Dichtungen der mittelhochdeutschen Poesie erinnern.

Eine Perle, die dem ureigensten Erlebnis der Volksseele entspringt, besitzt auch die sächsische Volksdichtung: Das Lied der Waisen und Verlassenen in allen seinen Spielarten. Das unsägliche Elend, das die Türkenkriege über das Volk brachten, schuf tausende verlassener Kinder. Die Waisenklage wird zum erschütternden dichterischen Ausdruck gebracht. Die Waisenlieder nehmen eine Sonderstellung in unserer Literatur ein: Sie sind das einzige, in seiner Art klassische Erzeugnis, das der Not unseres Daseins entspringt.

Von außen her kamen die zur Reformationszeit gern gesungenen Berufslieder, so spürt sich aus dem von uns angeführten der Stolz des Bauern auf seine Arbeit gegenüber dem Handwerkertum und den gelehrten Berufen heraus. Ein derber, auf die Schwächen der einzelnen Berufe gerichteter Humor hat hier das Wort.

Die Sitte des Hochzeitsliedes ist uralte — es hat mythologischen Hintergrund; in der Reformationszeit nimmt es mehr die dramatische Form der scherzhaften Hochzeitsrede an.

Die dichterisch schöpferische Tätigkeit des Volkes versagt in den folgenden Jahrhunderten immer mehr. Das ganze 17. Jahrhundert ist von Kriegslärm erfüllt — da schweigt die Muse ganz. Das 18. Jahrhundert ist politisch gekennzeichnet durch die Unterwerfung Siebenbürgens durch das Haus Habsburg — der Kultureinfluß Deutschlands wird noch stärker als früher. Die unbedingte Abhängigkeit auch im Volksliede wird immer klarer.

*

Der Aufschwung, den das geistige Leben Deutschlands durch die Reformation erlebte, ist gleichzeitig auch in dem Sachsenland bemerkbar. Noch nie hatte bisher eine geistige Bewegung des Mutterlandes so unmittelbar nach ihrer Entstehung auf unser Volk gewirkt als die Reformation. Auch in späteren Jahrhunderten kamen die Wellen des geistigen Lebens oft viel später bis nach Siebenbürgen.

Der Gebrauch der neuhochdeutschen Sprache dringt im Reformationsjahrhundert verhältnismäßig leicht in unser gelehrtes Schrifttum ein. Johannes Honterus, der Führer der Reformation überhaupt, ist für uns Sachsen — sowie Luther im großen — zugleich auch Begründer der neuen Schriftsprache. Die ersten Spuren hochdeutschen Schriftgebrauches lassen sich außer durch urkundliche Belege an Dichtungen bis in das 15. Jahrhundert hinein verfolgen. In einem etwa aus der Zeit zwischen 1450—1500 stammenden Manuskriptenbande der Heltauer Kirchenbibliothek findet sich ein inbrünstiges Marienlied in hochdeutscher Sprache aufgezeichnet. Das Lied stammt wohl aus Deutschland, die zahlreichen Saxonismen zeigen uns jedoch den Gebrauch in sächsischem Munde. In reinerer neuhochdeutscher Form ist das Spiel vom König und vom Tod aus dem Reformationsjahrhundert auf uns gekommen, ein ergreifendes memento mori mit dem Stimmungsgehalt, den uns die vielen Totentanzdarstellungen dieser Zeit vermitteln. Es ist bezeichnend, daß ein solches der Volksdichtung angehöriges, aus Deutschland übernommenes Spiel nicht in der Mundart gesungen wurde.

Die Kunstdichtung leitet in das Reformationszeitalter ihre ersten Spuren zurück. Die Dichtung jener Zeit wird so wie in Deutschland durch den Geist der Reformation gekennzeichnet, dazu hat sie einen gelehrt humanistischen Einschlag. Die Dichtung unseres Volkes ist seit den Humanisten gewissermaßen ein Privileg der Literaten, des Gelehrtenstandes, geblieben. In den Händen der Humanisten war die Poesie ein Mittel, um mit Schärfe des Geistes, Glätte des Ausdrucks, Fülle der Bildung zu glänzen. Es ist charakteristisch nicht nur für die übrige Kulturarbeit, sondern auch für die Dichtung der Sachsen, daß die meisten Vertreter dem Pfarrerstande angehörten. Unter diesen Umständen entsprangen die Dichtungen nicht so sehr dem dichterischen Schöpfungsdrang, sondern mehr gelehrter Beschaulichkeit.

Das 16. Jahrhundert ist eine wissenschaftlich vielseitige Zeit, voll von Unregungen; literarisch interessierte Männer gibt es in Menge — da darf auch die Kunst nicht fehlen, aber nur als angenehme Beigabe, nicht als lebendiges Bedürfnis füllt sie ihren Platz aus. Diese Charakteristika der Reformation können übrigens so ziemlich für den ganzen Gang unserer Literatur verallgemeinert werden.

Die Dichtungen der Humanisten sind meist Nachahmungen berühmter klassischer Muster, beschreibende Gedichte gelehrten Inhalts, Sinnsprüche — Gelegenheitspoesie. Sie sind natürlich lateinisch abgefaßt, wir lernen sie hier in Übersetzungen kennen. Eine Gattung allerdings wird entgegen dem Brauch der alten Kirche in der Muttersprache gepflegt — das Kirchenlied. Luther hatte schon 1524 das erste deutsche Liederbüchlein herausgegeben, in Siebenbürgen stammt das erste deutsche Gesangbuch von Valentin Wagner. Einige selbstverfaßte Lieder nimmt Andreas Moldner in die Sammlung geistlicher Lieder aus dem Jahre 1543 auf — allerdings weisen sie Anklänge an andere Reformationsgesänge auf, besonders ein Einschlag volkstümlicher, geistlicher Poesie ist nicht zu verkennen.

Der historische und vaterländische Sinn klingt in herzerfreuender Weise aus den Dichtungen der Humanisten. Neben den tiefen Lebensweisheiten, die Wagner in einer Elegie zu Holbeins Totentanz ausspricht, finden sich Dichtungen, die heimische Stoffe behandeln: Wagner schreibt voll Stolz auf den Wert wissenschaftlicher historischer Arbeit ein gelehrtes, formvollendetes Vorwort zu Honterus' Rechtsbuch.

Eine ausgesprochenere dichterische Persönlichkeit ist Christian Schesaeus. Er ist der einzige, der sich nicht nur als Gelegenheitspoeten betrachtet, sondern den künstlerischen Impuls fühlt, die Zeitgeschichte dichterisch zu gestalten. Er spürt eine Freude daran, historische Einzelgemälde zu schaffen. Historisches Interesse, ein Erbgut seines Volkes, und persönliche Schaffenslust reichen sich bei ihm in glücklicher Verbindung die Hände. Der Faden, der sich durch sein großes historisches Zeitgedicht „Pannoniens Trümmer“ zieht, ist der Gegensatz zwischen „türkischer und deutscher Raifergewalt, asiatischer und christlich abendländischer Kultur.“ Der Höhepunkt des Gedichtes ist der Tiefpunkt der Geschichte — die Schlacht von Mohatsch. Das gelehrte Beiwerk, die Belehrung durch Beschreibung, fehlt auch bei ihm nicht — die Völkerschaften Siebenbürgens gleiten in lebendiger Schilderung an unserem Auge vorüber, die sächsischen Städte, der Stolz der Nation, werden mit ihren Merkmalen — in teilweise humorvoller Weise — gepriesen.

Die hervorragendste literarisch-gelehrte Erscheinung des Zeitalters, Johannes Honterus, nimmt auch manchmal das Kleid der Dichtung zu Hilfe, um die Erzeugnisse seines wissenschaftlichen Fleißes schmack-

hafter zu gestalten; seine Weltbeschreibung stellt sich uns als ein Lehrgedicht dar, in dem auch die Heimat, namentlich das voll Stolz genannte „Kronen“, nicht zu kurz kommt.

*

Von der lateinischen Dichtung des Reformationsjahrhunderts bis tief in das 18. Jahrhundert hinein sucht man umsonst nach Erzeugnissen in der sächsischen Literatur, die der Erwähnung wert wären. Die Periode der sächsischen Geschichte, wo Siebenbürgen ein selbständiges Fürstentum war (die Selbständigkeit ergab sich als Folgewirkung der Schlacht bei Mohatsch 1526, von den Trägern der ungarischen Krone wurde sie 1538 provisorisch und 1569 endgiltig anerkannt und dauerte bis zur Einverleibung in die Habsburgischen Länder durch das Leopoldinische Diplom 1691), ist erfüllt von Kriegslärm, Jammer und Not; ein politischer und sozialer Zerfall setzt ein — die Dichtung schweigt. Und gerade dieses Jahrhundert zeitigt diejenigen Gestalten unserer Geschichte, die zu poetischer Gestaltung am meisten reizen: Der Anfang des Jahrhunderts sieht den heldenmütigen Michael Weiß, den Verteidiger Kronstadts, und seinen literarisch ebenso interessanten Gegner Gabriel Bathori; das Ende des Zeitalters erlebt die stärkste Persönlichkeit unserer Geschichte, Johann Zabanius Sachs von Harteneck, dessen höchst tragisches Schicksal den General Rabutin und den Grafen Bethlen zu Spielern der Gegenhandlung hat. Dichterisch ist gerade die politisch aufgeregte Zeit Hartenecks unfählich nüchtern, auf eine öde Formhascherei gerichtet, voll von Phrase und Allegorie — sie zeitigt Gelegenheitspoesie schlimmster Art. Der Einfluß der schwülstigen, gesuchten Ausdrucksweise der zweiten schlesischen Dichterschule macht sich geltend, dazu kommt, daß die lateinische Sprache in dieser Dichtung vorherrscht. Es ist das Zeitalter des Beamtenpatriziatums, der endlosen Titulaturen — des Zopfes; da blühen die Gelegenheitscarmina, die meist aus den Händen nüchtrner Lehrer, des Konrektors, der Lektoren, hervorgehen. Die Verherrlichung des Hauses Habsburg, an das sich die nationalen Gedanken des Volkes klammern, findet bei allen möglichen Gelegenheiten reichlichen poetischen Ausdruck. Die größterreichische Idee, die Hoffnung von dem stammverwandten Kaiserhause alles Heil erwarten zu können, hat bis in die letzten Jahrzehnte die Besten unseres Volkes beherrscht — die Presse ist namentlich in der absolutistischen Zeit noch erfüllt von Lobes- und Dankeshymnen, zu deren Abfassung sich die dichterischen Talente verstanden, in unseren Bibliotheken finden wir massenhaft lose Blätter, auf denen solche Carmina zu Ehren des Herrschers oder seiner Vertreter (so Brufenthal, oder des Fürsten Schwarzenberg) gedruckt sind.

Einen guten Einblick in diese Gattung der Poesie gewährt das „Rosetum frankianum“, eine Sammlung von Gedichten, die auf den Romes Frank von Frankenstein geschrieben wurden und die er selbst im Jahre 1692 herausgab. In dieser Sammlung kommt auch Harteneck zu Wort. In lateinischer Sprache besingt sein Gratulationsgedicht die Hochzeit des Romes. An schwülstig gelehrten Vergleichen fehlt es auch bei ihm nicht — aber an Schwung, an geistreichen Bildern, an Unmittelbarkeit und Wärme des Ausdrucks ist er den Mitpoeten überlegen.

Nicht allzuviel Wert wollen wir auch den Sinngedichten des Hermannstädter Stadtpfarrers Daniel Filtch auf Joseph II. zusprechen, sie geben aber mit ihren aus der antiken Geschichte Siebenbürgens hervorgeholten Beziehungen, ihrer geschraubten Ausdrucksweise ein deutliches Bild von der oben charakterisierten Poesie.

Um so mehr macht Johann Samuel Refler, ein in jungen Jahren in Bayern verwundeter und gestorbener Offizier, den Anspruch auf den Namen eines wirklichen Dichters. Weit entfernt von jener Gelegenheitsdichtung zeugen seine wenigen auf uns gekommenen Dichtungen von einer wirklichen lyrischen Persönlichkeit. Eine gewisse weiche Stimmung zeichnet seine Lieder aus, die lyrischen, ganz selbständig empfundenen Bilder fließen ihm ebenso leicht und natürlich wie der wiegende Rhythmus — es ist zu bewundern, wie dem jungen Dichter nirgend Unebenheiten unterlaufen. Das Sentimentale, Träumerische und der Naturkultus gehört der Zeitstimmung an, Refler zahlt ihr seinen Tribut. Manches in den Motiven scheint auf die Sturm- und Drangdichtung zu weisen, allerdings in abgemilderterer, verwaschenerer Form. Im ganzen aber erscheint uns Refler als eine in sich ruhende dichterische Persönlichkeit, von deren späterer Entwicklung noch viel zu erwarten gewesen wäre — ebenso plötzlich wie dieser einzige Lichtstrahl in unsere damalige Dichtung hineinleuchtete, verschwand er auch, keine größeren Wirkungen hinterlassend, und erst in neuerer Zeit durch emsigen Forscherfleiß wieder „entdeckt“.

Seiner Hauptwirksamkeit nach schon dem 19. Jahrhundert gehört Christian Heyser, ev. Superintendent in Wien, an, einer von jenen vielen Siebenbürgern, die in der Form brennenden Herzens ihrer Heimat gedenken. Seine eigentliche dichterische Arbeit bewegt sich auf dem Gebiete des Dramas, aber das Gedicht „Panorama vom Burzenland“ gewährt uns außer dem Beispiel eines beschreibenden Gedichtes in unserer Literatur einen interessanten Einblick in die Heimatliebe des Verfassers. Die blumenreiche poetische Phraseologie, die mit Anspielungen auf die antike Mythologie gepickten Bilder müssen wir uns dabei gefallen lassen — ein getrübler Abglanz der klassischen deutschen Poesie scheint uns darin entgegen.

Wie wir das meiste, was die siebenbürgisch-deutsche Literatur seit der Reformation an lyrischen Blüten getrieben hat, unter dem Begriff der Gelegenheitsdichtung zusammenfassen können, so gehört ein gut Teil der lyrischen Produktion in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem politischen und nationalen Stoffgebiete an. Die Nationen Europas erwachen, überall regt sich völkisches Selbstbewußtsein. Der deutsche Freiheitskampf gegen Napoleon erweckt jubelnde Begeisterung in den sächsischen Jünglingen. Der spätere Bischof Georg Paul Binder schreibt im Jahre 1814 ein ganz im Geist der deutschen Freiheitsdichtung gehaltenes Gedicht auf den Erfolg der deutschen Waffen. Formvollendet und mit edlem Schwung bekennt er sich zum deutschen Geist, der „mit leisem Walten von Pol zu Pol sein unbezwinglich Reich“ trägt — der großdeutsche Kulturgedanke, der in dieser Zeit seine festen Wurzeln schlägt, ist seither ein Grundpol unserer geistigen Existenz geworden. Weniger poetisch wertvoll, aber ebenso deutsch angehaucht klingt das Lied des Gubernialsekretärs J. Friedrich Seiverth, das er dem sächsischen Feldjägerbataillon auf den Weg gibt. Fast rührend nimmt es sich aus, wie die Teilnahme dieser verhältnismäßig so kleinen Schar an den Befreiungskriegen unter den nationalen Gesichtspunkt der Ahnentapferkeit, des Kampfes „für Haus, Altar und Herd“ gestellt wird.

Das eigentliche Zeitalter der sächsischen politischen Lyrik fällt aber nach einer politisch und literarisch ruhigeren Periode erst in die 40er Jahre. Die markanteste Persönlichkeit ist Stephan Ludwig Roth, der weitausschauend in seinen Schriften den Kampf um die Volksexistenz auf pädagogischer und wirtschaftlicher Grundlage unternimmt. Er ist zugleich die politisch und national eindrucksvollste Gestalt unserer neueren Geschichte, der Märtyrer des Jahres 1849.

Stephan Ludwig Roth stand als gereifter Mann in jenen Jahren auf dem festen Boden der Tat — die Jugend, an ihrer Spitze Johann Friedrich Geltsch, suchte durch das Lied auf die nationale Gesinnung einzuwirken. Ein Blick in das von Geltsch 1847 herausgegebene „Liederbuch der Siebenbürger Deutschen“ zeigt die Verwandtschaft jener Lyrik mit der Dichtung der deutschen Befreiungskriege. Abgesehen von den hier gar nicht in Betracht kommenden Liedern, die in naivster, rührend unbeholfener und geschmackloser Weise nur allzudurchsichtig bekannte deutsche Dichtungen variieren, verraten auch die übrigen selbständigen Lieder eine bewußte Anlehnung an den Geist der deutschen Freiheitsdichtung. Die meisten der begeisterten Jünglinge, die ihre Gesänge in das Liederbuch einschickten, verdienen den Namen eines Dichters nicht. Aus der Flut der regen literarischen Tätigkeit lassen sich nur einige markantere dichterische Erscheinungen erkennen, einige wenige Dichtungen sind auch, der Absicht des Herausgebers entsprechend, Volksgut geworden. Den Hintergrund zu dieser nationalen

Poesie gab die neue staatliche Gestaltung Ungarns, die Frage, was in den neuen Verhältnissen mit Siebenbürgen, mit der Stellung der Sachsen im modernen Rechtsstaate, geschehen werde. Einzelne Themen, denen sich im besonderen das Interesse der jungen politischen Lyriker zuwandte, sind: Der Gegensatz gegen die am alten Zopf hängende sächsische Beamtenerschaft, gegen den Kastengeist, Preis der Schönheit heimatlicher Natur, (die damals „entdeckt“ wurde), freudige Begrüßung des neugegründeten Landeskundevereins usw. — Den Stoff zu Gesängen allgemeinerer Natur bot die ernst und wirklich stark empfundene Begeisterung für das eigene Volkstum, das Eintreten für den Fortschritt auf allen Gebieten, Kampf gegen alles Rückständige, Zaghafte, Halbe, die Verbreitung großer internationaler Ideen usw. Bezeichnend ist, daß in der Sammlung die Volkslieder fehlen und daß der Humor fast gar nicht zu Wort kommt — wo er sich zeigt, artet er in bittere Satire aus. Johann Friedrich Gelch selbst ist der typischste Vertreter dieser an Kraftausdrücken, ironischen Angriffen so reichen Richtung. Ubrigens liegt bei ihm doch eine gewisse sprachbildende Kraft vor, ein aus echtem Männerzorn geborener Schwung, wobei sich aber doch Wendungen finden, die — wie wahr sie auch empfunden sein mögen — künstlerisch an der Grenze des Möglichen stehn.

Wie es sonst in größerem literarischem Leben ab und zu geschieht, so finden wir auch in der nationalen Lyrik der 40er Jahre einige Blüten, die volkstümlich geworden sind, dabei von Männern stammen, die sich als Dichter kaum stärker hervorgetan haben. Georg Friedrich Marienburgs „Sachsenadel“ gibt einem auch sonst in der Poesie der Zeit angeklungenen Gedanken Ausdruck; das ausgesprochen demokratische Bewußtsein des Volkes, mit dem sogar der Ursprung seiner Geschichte in Zusammenhang gebracht wird, der Kolonistenstolz auf die Leistungen in der neuen Heimat — beleuchtet nicht nur das damals besonders geweckte geschichtliche Selbstbewußtsein, es sind das Momente, die in das innerste Stimmungsgebiet der gehobeneren Volksseele überhaupt führen. So wurde dieses übrigens flüssige, kraftvolle (langatmige) Gedicht ganz leicht volkstümlich. Ebenso ist Karl Guists „Wolkenhöhen . . .“ zu betrachten. Der oft besungene Gedanke der Heimatliebe und der Schönheit heimatlicher Natur klingt in diesem sangbaren Liede besonders innig und schwungvoll an.

Uns tönen diese beiden Dichtungen aus früher Kinderzeit — Wecker unserer ersten völkischen und heimatstolzen Regungen — vertraut und lieb ans Ohr — möglich daß wegen dieser starken gefühlsmäßigen Wirkung der ästhetische Wert leicht überschätzt wird.

Unter den Dichtern des Liederbuches tragen Karl Kirchner, Joseph Marlin und Leopold Maximilian Moltke schon ausgesprochener literarischen Charakter. Rein äußerlich ist es daraus ersichtlich, daß von

ihnen auch besondere Gedichtsammlungen erschienen. Karl Kirchner kommt mit den großen Ereignissen der Zeit in nächste Berührung, indem er an den Zügen des sächsischen Jägerbataillons als Freiwilliger teilnimmt. So erhält seine schon auf dem Gymnasium in Hermannstadt gepflegte, wehmütig angehauchte Lyrik auf dem ernstesten Hintergrund kriegerischer Erlebnisse etwas Männlicheres. Während des Gefechtes bei Bischi, wo die jungen sächsischen Freiwilligen sich besonders auszeichneten, fiel u. a. der tapfere Theodor Fabini im Heldenkampf. Das Lied des Dichters, das jenen eindrucksvollen Tag besingt, ist aus der Tat selbst geboren, es hebt sich wirkungsvoll von dem Phrasenschwall der vielen patriotischen Gesänge ab und steht auch dichterisch auf der Stufe Körnerischer, erlebter Kampfespoesie.

Joseph Marlin ist in unserer Literatur der erste zünftige Schriftsteller. Sich sein Brot mit der Feder verdienen zu wollen, erheischt in unseren kleinen Verhältnissen doppelten Mut, es zwingt aber den Schriftsteller auch nur zu bald, die Heimat zu verlassen und sich in größeren Kreisen umzusehen. Schade, daß Marlin schon mit 25 Jahren der Cholera zum Opfer fiel — was er an Jugendwerken (ein Altilaroman, Geschichten des Ostens, siebenbürgische Erzählungen, eine Gedichtsammlung: „Politische Kreuzzüge im Sachsenlande“) hinterlassen hat, deutet auf künstlerische Entwicklungsmöglichkeiten, wie sie sich vorher und nachher im engen Rahmen unserer Literatur kaum ergeben haben. Die Vielseitigkeit des jungen Dichters wird auch bei einer ganz kleinen Auswahl seiner Gedichte offensichtlich. Etwas Großzügigeres liegt schon in der Art, wie er die heimischen Verhältnisse betrachtet: viel eleganter, die Form und den Gegenstand mehr beherrschend als etwa Goltch, tritt er den „Offiziellen“ entgegen. Für alles Philiströse, Eigennüßige, spießerbhaft Sächsische hat er kein Verständnis. Fast scheint es, als ob ihn die schlechten Eigenschaften des sächsischen Volkes zu stark abgestoßen haben — er war vielleicht eine zu geniale, allem Bürgerlichen (in seinen Rehrseiten) abgewandte Künstlernatur, als daß er sich dauernd in Siebenbürgen hätte wohlfühlen oder überhaupt seiner künstlerischen Natur entsprechend entwickeln können.

Marlin zeigt, mit allen übrigen Dichterjünglingen des Liederbuchs gemessen, auch eine überraschende Vielseitigkeit des Ausdrucks. Bei aller Abhängigkeit von Schiller spürt man diese Fähigkeit doch durch: Der Ton des beißenden, ironischen Streitgedichts ist ihm gleich selbstverständlich wie des feinsten Seelenschmerzen offenbarenden Sonetts.

Marlin ist ein Geist, der bei aller Volksbegeisterung größeren Bahnen zustrebt; die umgekehrte Erscheinung eines starken Talents, das aus Deutschland verschlagen, hier seine zweite Heimat findet — im großen und kleinen auch sonst oft beobachtet — ist Leopold Maximilian Moltke. Gerade die politisch stürmischste Zeit von 1841–49 verbrachte

der Dichter in Siebenbürgen (Kronstadt). Die aus Begeisterung für das Siebenbürger Sachsenentum entstandenen Dichtungen (er ist auch sonst vielfach literarisch tätig gewesen) gehören zu seinen schönsten. Eines seiner siebenbürgischen Lieder: „Siebenbürgen, Land des Segens . . .“ ist zur Volkshymne der Sachsen geworden. Es ist bezeichnend für das Vorsichtige, Versöhnliche unseres Volkscharakters, wenn Moltke in dem Nachwort zu seinen „Schutz- und Trugliedern für die Siebenbürger Sachsen und das Deutschtum in Österreich“ berichtet, auf welche Anregung hin er das Lied gedichtet habe: Angesehene Männer unter den Siebenbürger Sachsen hätten den Wunsch ausgesprochen, er möchte ihnen ein siebenbürgisches Vaterlandslied dichten, welches nicht bloß der Sachse, sondern auch der Magyar, der Szekler, der Rumäne, kurz jeder Siebenbürger mitsingen könne, ohne seiner Nationalität etwas zu vergeben. Der anpassungsfähige deutsche Dichter stimmt seine Muse dem Wunsche der „angesehenen“, scheinbar also älteren, vorsichtigeren Herrn entsprechend auf einen weniger kriegerischen Ton, als die junge sächsische Lyrik damals pflegte. Der vielgewandte Sänger hat noch in manchem Lied seine Anhänglichkeit zu dem Volk bewiesen, dem er einen Teil seines sehr abwechslungsreichen Lebens gewidmet hat — ästhetisch ragt nichts über ein gutes Mittelmaß.

Einer Erscheinung aus den Kreisen des Liederbuches muß hier noch gedacht werden, schon wegen ihrer Seltsamkeit in den Reihen unseres Volkes und wegen der weit über die Grenzen der Monarchie reichenden Wirkung ihrer dichterischen Tätigkeit — es ist der Hermannstädter Arzt Friedrich Krasser, der in seiner Gedichtsammlung „Offenes Visier“ internationale Gedanken über Volksbeglückung, Freiheit der Wissenschaft, über das Ende der Pfaffenherrschaft usw. in eindruckvollster, unbekümmert freier Sprache in die Welt schleuderte. Sein „Antisyllabus“ erlebte in Deutschland mehrere Auflagen, davon eine in Braunschweig in etwa 400.000, eine andere in Leipzig in fast einer Million Exemplaren. Sind diese Gedichte auch mehr aus einer tendenziös-aggressiven Stimmung als aus künstlerischem Drang entstanden und reizen insolgedessen mehr zu sozial-kulturhistorischer Betrachtung, so wird man ihnen doch auch die Anerkennung einer ganz außerordentlichen Gewalt des Ausdrucks, eines mitreißenden Schwunges nicht versagen können.

Die Töne patriotischer Dichtung, die die Liederdichter der 40er Jahre angeschlagen haben, bleiben auch weiterhin bis auf unsere Tage der nationalen Dichtung eigentümlich; sind sie doch auch in der neuen Lage der Dinge begründet — höchstens daß nach endgültiger Zertrümmerung des Königsbodens und damit der politischen Einheit unseres Volkes das unbedingte Festhalten am Volkstum trotz aller Fährlichkeiten noch mehr betont wird. In der „Siebenbürgischen Quar-

talschrift“ vom Jahre 1860 verraten die „Lieder eines Verschollenen“ wie in den 40er Jahren wieder einmal einen schärferen politischen Ton; als ihren Verfasser kennen wir den späteren Kronstädter Stadtpfarrer Franz Oberl. Auch die bedeutendsten dichterischen Persönlichkeiten der Zeit, Michael Albert und Friedrich Wilhelm Schuster, nehmen in diesen Jahren einschneidender politischer Wandlungen dichterischen Anteil an den Gedanken der Zeit. Schuster hatte sich übrigens auch schon am Liederbuche Geltchs beteiligt.

Die politische Lyrik im besondern ist in den letzten Jahrzehnten aus begreiflichen Gründen nicht mehr gepflegt worden. Es sind nicht mehr so tief in das Gesamtleben des Volkes eingreifende Ereignisse wie etwa die der 48er Tage, die wir erleben. Auf einzelnen Gebieten unseres Lebens geschehen wohl Eingriffe, Schädigungen — diese besitzen nicht genügend allgemeine Aktualität, um patriotische Säger anzueifern, die politische Leidenschaft fühlt sich mehr in den Spalten politischer Tagesblätter. Unter wirkungsvolleren nationalen Liedern neuerer Zeit muß Friedrich Wilhelm Seraphins „Ich bin ein Sachse . . .“ genannt werden, das ebenso wie seine Melodie in Holzschnittlinien den Grundzügen unseres Volksempfindens nicht schlecht Ausdruck gibt. Ein bekanntes, nicht dem besonderen sächsischen Patriotismus gezolltes siebenbürgisches Lied, ist das etwas wässerig sentimentale Gedicht „Die Gipfel der Karpathen“; es hat Rudolf Neumeister, einen seinerzeit in Kronstadt als Hauslehrer weilenden reichsdeutschen Kandidaten, späteren Pfarrer in Bukarest, zum Verfasser. Nicht aufgenommen wurde in diese Sammlung das „Siebenbürgische Jägerlied“, wie es in deutschen Rommersbüchern heißt. Es wird in Siebenbürgen nicht mehr gesungen als in Deutschland und ist ein Kunstlied Franz von Schobers.

*

Es ist bei den Lebensbedingungen unseres Volkes erklärlich, daß unter dem fortwährenden Druck des Gedankens an die nationale Erhaltung dieser und die durch ihn bestimmte Gefühlswelt — wie in unserem ganzen Leben, so auch in der Dichtung einen breiten Raum einnimmt. Eine vollwertige Lyrik kann sich bei solcher Einseitigkeit, die z. B. die Dichter des Liederbuchs beherrschte, natürlich nicht entwickeln. Dichterische Persönlichkeiten, denen die Kunst als solche und nicht das politische und nationale Tagesinteresse das Wichtigere ist, die sich mit den großen deutschen literarischen Strömungen auseinandersetzen und auf einem literarischen Niveau anfangen, schöpferisch tätig zu sein, sind Michael Albert und Friedrich Wilhelm Schuster. In beiden besitzt unsere Literatur zum erstenmal Dichter, die deutschen Dichternamen von gutem Klang gleichwertig an die Seite gestellt werden können, dabei trägt ihre Dichtung (auch die lyrische) gerade dort, wo sie uns ihr Bestes bieten, die heimische Eigenart.

Michael Albert war als Gymnasialprofessor in Schäßburg ein beliebter und eindrucksvoller Lehrer der deutschen Literatur; er hat den bei uns oft versuchten Schritt vom Bauerntum zum akademischen Beruf getan. Der Schritt ist nicht immer glücklich — der homo novus findet sich bei aller Durchdringung seiner geistigen Arbeit nach anderen Richtungen schwer in die neue Lage, es fehlt ein Zwischenglied in dem Aufwärtstreiben des Geschlechtes, gefährliche Reibungen stellen sich ein. Bei Albert ist der Schritt ein im allgemeinen glücklicher zu nennen; besonders auffällig ist es, daß gerade das einem aus dem Bauernstande Hervorgehenden meist anhaftende Schwerfällige, wenig Bewegliche Albert ganz abgeht — seine Poesie hat im Gegenteil etwas Anmutiges, Liebenswürdige, ganz auf der Höhe etwa Eichendorffischer Formvollendung Stehendes. Auch inhaltlich ist z. B. seine Liebesdichtung überaus zartbesaitet, feinbeschwingt, bewegt sich aber selten in den Tiefen des Erlebens. Und gerade hier, wo wir die uns vertrauten und lieben Töne der deutschen Spät- und Halbromantiker vernehmen, vermögen wir unserem Dichter am wenigsten zu folgen — kaum eines dieser Lieder ist in unseren Besitz übergegangen. Was uns dort als Original entzückt, erscheint hier in der Kopie, trotzdem sie auf das vollkommenste gelungen ist, zu abgeschwächt. Gerade wegen der hohen Formvollendung, die Albert in dieser Gattung seiner Lieder gelungen ist, erscheinen sie uns dem Erlebnis nach zu matt, zu wenig von der inhaltlichen Seite des Dichters verratend. Wo aber einmal dem lyrischen Formtalent sich ein wirklicher starker Stoff ergibt, da verschwindet über dem persönlichen Gehalt auch jede literarische Abhängigkeit.

Zu solchen, in diesem Sinne klassischen Gedichten zähle ich die Perlen des „Totenkranzes“. Der erste, größte Schmerz im Leben, der Verlust des geliebtesten Söhnchens, zeitigt einige Bilder, die aus dem innersten Erleben heraus geboren werden und in ihrer Wirkung eine seltene Unmittelbarkeit der Stimmung erzeugen. Gleich wertvoll erscheint die Dichtung Alberts dort, wo mit dem persönlichen sich spezifisch heimatische Motive verbinden. Der Tod der Mutter, der sächsischen Bauersfrau mit der schwieligen, arbeitgefurchten Hand, der der Dichter in rührender Klage die Ruhe des Todes gönnt; die sächsische Bauernstube mit ihrem winterlichen Behagen; das sächsische Dorf, das Kinderparadies, das dem aus seinem Frieden Geschiedenen doch nicht aus dem Sinn will — all das sind Gefühlsmomente, für die Albert die wärmsten Töne findet; bei aller Beherrschung gerade leichter, graziöser dichterischer Gattungen (z. B. des schelmischen Liebesliedes) sind eben die wertvollsten und eigensten lyrischen Produkte Alberts die, in denen das den früheren Bauernjungen doch am meisten beschäftigende Gefühl mitklingt: das Gefühl der Unausgeglichenheit seiner neuen Umgebung mit der, in die ihn seine Geburt eigentlich hineingestellt

hat. Die Wehmut, die bei allem „Glück“, das ein Vorrücken in eine höhere gesellschaftliche Schichte bedeutet, die elegische Grundstimmung dieser Gedichte abgibt, verleiht ihnen ihren besonderen Schimmer. Wie die Gefühlswelt des Dorfburschen, der in die Stadt zur Schule kommt, immer etwas Schwermütigeres und somit Tieferes, Reicheres hat als die der leichteren Stadtkjungen, so behält der im Dorf Geborene auch später leicht etwas in seinem Wesen, was ihn gefühlsmäßig von der städtischen Welt trennt, ihn mit Sehnsucht und Schwermut erfüllt. Zu dieser Bodenständigkeit des Bauernsohns Albert kommt der geschichtliche Sinn, der ihm als guten Sachsen natürlich ist und ihn auch an den politischen Geschehnissen der Gegenwart reges Interesse nehmen läßt. Die Dramen „Die Flanderer am Alt“, „Hartened“ zeigen die dichterische Verarbeitung geschichtlicher Stoffe, seine gesammelten siebenbürgisch-sächsischen Erzählungen „Altes und Neues“ die literarische Verwertung der Zeitereignisse. Auch das politische Lied lag Albert — dichterisch wertvoller als in Zeit- und Streitgedichten offenbart sich sein nationales Empfinden, wenn er in größerem Bilde das ganze Sein des Volkes umfassen und über sein Schicksal sich ängsten kann.

Um mehr als drei Jahrzehnte weiter spannt sich das Leben des zweiten Großen unserer Literatur — Friedrich Wilhelm Schusters. Bei seinem jüngst im 90. Lebensalter erfolgten Tode wurde er mehrfach der bedeutendste der sächsischen Dichter genannt — ein solch absolutes Werturteil kann hier natürlich nicht abgegeben werden, aber das eine steht doch fest: Seine lyrische Dichtung hat etwas Kraftvolleres, Sinnlicheres, Unmittelbareres als die Alberts. In drei Reihen von Liebesgedichten (Elegien, Sändeleien, Sonetten) findet sich eine Kraft der erotischen Leidenschaftlichkeit, die wir in der ganzen übrigen sächsischen Dichtung vergebens suchen; eine Liebe wird von ihren ersten keuschen Anfängen durch heißes Übersäumen zu verzweifelnder Enttäuschung geführt; alle Töne des Liebesjauchzens, des heißesten Verlangens, der höchsten Befriedigung, der wildesten Liebesklage klingen mit — nie hat noch ein sächsischer Jüngling so stark, so schrankenlos, so Goetheisch empfunden. Es ist aber nicht nur die Ähnlichkeit der Gefühlswelt, die uns hier unwillkürlich auf Goethe führt, rein literarisch läßt sich das Goethe=Epigontum Schusters auch leicht nachweisen. Eine Reihe seiner Lieder findet nach Gedankengang, Stil, ja ganzen Wendungen Analogien in der Goetheischen Poesie. Der gereifere Dichter hat dann den sich früher handgreiflich bemerkbar machenden Einfluß Goethes überwunden — es ist mehr die innere dichterische Wesensart ähnlich geblieben. Die Parallele mit Goethe läßt sich übrigens auch in Bezug auf die philosophischen und anakreontisch tändelnden Gedichte Schusters mit Leichtigkeit durchführen. Ein Goethe=Epigonen=

tum ist aber, wenn es mit einer so starken selbständigen Persönlichkeit und einem geborenen Dichter wie Schuster sich paart, nur ein Ehrentame.

Deshalb kann natürlich das Beste seiner Dichtung nicht volkstümlich werden; was volkstümlich geworden ist, verdankt es der Besonderheit des Inhalts, wenn nämlich dieser Meister der Form einen heimischen Stoff in die Hände nahm, etwa wenn er das kleine Volkslied von den verlassenen Waisen in eine wirkungsvolle Ballade umarbeitete oder das Schicksal Michael Weiß' besingt. Dem vaterländischen Lied zollt auch er seinen Tribut — wie Michael Albert von höherer Warte, aber trotz aller bösen Erfahrungen zukunftsfroher.

Traugott Teutsch, der als dritter dieser Zeit zu den anerkannten Größen unserer Literatur gehört, ist nicht Lyriker, er hat vornehmlich den historischen Roman (Schwarzburg, Georg Hecht) gepflegt; wo ihm (in Zeitungen, Kalendern) ein poetischer Versuch glückte, war es auch auf dem Gebiet des historischen Liedes. Das lange erzählende Gedicht „Der Prediger von Marienburg“ ist bekannt, mehr dramatische Spannung erregt die Verserzählung von „Johanna Balk“, der heldenmütigen Hermannstädter Bürgerfrau.

*

Nachdrücklichere Versuche, die Mundart der Kunstdichtung dienstbar zu machen, setzen bei uns erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein. Johann Karl Schuller gab 1840 Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart heraus, Viktor Rästners (vor 1857 entstandene) Gedichte erschienen 1862. Vorher begegnen wir außer den Erzeugnissen der Volkspoese nur einzelnen Versuchen. So übertrug der Hammersdorfer Pfarrer Johann Seibert 1787 das Hohelied Salomos mit der ausgesprochenen Absicht, die Mundart dadurch bekannt zu machen — sie nimmt sich zum blumenreichen Stil der altjüdischen Poesie nicht einmal schlecht aus. Wir verspüren hier etwas davon, wie sich wohl die Mundart in der Predigt, der sie auf dem Dorf bis tief in das 19. Jahrhundert diente, ausgenommen haben mag und wie sich manch heiliger Spruch eine Profanierung im Gewand der Volkssprache hat gefallen lassen müssen. Bodenständiger ist schon die „Kleinscheuerner Hochzeit“ der um 1833 verstorbenen Pfarrersgattin Susanna Lebrecht. Die Dorfsfestlichkeit ist mit liebenswürdigem Humor geschildert, den die Verfasserin mit dem sehr fein beobachteten breiten Bauernhumor wirksam verschmilzt.

Erst Viktor Rästner hat — sich bewußt als Dichter fühlend — die Mundart zum Ausdruck einer dichterisch empfundenen Welt benützt. Zu der Welt, die er schildern wollte, eignete sich der Dialekt in hervorragendem Maße. Der Preis der siebenbürgischen Natur mit ihren heimlichen Schönheiten, ihren süßen kleinen Kindheitserinnerungen,

heimische Stoffe, die sich in die Form der Verserzählung oder der Ballade bringen ließen — all das gibt der Dichtung Kästners die nicht nur durch Verwendung der Mundart entstehende, sondern auch stoffliche Beschränkung. Darin liegt auch ihr Reiz. Die Mundart erreicht — bei all ihrer Ungefügigkeit im Gebrauch stärkerer Stoffe — gerade im Anflingen heimatlicher, kindlicher, naiv-völkischer, volkstümlich-balladenhafter Töne gemüthliche Tiefen, die der hochdeutschen Dichtung von vorneherein verschlossen sind. Keine noch so schwungvolle hochdeutsche nationale Dichtung wird so zarte Schwingungen unserer Seele wachrufen können wie oft eine einzige Wendung in einem Kästnerschen Gedicht. Es ist gewiß ein deutliches Zeichen für den Dichter Kästner, wenn in seiner Hand die so gern als schwerfällig verschriene Mundart etwas Anmutiges, Flüssiges bekommt — man hat hier den Eindruck, als ließe sie sich mit besonderer Leichtigkeit an, dichterisch verwertet zu werden. Eigentümlich erscheint, daß trotz der vom Dichter bewußt erstrebten Originalität im mundartlichen Ausdruck, die hochdeutsche Schriftsprache als Hintergrund doch immer durchschimmert. Man hat die Empfindung, als ob der Dichter sich seine Dichtungen zuerst hochdeutsch vorgesagt und dann erst sächsisch ausgesprochen habe — literarisch schließen sie sich an die hochdeutsche Kunstpoesie an, den einzelnen Wendungen und Ausdrücken und ihrem Geiste nach atmen sie das Leben der Mundart.

Diese Unausgeglichenheit in der Benützung der Mundart für Erzeugnisse der Kunstdichtung ist eine Klippe, um die kein Dichter herumkommt, wenn er nicht bewußt den Ton des Volksliedes zu treffen sucht. Das ausdrückliche Bestreben, im Gewand der Mundart volkstümliche Dichtungen zu bieten, haben alle unsere neueren, zum großen Teil noch lebenden Dialektdichter. Sie sind als Pfarrer, Lehrer, Notäre oder selbst Bauern mit der Gefühlswelt und dem Humor des Volkes vertraut. Einerseits wissen sie in anekdotenhaften Verserzählungen das Spezifische des sächsischen Bauernhumors wirksam herauszuarbeiten, andererseits die elementaren Töne des Liebeslebens so einfach und innig anzuschlagen, daß diese anspruchslosen Liedchen — meist in Kompositionen Hermann Kirchners — tatsächlich Volksgut geworden sind. Aber auch die Thullnerischen Schwänke haben sich in ihrer breiten, derben, überaus wohlpointierten Art den Boden erobert — die ganze Art steht Reuters „Läuschen un Kimmels“ sehr nahe. Karl Römers „Brott vun Urbigen“ scheint mir eine Perle der einfachen volkstümlichen Ballade nicht nur für unsere kleine Volksliteratur zu sein.

Die Gegenwart, in die uns die mundartliche Dichtung schon eingeführt hat, zeigt, dem ganzen Zustand des geistigen Lebens entsprechend, natürlich auch auf dem literarischen Gebiet eine größere Reichhaltigkeit als frühere Jahrzehnte. Ob das Geschaffene dabei auch wertvoller sei, darüber im einzelnen abzuurteilen, fällt dem Mitlebenden in unseren kleinen Kreisen doppelt schwer. Wenn im großen deutschen literarischen Leben die sachliche Kritik wenigstens durch das Wegfallen des persönlichen Vorurteils meistens erleichtert wird, so liegt gerade in diesem Punkte bei uns die schwerste Schranke. Hier spielt der Gegensatz der „literarischen Richtung“, der draußen vielleicht ungerecht werden lassen könnte, eine kleinere Rolle als das Wissen um kleine, kleinste Umstände im Leben dessen, über dessen dichterische Erzeugnisse man zu sprechen hat.

Bezeichnend ist für die Dichtergeneration, deren Vertreter in den 70 er Jahren geboren sind, die Tatsache, daß sie sich anscheinend nicht in demselben Maße wie etwa Albert und Schuster als gottbegnadete Dichter fühlen, die als Dichter eine Mission für ihr Volk zu erfüllen haben. Wohl tritt auch kein so starkes Talent wie das Alberts oder eine so ausgesprochene dichterische Persönlichkeit wie die Schusters hervor. Ob der einzelne für sich einen Anspruch auf allgemeine Geltung erhebt, wie das etwa Traugott Deutsch tat, mag dahingestellt sein — nach außen tritt jedenfalls keiner damit hervor, auch die Dichtungen verraten nichts davon. Die Stoffe deuten auf eine immer stärkere Einfuhr des Dichters in sein eigenes Gefühlsleben; das politische Moment tritt ganz in den Hintergrund. Die Lyrik dieser Generation ist weniger aus den Problemen der Allgemeinheit (Volk und Heimat), als aus den Kämpfen des einzelnen heraus verständlich — die meisten ihrer Lieder könnten der Feder irgend eines wohltalentierten deutschen Zeitschriftendichters entspringen. Wir können hier in höherem Maße als bei Albert und Schuster von einem Epigonentum sprechen — denn hier fehlt meist auch das Bodenständige. Auch da, wo ein im Zusammenhang mit Heimat und Volk stehendes Motiv anklingt, vermißt man das eigentlich Problematische. Während gerade in den am heißesten empfundenen Gedichten Alberts und Rästners die Zeitideen und das Ringen darum durchklingt, spürt man hier davon wenig. Die große Frage z. B., die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gerade den einzelnen in seinem Verhältnis zur Gesamtheit immer mehr beschäftigen muß, wie er als moderner Kulturmensch mit seiner stark differenzierten Gefühlswelt, seinen wachsenden Kulturbedürfnissen sich in die Welt unserer (auch innerlich stark) beschränkten Möglichkeiten finden soll — klingt kaum durch. Es ist eine weiche, zum großen Teil formvollendete und in bereits betretenen Bahnen sicher dahinschreitende Lyrik, die aber als Gesamterscheinung für unsere Literatur wenig ergebnisreich zu bleiben scheint.

Andererseits zeigt sie uns literarisch interessante Sondererscheinungen. Von den dichtenden Frauen sind zwei — Regine Ziegler und Luise Helfenbein — Berufsschriftstellerinnen. Unter den Lyrikern scheint mir das Talent Fr. S. Höchsmanns besonders ausgeprägt. Kühlbrandts Fabeln verraten eine überaus scharfe Pointierung und prägnante Fassung — man wird auch in der deutschen Literatur nach einer so starken Spezialbegabung suchen müssen.

*

Die junge und jüngste Dichtergeneration bietet des Problematischen um somehr. Eins steht fest: Das bewußte Arbeiten, das Ringen um wirkliche künstlerische Werte, vor allem aber die Selbstkritik sind stärker geworden. Den Antrieb zu strengerer Sichtung des wirklich Wertvollen in der Kunst verdanken wir unzweifelhaft Adolf Meschen-dörfer mit seiner seit sechs Jahren bestehenden Halbmonatsschrift „Die Karpathen“. Hier haben auch wirklich starke Talente ihre Feuertaufe erhalten und sind weiteren Kreisen bekannt geworden. Die wachsende Selbstkritik führte bei einigen soweit, daß sie trotz wirklich schöner Ansätze von der Dichtung abließen — oder fehlte die Energie? Andern merkt man viel künstlerische Selbstzucht an — meistens aber müssen wir die mangelnde Vollendung der Form über dem wirklich dichterisch empfundenen Inhalt zu vergessen suchen. Von Ansätzen, die Früchte nur noch ahnen lassen oder gar schon als Blüten vergingen, läßt sich weiter kaum sprechen.

Zwei wirklicher Dichter aber muß hier persönlich gedacht werden: Eduard Schullerus und Hermann Kloeß. Sie gehören beide nicht mehr zu den ganz Jungen, können aber doch an die Spitze unserer jüngeren literarischen Entwicklung gestellt werden, denn sie bedeuten beide in einem gewissen Sinne die Erfüllung dessen, was wir für unsere moderne, spezifisch sächsisch moderne Literatur erstreben. Beide sind sie nämlich Kulturmenschen im modernen Sinne (das spürt man in jedem ihrer Gedichte bis in die kleinste Einzelheit) und beide haben — scheinbar in schwerem innerem Ringen — es verstanden, ihre reiche, in westlicher Kultur geschärfte, verfeinerte Gefühlswelt mit den Gefühlswerten in Einklang zu bringen, die die heimatliche Welt für sie bedeutet. Schullerus — er ist Kronstädter — ist die impulsivere, ursprünglichere Dichternatur. Für ihn ist es selbstverständlich, daß sein Platz nur hier in dieser schönen geliebten Burzenländer Heimat sein kann. Überall — auch durch das persönlichste, intimste Erlebnis klingt dies starke Verhältnis zur Heimat durch — aber dahinter fühlt man immer den unendlich fein empfindenden Kulturmenschen, dem es über elementare Empfindungen hinaus gelingt, das in der Natur und im eigenen Seelenleben erschaute Ahnungsvolle, scheinbar Unausdrückbare dichterisch=plastisch zu gestalten,

Schullerus ist uns auch insoweit Erfüllung, als sein Heimatdichtertum seiner Bedeutung nach weit über den Rahmen unserer kleinen Literatur hinaus geht. Seine Kunst steht höher als alles, was unsere Literatur bisher an spezifisch Heimatlichem gebracht hat: Sie trägt den Stempel der Heimat an sich, aber ohne — gewissermaßen immer in einer hinweisenden Aufschrift — das Siebenbürgische, Sächsische zu betonen — es klingt alles mehr von innen heraus, ist nicht, wie sonst meist, Tendenz von außen her.

Bei Hermann Kloeß wird man erst nach schärferem Achten den Ton der Heimat durchklingen hören. Seine Liederdichtung scheint auf den ersten Anblick losgelöst von allem, was völkisch und vaterländisch ist. Aber sobald man im Zusammenhang die — auch innerlich geschlossenen — Lieder seiner Sammlung „Unsere Liebe in Liedern“ liest, merkt man, daß hier ein sehr glückliches Bestreben den Dichter geführt hat, die feinen und feinsten Töne, Stimmungen, Schönheiten der siebenbürgischen Landschaft — natürlich in ihrem Mitwirken mit dem inneren Erleben des Dichters — zu erfassen. Es ist epochemachend für unsere Literatur, daß die Motive unserer heimatlichen Landschaft in ihrer Wirkung auf einen sensibeln, hochgestimmten Kulturmenschen verwendet wurden — in diesem unserem höchsten modernen Sinn ist unsere Landschaft hier entdeckt worden. Aber auch nach anderer Richtung ist die erwähnte Lieder-sammlung eine neuartige Erscheinung. Abgesehen von der übrigen Ausstattung, haben sich hier zum ersten Male Dichter und Illustrator die Hand gereicht — der Maler — Hermann Konnerth — mit dem Ver-suche, den in den Gedichten gegebenen Stimmungsgehalt zeichnerisch aus-zudrücken, was er in glücklicher Lösung durch einige typisch sieben-bürgische Landschaften getan hat.

Charakteristisch ist für die „Liebe in Liedern“ die hohe Form-vollendung, der man neben dem Formtalent des Dichters eine starke künstlerische Selbstzucht, eine bewußte Beschäftigung mit der Form anmerkt. Was man so selten in unserer Lyrik beobachtet, spürt man hier durch: die Erkenntnis, daß ein Lied in seiner Vollendung nicht nur abhängt vom dichterischen Einfall und seiner gelegentlichen Aus-führung, sondern auch von einer bewußt nach dem höchsten künstlerischen Ausdruck suchenden, ringenden Arbeit. Kloeß ist der Dichter des Er-lebnisses, das die davon ganz erfüllte Seele Tag und Nacht beschäftigt, dessen Ablauf Perle an Perle der Lieder reiht — anderes hat nicht Platz oder es wird nur in diesem einen Erlebnis widergespiegelt. Das gibt seiner Dichtung etwas in sich Geschlossenes, birgt aber die Gefahr einer gewissen Einseitigkeit. Welche Töne der Dichter noch finden wird oder vielleicht schon gefunden hat — das wird die Zukunft zeigen. Man ist nach dem Vorliegenden mit Recht gespannt.

Es wird von vorneherein als eine Aufgabe unserer Literaturbe-
trachtung erscheinen, den Spuren in unserer Dichtung nachzugehen, die
die umwohnenden Rassen darin zurückgelassen haben. Es ist aber ebenso
wie für die Sprödigkeit und das zur zweiten Natur gewordene Ab-
weisende gegen alles Fremde in unserem Volkscharakter auch für die
Unbiegsamkeit unserer Dichtung bezeichnend, daß wir umsonst nach einer
Einwirkung fremder Literaturen suchen. Es geht uns hier wohl so wie
mit unserer Volkstracht: sie hat im Lauf der Jahrhunderte manches von
außenher angenommen; Magyarisch=Szecklerisch=Romänisches spiegelt
sich darin. Aber in diesem Fall haben Kleider nicht Leute gemacht, der
sächsische Bauer trägt nur nach außen seine Mischtracht — innerlich ist
er doch ganz er, ganz derselbe wie vor 500 Jahren geblieben. So auch
unsere Literatur. Wohl finden wir als Staffage hier und dort in einem
Drama oder einem Roman einen ungarischen Magnaten, einen
Zigeuner, einen Csoban — aber die ganze bunte Reihe dieser Gestalten
hat unserer Literatur nichts geschadet (oder doch besser: genützt!). Sie
haben ihr nie ans Herz gegriffen: weder das Feuer des Ungars, noch
die Grazie des Rumänen, noch die Sehnsucht des Zigeuners ist auch
nur in eine Ader geflossen! Und doch an einem Punkte merken wir,
daß wir zwar nicht mit der Seele die fremde Dichtung in uns gezogen,
so doch zum mindesten ihren künstlerischen Wert erkannt haben: Wir
besitzen klassische Übersetzungen rumänischer, namentlich aber ungarischer
und zigeunerischer Dichtungen. Es scheint, daß die große Kunst des
deutschen Volkes, fremde Dichtungen durch Übersetzung, die der
Güte des Originals gleichkommt, der deutschen Sprache dienstbar
zu machen, auch ein Erbteil unseres Volkes sei. Johann Karl
Schuller, einer unserer größten Geschichtsforscher und Sprachwissen-
schaftler, zugleich feinsinniger Gelegenheitspoet, übersetzte mit pracht-
vollem Nachempfinden rumänische Volkslieder und Sprichwörter; wie
feurige Blitze leuchten die schönsten Dichtungen Petöfisis in den Über-
setzungen von Heinrich Meiss in unsere Literatur — so wunderbar
sind sie übersetzt, nein! nach- und mitgedichtet, daß wir wie in den
Schlegelschen Shafespeareübertragungen den Genuß des Originals
empfinden; und den Geruch einer fremden, zauberhaften Blume
meinen wir zu verspüren, wenn wir Wislockis nicht genug ge-
würdigte Übersetzungen aus der siebenbürgischen Zigeunerpoesie ver-
nehmen — es ist uns eine Welt, so unendlich fern und doch so
greifbar nahe wie die braunen Gesellen selbst, die wir jeden Tag
unsere Gasse entlang ziehen sehen, und die uns doch zwischen den
Händen entgleiten würden, wollten wir versuchen sie seelisch zu er-
gründen, es sei denn, wir mischten uns unter sie und lebten ihr
Leben in armseligen Zelten und unter freiem Himmel jahrzehntelang
mit, wie Wislocki es getan.

Es ist eine rätselhafte Empfindung die uns hier, an der Schwelle des Orients, unter all diesen uns so ganz wesensfremden Völkern beschleicht, wenn wir uns einmal nicht mit den durch die Gewohnheit abgestumpften, sondern gewissermaßen mit fremden, mit den Augen etwa eines reichsdeutschen Stammesgenossen betrachten: Da wird uns unser Dasein plötzlich etwas Rätselhaftes, Märchenhaftes. Ist es möglich, daß wir so hier sind, wie wir uns haben mit unserer Kultur, unserer Literatur, mit unserer ganzen deutschen Ordnung und Nüchternheit? In diesem bunten Gemisch, diesen Fluten fremder Laute, Gewohnheiten, fremder Wünsche und Zukunftshoffnungen — sind wir das selber, die wir uns plötzlich in diesem bunt bewegten Spiegelbilde als einen ernsten, grauen Gast erblicken? Und es überläuft uns kalt: Auch das Land, die Berge, die Städte — alles erscheint uns plötzlich fremd — sind wir nicht weit von alledem, wohin wir gehören, weit davon, wozu uns unser innerstes Wesen zieht? . . . Doch so sehen wir ja nur in den seltensten Augenblicken — das Auge der Gewohnheit, der vielhundertjährigen, ist kräftiger. Der Widerstreit der Gefühle lagert tief im Unterbewußtsein — — wie seltsam, daß die Ränderin solcher Sphären des Bewußtseins, die Dichtung, so selten diesen Spuren nachgegangen ist.

Heute scheint es gerade hier auch in der Dichtung mehr zu gären, das Problem, das die Tragik unseres Daseins ausmacht, erscheint schärfer beleuchtet in den Farben der Zeit — das Problem nämlich, daß wir in dem Lande „jenseits der Wälder“ sein müssen.

I. Das Volkslied.

Das Vöglein.

Et säß e klī wält Bijeltchen
af enem gränen Nēstchen;
et säng de ganz Wängternōcht,
de Stämm, dā moßt em klängen.

Säng tā mer mī, säng tā mer mī,
tā klenet, wäldet Bijeltchen!
Ech wäll der schreiven af denge Flijel
mät gielem Gūlb uch gräner Sekt!

Hält tā de Gūlb, hält tā deng Sekt!
Ech wäll dir nemī fängen,
ech bān e klī wält Bijeltchen,
unt nemeßt fā mich zwängen.

Gānk tā erueß am desen Dueß,
der Reif wit dich uch dräcken.
Dräckt mich der Reif, der Reif äs fält,
Frä Sann wit mich erkwäden.

* * *

Schwalbe.

Et fluch e Schwälftēn iver't Däch,
Et fluch de ganze läwen Däch,

Et fluch de ganze läwen Däch,
Wās dad et de Giwel nemī säch.

Ich meß ewēch, ich meß dervun,
Wiß Gott, wonī ich weder kun.

Wänn alle Bīm weder Blädder hun,
Un't Fräjör wärden ich weder kun.

Wänn alle blō Blome weder blān,
Dernō wärden ich weder meng Hīmet sän.

Wänn de fleißich Geboure frā afftōn
Unt frā af't Fielē mät de Plāje gōn.

Wänn de Knēcht um Sanglich gōn af den Dānz
Uch de hīsch Wētcher, mät dem Kränz.

Ir Wētcher, ir Wētcher mät gielem Hör
Bewörd icht ir Fren bās iver't Fōr!

* * *

Tagelied.

Sie:

Tā flīst af unt gīst dervun,
Wānī wirst tā weder kun?

Tā verlest mech, zechst vu mir,
Alle meng Fräd schäden ech mät dir.

Kir äm, kir äm, schwarz Bijeleng,
Wiesch mer ues de Trêne meng!

Tā gīst ewēch, tā zechst derbun,
Wānī wirst tā weder kun?

Er:

Zā nicher ändrer wäll ech gōn,
Nor dech ä mengem Hārzen drōn.

Sie:

Verflacht sāl sen de Sī deng,
Wann tā vergāßt de Lāf meng!

Er:

Verflach mich net, tā janget Blāt!
Ich wäll dir bleiwen trā uch gāt.

Verflach mich net, ech zān derbun,
Wier wiß wānī ich weder kun.

Ech zān ewēch, ech zān derbun,
Meng trourich Hārz meß māt mer kun.

Sie:

Wānn alle Ruewe weiß Fādern drōn,
Dān wirste weder nō Bāde kun.

Er:

Det Bādner Kēch wit Rīsen drōn,
Bās ich weder nō Bāde kun.

* * *

Rosenlager.

Et wül e Mētche gor frā afftōn
Unt wül gor frā nō Rīse gōn.

Dō begēnden em zwīn Gange weiß ugedōn,
Der irscht, dī heß et stāl stōn.

Der zwiet begrīf et un der Hānd,
Sie līb et, dō et Rīse fānd.

Sie lîd et angder'n Långd versprît,
Dō wör e Bät, mät Rîsen iwersprît.

Se lågen dō de gånz lout Nōcht,
Ned int huet un de Morje gedōcht.

„Ai, hāw ich de Schlāffel, dī den Dāch affschleßt,
Ich wîl en wierfen, dō det Wier um deffte fleßt!“

* * *

Wahl.

Wētche, wāllt te'n Jar nien?
Nāi Motter, nāi!
Em hîft mich drō de Jarerān
Uch de Wēdeschlōwerān —
Nāi Motter, nāi!

Wētche, wāllt te'n Prādijer nien?
Nāi Motter, nāi!
Em hîft mich drō de Prādijerān
Uch de Fannenzielerān —
Nāi Motter, nāi!

Wētche, wāllt te'n Schilmīster nien?
Nāi Motter, nāi!
Em hîft mich drō de Schilmīsterān
Uch de Loustnāterān —
Nāi Motter, nāi!

Wētche, wāllt te'n Flīscher nien?
Nāi Motter, nāi!
Em hîft mich drō de Flīcherān
Uch de Bālebrutschlerān —
Nāi Motter, nāi!

Wētche, wāllt te'n Schofter nien?
Nāi Motter, nāi!
Em hîft mich drō de Schofterān
Uch de Tokeslāckerān —
Nāi Motter, nāi!

Wētche, wāllt te'n Geboure nien?
Cha Motter, cha!
Em hîft mich drō de Gebeirān
Uch de Kireschneqderān —
Cha Motter, cha!

* * *

Rockenlied.

Ich wîl mer emōl de Burch afgōn,
Ich sâch mengen Hārzgelāsten un de Wieje stōn;
Hārzgelāster meng, wā gefallen ich dir?
„Te gefāllst mer wîl, te gefāllst mer gāt.“
Na wālle mer gōn,
Mer wālle nemī stōn,
Mer wāllen āfer Brott en Nōten drōn.
Wat drō mer er hîm?
Wil Hîl uch Glāck,
Derzā en Bōken Honnes.
Wat schlāngt sich drām erām?
En wāngtergrān Krîn.
Stōd af, ir schīne Brott,
Ent fōrd en ān ir Hānd!

Wō äs deng inich härz Bueter deng,
Diden af denger Hochzet höchst Bīrgānger sāl sen?
Wō äs deng inich härz Motter deng,
Dāden af denger Hochzet nächst un der sāl sen?
Na wälle mer gōn
Mer wälle nemī sōn,
Mer wällen ājer Brott en Rōfen drōn.
Wat drō mer er hīm?
Bil Hīl uch Gläck,
Derzā en Hōfen Honnes.
Wat schlāngt sich drām erām?
En wāngtergrān Rīn.
Sīdō af ir schīne Brott
Ent fōrd en ān ir Hānd.

Em wit dich fāren ān e fremd Hous,
Dō wirst tā trieben māt Frāden erous.
Em wit dich fāren bā en fremden Pierd,
Dō wirst tā sen gor bāld māt Biert.
Na wälle mer gōn,
Mer wälle nemī sōn,
Mer wällen ājer Brott en Rōfen drōn.
Und ech, ir lāwer Brejem,
Wat mir ich wälle sōn,
Ir Frā selld er lāwen
De jang Mēt losse gōn.
Und ech, ir lāw Brott,
Wat mir ich wälle sōn,
Iren Smān selld er lāwen,
De Bursche losse gōn.

* * *

Wiegenlied.

Schlōf Sämmtche, schlōf!
Der Bueter hāt de Schōf,
De Motter hāt de Sämmtcher
Unt brāngt der uch zwie Māntcher —
Schlōf Rāngtche, schlōf!

* * *

Kinderlied.

Rēn, rēn, rēn!	Bueffen es de Eren,
More gō mer sēn,	Fällen es de Scheiren.
More sē mer Rēren,	Rēn, rēn, rēn!

* * *

Schnecke.

Schnikelhären,
Räk deng Hären,
Räk se alle vār,
Am en Fmer Vār!
Wō te se net wāllt rāten,
Ich schmeiffen dich weder en Stāken,
Dat te dru wirst klāfen!

* * *

Dohle.

Tschūka!
Marūka!
Flech af de Birebūm,
Sāch wenn de Tirkē kun
Māt de Ionke Stangen!
Der Kuckuck huet sich erhangen,
Der Vāsch brāt, der Vāsch brāt,
Der Fuß huet sich de Schwānz verbrāt.

* * *

Kinderlied.

Ribi—ribi—ritchen	Ich hun e Puer nā Schājeltcher
Ich hun e nā Klitichen,	Uch e klinglich Bājeltchen —
Ich kån uch e Ritichen,	More gōn ich än de Schil
Tāpesh, tāpesh Krājeltchen!	Unt lire vil, vil, vil.

* * *

Die Waise und der Schmetterling.

Meng Schājeltcher sen zerāffen,	Flech, hīchet Bijeltchen, flech,
Meng Hemtchen ās zeschlāffen,	ānt gāldān Hemmelrech,
Meng Hōr verknuddert guer,	brāng menger Mottē en gāden Dāch
Meng Ūgen wī bun der Bōr;	Ent sō mer berndō, wat mācht se nōch.

* * *

Die armen Waisēn.

Wol gūt der Wāngt, wol siift der Schnī,
Dāt bit den uerme Wiē wī.

Wol gūt der Wāngt, wol schōfelt det Rīr,
Wol kun de uerem Wiēn erstīr.

Wol gūt der Wāngt, wol schōfeln de Šāen,
Wol vil wārden es de Fremde strīchen.

Wol güt der Wängt, wol schöfeln de Bachen,
Wol vil wärden es de Fremde flachen.

Wol güt der Wängt, wol schöfeln de Wegden,
Wol vil hun de uerem Wissen ze legden.

Wol güt der Wängt, wol schöfeln de Birken,
Wol vil wärden es de Fremde stirzen.

* * *

Das verwaiste Kind.

Et säß e Mätche vür em Gassendirchen
En hat zwie gäldä Bircher.
Et flussen em de bätter Bären,
Dad et en Stin moßt rären.

„Tā inijed Mätche, woräm schräft te?“
Am meng güldich Motter,
Dä mich esi hīsch huet gekämmd uch gewieschen,
Wä en Nīs am Guerten.

Säch, se wält mich alle Morjen,
Wält mich af zem Bieden:
Nem es, Härrgod, än deng Sorjen,
Loß es riedlich liewen!

Säch mich u mäd ären Ūgen,
Wä zwīu härzich Stürn,
Nām mich zärtlich än är Armen
Hat mich jō gor gärn.

Uch nā huet se messe flärwen,
Ūs am Hemmel schīn,
Buch ewēch vun deser Jerden,
Leß mich hä ellin.

Wä sīl mich dāt net krinten,
Wänn ich dru gedinken?
Wä sīl mich dāt net schmärzen
Ū mengem jungen Härzen?

* * *

Drei Mädchen.

Et gengen drā Mätcher aw en Dānz,
Dād in, dāt hadd en pärläne Krānz,
De Pärle lichten īwen erous.
Deo ānder, dāt hadd en Nīsestrouß,
De Nīsen, dā gāwen en gāde Gerach.
Det drätt, dāt halt nor e rīn weiß Dach,
Det Dach wōr weiß, det Dach wōr rīn,
De uerem Wis wōr det heßcht än der Gemīn.

* * *

Die Vertriebene.

Ich sagt drā Nīsen, drā Nīsen
Wenger Frä Motter angder de Wānt:

Frä Motter, giet mer nā de Hānt,
Uch härz Frä Motter, nā kun ich net bält.

Ich meß ewēch, ich meß derbun
Weng Frä Motter wäll mich nemī hun.

Ich meß ewech, ich meß dervun,
Wiß Gott, wänni ich weder fun.

Wänn de schwarz Ruewe weiß Fäden hun,
Dernō wärden ich weder fun.

Wohänneren ich gön uch ställ stōn,
Dō lossen ich munch in Wißenzōr.

* * *

Verstoßen.

Wat māchst tā, uermet Mētchen, hōrselich ellin?
„Na, ich wärme mer jō meng erfrīrān Zīn.“

Brät nīche wuerem Feir am irem Hīerd?
„Se steße mich jō oußen, ich wēr seng net wiert.“

Tā lekst, wā ich sän gränen Hanger uch Rīt?
Si sō mer ist de schwēr Hārzelid.

„Wā se nōch lieft, dā bekām ich wīch Brīt,
Nā schlēft meng hārz Motter en lāt stīndit.“

* * *

Das vergiftete Kind.

Me Rāngt, wat huet dich trōfen?
Me Rāngt, sō mer mī!
„Ach Bueter, meng Hārz wāll zesprāngen,
Dō wī! Dō wī!“

Me Rāngt, wat huest tā gießen?
Me Rāngt, sō mer mī!
„E Fāschen, af Kīle gebrōden —
Dō wī! Dō wī!“

Me Rāngt, wier huet der't gebrōden?
Me Rāngt, sō mer mī!
„De Motter huet mer't gebrōden —
Dō wī! Dō wī!“

Me Rāngt, wō huet se't gefangen?
Me Rāngt, sō mer mī!
„Am Podel hāngder dem Guerten —
Dō wī! Dō wī!“

Me Rāngt, dāt wōr ned e Fāschen,
Me Rāngt, sō mer mī!
Dāt wōr jō de gāstich Rōter —
Dō wī! Dō wī!

Wat wāngschit tā na dengem Bueter?
Me Rāngt, sō mer mī!
„En gāldāne Stāl am Hēmmel —
Dō wī! Dō wī!“

Wat wāngschit tā na denger Motter?
Me Rāngt, sō mer mī!
„En glānliche Stāl an der Hāll —
Dō wī! Dō wī!“

* * *

Auf dem Friedhof.

Frä Motter, Frä Motter! Wuer hub er't geschaff,
Det Hätzgeläst meng?

„Ech hun et geschaff änt Bathous,
Dō sâl et dān det Brîd erous.“

Frä Motter, Frä Motter! Wuer hub er't geschaff,
Det Hätzgeläst meng?

„Ech hun et geschaff än det Schinhous,
Dō sâl et schinken de Weng erous.“

Frä Motter, Frä Motter! Wuer hub er't geschaff,
Det Hätzgeläst meng?

„Ech hun et geschaff än de Rîseguerten,
Dō sâl et brêchen de Rîsen eruef.“

Frä Motter, Frä Motter! Wuer hub er't geschaff,
De Hätzgeläst meng?

„Ech hun et geschaff af de Frithōf,
Dō sâl et schlöfen de Lonke Schlöf.“

* * *

Brautmörder.

Et frät e Keneng genst dem Keng
Unt fräd e Kenengsdichterleng,
Hie fräd et gånzer fîwe Jör,
Äm ächte wort se zägesöt

„Frä Motter, geläst Frä Motter meng!
Net giet mich dem Keneng genst dem Keng!
Ich hun et gesän äm Sannefcheng,
ich sâl net lang ir Dichter sen . . .“

Hie begrîf se u schnüweißer Händ
Unt fährt se durch de gräne Wäld.
Unt dō der Wäld en Ängd hat,
Dō wör er schîn e Gräf gemacht.

Hie steß se räkläng än det Gräf
Unt schlach en Bōl durch änär Hätz.
Hie schwäng sich hängder sich af't Rueß,
Unt rânt ze Torembrieh än't Schluß.

Härr Schwöger, geläster Härr Schwöger meng!
Wō hud er gelosse Frä Säter meng?
„Ech hu se gelosse genst dem Keng,
Se dränkt dies mäde, käle Weng.“

* * *

Müllner Hans.

Des Dwest am neng, am hälle Mönsheng,
Dā'n der Hannes Mueler zer Röverä geng,

Dā'n hie kām vīr der Lādrerān ār Dir,
Dō stānd en schīn grān Lāngd dervīr.

„Gāden Dwend, gāden Dwend! Greß ech Gott!
Ich greffen ich wōrhāftig ze nichem Spōt.

Ir jang Mān, ir jang Mān ās gewāß net derhīm,
Dad ir af der Gaß stōt gānz ellīn.“

Me jang Mān, me jang Mān ās frālīch net derhīm,
Dad ech af der Gaß stō gānz ellīn . . .

Se begrīße sich māt schñweißer Hānd,
Se gengen de Trāp de līse Gong . . .

Et stānd net un en half Birtelstangd,
Dat der Hannes Mueler gefange stānd.

„Hārr Borjermīster, Hārr Kenengsrichter! Ich biden ām Gnōd,
Ich wāll ze schinke muelen dem gānze Rōt.“

„Hannes Mueler, Hannes Mueler, ir lasticher Knecht,
Dier seng puer schwarz Brunnen hāngder de Fre licht,

Hannes Mueler, Hannes Mueler, et kā jō net sen,
Et meß jō nor gestorwe sen.“

Af der Wisen, af der Wisen, af der klener Zerb,
Dō glāngt des Hannes Mueler se blīs Schwiert.

„Na hā, na hā tā zegānescher Hangd,
Net loß et dich rān, me stūlzer Mangd.“

II. Das Zeitalter der Reformation.

Ein Marienlied um 1450.

Maria aller verllteyn trost, vorley daß mir erkennen
deyn große gnad, daß vnr dich hydr von herczen allezeit loben
vnd darnach in dem hymelreich — gib vnß evenckleich.

Maria aller gnaden voll, gedenc an deyne Rynder
In Jamertol da mir elende clagen vnd auch veinen
Aus großer lib vnd ganczer begir — Maria hylff vns schier.

Maria ver sich dyr enfiltdt — O selich ist der selbich
zw allerfrist, In aller verld sol her sich Nimer forchten
In haffnund vnd In traven deyner So stedt der globen seyn.

Maria aller armen eyn schoz — meyn led vnd auch meyn elend
sey dir geclacht O Konigin im hymel vnd In Erden

Maria mutter rene medt — meyn sel sey dir entfolten
an meynem endt, ven ich verdt von hynnen mußen scheden
O muter denn so laß mich nich vnd sey mir hilfflich pey.

Maria gedenc deyner großen freidt — So quam deyner son von himel
vol hnr deyner seel von godt vorstu In lyb gur schoen esangen
vnd frelich In den hymel gefurth Mit lobe sange

Maria aller engel eyn frav vorley, daß vnr In himel
dich ane schaen In Ewikeit mit allen gottes Rynden,
Da frayd ist vnd all Vunsemkeith Maria alle czeit.

* * *

Das Spiel vom König und vom Tod.

Engel: Hört zu mit Fleiß und merket auf,
Neu Zeitung ich euch bringen will
Von einem Königreiche,
Der Tod auf einem freien Markt
Dem König tut nachschleichen.

Tod: Glück zu du edler Königsmann,
Neu Botschaft ich dir zeige an,
Der Tod ist schon vorhanden,
An meinen Reihen mußt du gehen,
Er fährt durch alle Lande.

König: Wer bist du denn, du kühner Mann,
Daß ich mit dir ja muß davon,
Woher, aus welchem Lande?
Wer ist dein Herr, das zeig mir an,
Sonst bestehst du in Schanden.

Tod: Kennst du mich recht, es wär dir gut,
Ich brich dir deinen stolzen Mut,
Tod heißt man mich mit Namen,
Die jungen und die alten Leut
Du ich gar wenig schonen!

König: Vom Tod ich oft gehöret hab,
Nach dir ich nicht viel fragen mag,
Pack dich aus meinem Lande!
Sonst wirst du gleich gefangen sein
In Ketten und in Banden.

Engel: Der Tod schoß aus in schneller Eil
Dem König zu mit einem Pfeil.

Tod: Das wirst du bald empfinden,
Du junger, stolzer Königsmann,
Ob du den Tod wirst binden.

Engel: Der König bald entfärbet sich
Und seine Gestalt ward jämmerlich.

König: Das mag Gott bald erbarmen
Daß ich jetzt gleich sterben muß,
Du findest ja viel der Armen.

Tod: Der Armen find ich viel zu viel,
Der Reichen ich auch haben will,
Die zieren mir meine Reihen,
Prälaten, Fürsten, König groß,
Tun mich alle Zeit erfreuen.

Engel: „Groß ist deine Macht“ der König sprach,
Wie er nun auf dem Bette lag.

König: Drum gib ich mich gefangen,
Aus meiner Hoffnung will ich noch
Eine Bitt von dir erlangen.

Engel: „Sag an“, gab ihm Bescheid der Tod,
„Was ängstigt dich für große Not?“

König: Zwölf Jahr frist mir mein Leben,
Zehntausend Pfund, das beste Gold,
Will ich dir zu Eigen geben.

Tod: Nach deinem Golde frag ich nicht viel,
Du bist jetzt übergeben mir,
Auf diesmal mußt du sterben.

König: „Verleih mir nur“, der König sprach,
„Ein halbes Jahr und einen Tag.
Ein Haus will ich noch bauen,
Einen Turm und ein festes Schloß,
Mein Land und Leut beschauen.“

Tod: Laß bauen, der da bauen kann,
Auf diesmal mußt du mit davon.
Schick dich an meine Reihen,
Einen Tanz ich mit dir tanzen will,
Der wird dich gar wenig freuen.

König: Noch eines will ich bitten dich,
Das wirst du ja gewähren mir.
Laß mich nur länger leben,
Ein armer Bettler will ich sein,
Dazu meine Kron dir geben.

Tod: Herr König, das sind unnütz Worte,
Schick dich nur bald, wir müssen fort,
Die Zeit vergeht mit Schaden.
An meinen Reihen muß ich noch
Viel tausend Menschen laden.

König: „Nicht eil, nicht eil“, der König sprach,
„Verleih mir nur noch einen Tag.
Ein Testament will ich bestellen,
Mein Silber, Gold und Edelstein
Ordnen nach meinem Willen“.

Tod: Der Tod, der sprach: „Das kann nicht sein,
Drum ergib dich willig drein,
Daß wir jetzt auf der Straßen,
Dein Silbergeld und Edelstein
Mußt du der Welt nun lassen.“

König: Hilft kein Bitten, hilfst kein Flehn?

Tod: Flehen und Bitten helfen nicht.

König: Nur Geduld, drei Wort zu warten.

Tod: Keine wächst in meinem Garten.

Engel: Der König streckt bald seine Füß,
Sein stolzer Leib sich bald entließ,
Sein Mut tut ihm erbleichen.
Der Würger würgt ohn Unterlaß
Den Armen wie den Reichen.
Der Tod, der kommt zu solcher Zeit,
Wenn man gedenkt, er sei noch weit,
Er tut sein Pfeil ausschließen.
Darum erwart ihn jeder Zeit,
Wirst Seligkeit genießen.

Choral: Dein ist die Kron, o Herr der Welt,
Der alles kann und uns erhält!
Was ist der Mensch? er ist nur Staub
Und schnell des Todes sichrer Raub!
Kein Stolz bezeichne unsern Stand,
Er ist fürwahr nur eitler Tand,
O Herr, führ uns auf deiner Bahn,
Und nimm uns einst in Gnaden an!

* * *

Geistliches Lied.

Ein blümlein auf der heiden
ist Jesus Christus sein,
umb das trag ich groß leiden,
o möcht ich bei im sein,
darumb will ich mich maßen,
will all welt laßen stan,
mein eigen willen hassen,
wol durch die enge straßen,
dort auf die heiden ausgan.

Die heide, die ich meine,
man sint nicht ired gleich
Vor Gott ist sie alleine
und nicht auf erden reich,
die blum mag nit verderben,
sie gibt den ewigen schein,
ich hoß in Gott zu erwerben,
und solt ich darumb sterben,
und geben das leben mein.

Und gib ich denn das leben,
wol umb den herren mein,
Sein reich wird her mir geben,
wo mag mir besser sein,
für uns hat er gelitten,
ein bittern scharfen tod,
hat ritterlich gestritten,
sein leib hat er vormitten,
und hat uns bracht aus not.

Wacht auf ir jungen herzen,
und bleibt in stetter hut,
Das mir nit iz verscherzen,
die edle blum so gut,
last euch niemand abschrecken,
lauft dieser blumen nach,
eur sünd kan sie verdecken,
zum ewigen reich erweken,
euch behüten vor der rach.

Wiltu das blümlein brechen,
auf die heiden mustu außgan,
zu dieser welt solst sprechen,
ade ich far davon,
gesegn dich Gott senst leben,
hab urlaub fleisch und blut,
ich will mich Gott ergeben,
wider mein willen streben,
und was mich dunket gut.

Andreas Moldner.

Aus einer Elegie zu Holbeins Totentanz.

Rampf ist das Leben und Streit und solange die Sonne uns leuchtet,
Nimmer den Sterblichen hier Ruhe und Frieden erquickt.
Unter dem gleichen Joch, das alle erdrückt, erseuzen
Alle, das Leben es eilt mitten durch Drangsal und Not.
Sind wir geboren, so grüßt uns Trauer und ängstliche Sorge,
Uns Unseligen dräut Unheil so schrecklich und viel.
Wie die Blume vergeht, so schwindet dem Greiß und dem Knaben
Rasch das Leben, es fließt schnell wie die Welle dahin
Staub und Asche sind wir und die Macht der Menschen vergehet
Gleich wie im Sommer der Duft schnell der Blume verglüht,
Und wie die dunkle Spur der regenbringenden Wolke,
Eilt das Leben hinweg, rasch, wir wissen nicht wie
Alles macht gleich der Tod, der Tod das Ende der Dinge —
Doch wer wacker gelebt, dem wird die Krone zu teil.

Valentin Wagner.

Zu Gonterus' Rechtsbuch.

All sein Inhalt fließt aus den reinen Quellen der Vorzeit,
Von barbarischem Wust findest du nirgends die Spur.
Du findest nie die Kunde, die heilige des Rechtes,
Wo nicht der göttliche Geist gerne die Wohnung gemacht.
Sondern die er erfüllt, die ordnen Gesetze und Rechte,
Daß sie dem Menschengeschlecht dienen zum Frommen und Heil.
Tut doch nichts so wohl als gesichert das Leben zu führen
Ruhig von feindlicher Hand und vor des Nächsten Gewalt . . .
Du aber, der mit List umgeht die Gesetze, bedenke:
Was der Mensch nicht sieht, sieht der allliebende Gott.
Wenn es dem Meineid gelang, zu täuschen das Urteil des Richters,
Glaube nicht, daß dein Haupt auch dem Verbrechen entfloß . . .

Wenn sie dich gleich nicht ereilt die Strafe des sterblichen Richters,
Einst doch findet er dich rächend der göttliche Zorn.
Nimmer schweigt in der Brust das Zeugnis des bösen Gewissens,
Das mit heimlicher Qual nagt an der Ruh des Gemüths.
Doch willst furchtlos du den Blick zum Himmel erheben,
Daß des Herrn Gericht nie dich mit Bangen erfüllt,
Sorge den Weg zu wandeln des Rechts und die Bahnen der Tugend,
Und vor der Sünde flieh, welcher Gestalt sie auch sei! . . .
Laß denn, ich flehe zu dir, Gott, Siebenbürgen gesegnet
Sein und dieses Gesetz fördern die Wohlfahrt des Volks!

Valentin Wagner.

Pannoniens Trümmer.

Siebenbürgen, seine Bewohner und Städte.

. . . Erdély hat der Hunne das Land benannt von den Wäldern;
Weil es von allen Seiten Gebirge mit Wäldern umschließen,
Wird ob seiner Natur es auch Transsilvania geheißten.
Reich an Frucht ist das Land und an Vieh; hier reißt auch die Rebe.
Schlacken des Erzes wirft aus den Tiefen der Erde der kühne
Bergmann häufig zu Tage; stolzend von glänzendem Golde
Ausschlägt wie am Gesträuch das verzweigte Geäst des Metalles.
Salz, noch weißer wie Schnee wird gegraben und Eisen und Kupfer.
Der barbarische Feind nennt das Land die „goldene Wolle“,
Doch des Utkinows Garten, so glaub ich, benennst du es richtiger.
Schuppige Fische sind hier, am Pfluge kräftiges Zugvieh
Jeder Art und Gestalt; auch siehst du Vögel und Raubwild,
In den dunkelnden Tiefen des Waldes aufstört es der Jäger.
In harmonischem Wechsel begünstigt das Klima die Acker,
Weder ist es zu kalt, noch zu trocken durch sengende Hitze.

Hier hat Gott um ein dreifach Geschlecht von Menschen, nach Sprache,
Wie nach Sitte verschieden, die enge Grenze gezogen.
Hunnen sind hier; ihr Stolz ist, zu bilden des Königs Gefolge;
Acker pflügt der Sachse, mit Hacken gräbt er den Weinberg.
Von dem Getreide zahlt den Zins der geknechtete Szekler.
Auf den Feldern weidet das Vieh der arme Walache,
Ein barbarisches Volk, und grausam und rauh von Gesittung,
Durch die Gesetze sowie durch die Lebensweise geschieden
Von den Undern; er hüllt ins Fell sich der struppigen Ziege; —
Nicht den schneidigen Hauch des Winds und die Flocken des Winters
Fürchtet er; Milch und Käse genießt er, in glühender Asche
Bäckt er sich aus dem Mehl des Hirses den nährenden Kuchen;
Auch erfreuts ihn mit rohem Speck sich den Hunger zu stillen.

Hier wohnt auch der Zigeuner, ein Volk ergeben dem Raube,
Hausend in strohernen Hütten; — er hämmert Metall auf dem Amboss,
Allerlei Formen bildend, als wär er ein Lemnischer Sprößling.

Man berichtet, es habe hieher die gebändigten Sachsen
Karl der Große geschickt, aus Furcht, daß nicht die Rebellen
Sein Gesetz und der Herrschaft Joch abstreifen, so wie sie
Früher häufig getan, indem sie, immer geschlagen,
Neue Schlachten versuchten mit wiederergriffenen Schwertern; —
Darum habe, fürchtend in feindlicher Brust ihre Streitkraft,
Er die Geschlagenen weit aus der Heimat gebannt an den Jster.
Viele Städte ragen im Land, von gewaltigen Mauern
Rings umschlossen, sie gleichen an Glanz Roms hohen Palästen.
Unter diesen das Haupt ist jene, welche vom Führer
Hermann den Namen trägt, vielleicht auch vom nahen Zibinfluß.
Furchtlos stand sie dem Heer und den türkischen Waffen des Mezeth.
Weit hin wird die Stadt umzogen von sumpfigen Teichen,
Neuen Dämmen und von der Mauern ragendem Bollwerk,
Daß sie mit Oesterreichs Wien in Bau und Lage sich messe.
Eines Tages bedarf man von hier auf dem Wege bis Medwisch,
Und es leuchtet die Stadt in der Mitte des Landes der Daken.
Durch den Grittischen Krieg, durch Reben und Rettige hat sie
Einen dauernden Ruf erlangt vor den übrigen Städten.
Schäßburg erhebt sich hoch auf steil abstürzendem Berge.
Durch Jahrhunderte glänzt sein Ruhm und der Ehre Vermächtnis,
Denn es brachen an ihm sich Stephan Bathoris Waffen.
Gegen Morgen von hier unter himmelanragenden Felsen
Leuchtet Corona, ihr Ruhm berührt ob der Musen die Sterne;
Auch Braschovia heißt die Stadt von dem Berge Prosobus.
Andern Schätzen voraus erblickst du die Bibliothek hier,
Durch des Senats freigebigen Eifer und Aufwand geschaffen.
Thraciens Kaufmann, welcher aus Byzanz kommt und der listige
Sohn Armeniens, sowie der Grenznachbar, der Walache,
Täglich treten sie ein in die Stadt, mit Waren belastet,
Und mit reichlichen Schätzen erfüllen den volkreichen Markt sie.
Reich an Bewohnern schließt Pannoniens Grenzen Collossus,
Hunnen wohnen allhier und waffentüchtige Sachsen
Unter dem gleichen Gesetz und dem gleichen Gebrauche der Sprachen.
Kampfbereit ist die Stadt in ewigem Neuerungsdrange.
Wo die Moldau berührt der rauhen Dacier Grenzen,
Dort liegt Bistritz; es hat vom nahen Fluße den Namen,
Weil er wimmelt von Fischen, „Gründlinge“ heißen vom Grunde.
Johann Hunyadi wurde die Stadt einst geschenkt als Belohnung,
Weil er bis Belgrad hinab siegreich die Türken getrieben . . .

Spruch auf der Landkarte von Siebenbürgen.

Vom Rhein und Sachsen ich gemein
Bin aufgewachsen in großem Schein,
Hab weiter freundschaft gunst und eer
Bey frembden willen suchen meer,
So hat umbfert all meinen rath,
Der manche Reich genidert hat
Und meer wirdt nidern mit der zeit,
Noch hoff ich auf seine gerechtigkeit.

Johannes Honterus.

Aus der Kosmographie.

Lehren will ich der Himmel Gezelt, mit den Winden die Sterne,
Städte und Reiche, der Völker Zahl, weithin durch die Meere
Ragend die Länder mit Berg und Fluß, mit Pflanzen und Tieren,
Arbeit der Männer so mancherlei Art in der Werke Gestaltung,
Auch der Krankheiten Zahl und vielfach wechselnde Namen
Hier Pannoniens Land, dem benachbarten Polen verbunden,
Offen dem schrecklichen Krieg, der von dort es feindlich oft heimjucht
. . . . Ofen zuerst, des Königs Sitz, der hohe, dann Erlau,
Kremnitz im bergigen Land und Preßburgs weite Gefilde,
Gran, Kolonistenbesetzt, daneben Kaschau, die alte,
Belgrad und Weißenburg, geziert mit dem Namen des Königs.
Wardeins Markt und dort am Sibin die ragenden Mauern,
Und in der Zinne Schutz, der steilen, Kronen gelegen,
Welches der Sonne Licht von Europas Christlichen Städten
Früh aufsteigend zuerst mit näherem Strahle begrüßt.

Johannes Honterus.

III. Unter Habsburgs Fahnen.

Hochzeitsgedicht.

Lebest du goldne Zeiten, sowie sie dir künftig gewiß sind,
Sieh! dir bringet die Braut nun als Minuten sie dar.
Euch versank nun die Zeit; nur Augenblicke noch zählt ihr;
Denn es zählt ja die Zeit glückliche Liebe nicht mehr.
Aber die Freiheit, die goldne, die früher das Leben euch schenkte,
Ist verkauft nun; es ward euch eine Kette dafür. —
Aber im Zwange der Kette verwachsen die Herzen in Jugend —
Nennt mir die Macht, die sie trennt, in der gebrechlichen Welt!
Eine Liebe nur gibts, doch früher erglomm sie in Zweien;
Doppelt nun leuchtet sie auf auch in der einzelnen Brust.
Sollte dennoch ein Kreuz euch die schwachen Schultern belasten,
Sollte die Wang an der Wang stehen ein spitziger Dorn,
Wirds ja die Liebe noch tragen, die duldende — alles besiegt sie.
Chloris entlockt vielleicht schmeichelnde Rosen dem Dorn.
Nur der Gang mit dem Kreuz, kein leichterer, führet Vermählte
Wie ein Königsgang himmlischen Wohnungen zu.
Daß das eine die Last des andern zu tragen bereit sei,
Will das Gesetz, doch es will Liebe das Gleiche zugleich; —
Dann ist der Mann eine Stütze dem Weib, und dieses dem Manne;
Jedes trägt an der Last leichter, sie sei, wie sie sei!
So stimmt Eines zum Andern; der Herd ist beiden gemeinsam —
Weib, dich liebet dein Mann! Mann, dir erglühet dein Weib!

Johann Sebastian Bachs von Hartenack.

Über den Eintritt des Kaisers ins Land.

Ihr Berge, bückt euch! Ihr Wälder kniet nieder!
Ihr Völker betet an!
Der Schutz-Gott Daciens kömmt wieder,
Der Gütige Trajan.

Er kömmt! O Vaterland, nun sind die in dir wohnen,
Nicht seines Degens Sieg:
Sein Herz erobert Nationen,
Auch ohne Krieg.

Daniel Filtich.

(Aus den Sinngedichten auf Josef II. gelegentlich seiner Reise durch Siebenbürgen.)

Auf Colignions Gasthoff.

Vor euch, ihr Herrmanns-Häuser!	Nur mit dem Unterschiede,
Ist dieser Vorzug mein:	Der Eine auf der Flucht,
Ein Koenig und ein Kayser	Der Andre, der, nie müde,
Sing einst hier aus und ein:	Huldreich sein Volk besucht.

Die Zwo Nationen.

Giebt es nur, (Cäsar spricht,) Zwo Nationen,
Die eine böß, die andre gut:
So seyd: ihr vielen! die hier wohnen,
Nur eine! — — aber gut.

An den Mond.

Milder Geber stiller Freuden,
Traulicher Gefährt im Leiden,
Der du friedlich dich erhebst:
Wall hervor aus Blumengründen,
Laß Bedrängte Lindrung finden,
Wenn Du sanft sie überschwebst.

Durch die grausen Klippenpfade,
Fern vom wirklichen Gestade,
Ach wer hilft des Schiffers Not?
Heil von deinem Strahl geleitet,
Schwebt er leicht dahin und meidet
Jeden Abgrund, der ihm droht!

Silbre die betauten Flächen,
Schimmre wieder aus den Bächen,
Schimmre wieder durch die Flur!
Schmücke festlich Haid' und Felder
Und entzünde alle Wälder
Zu der Feier der Natur.

Wenn dein Schimmer mild verfließend,
Freundlich die Gefilde grüßend,
Jetzt auf einen Kerker scheint —
Dann laß deine Strahlen sinken,
Und der Unschuld Hoffnung winken,
Die in harten Ketten weint.

Durch die düstern Gitterstäbe
Ihrer Fenster brich und schwebe
Als ein Engel vor sie hin;
Zähle jede ihrer Tränen!
Jeden Seufzer, jedes Sehnen
Trage ihrem Richter hin.

Johann Samuel Rehter.

Die Saat.

Saat, von Perletau bestrahlt,
Aller Augen Freude;
Saat vom Morgenrot gemalt,
Froher Blicke Weide.

Flutest wie ein goldnes Meer;
Sieh, mit stolzen Wogen
Kommt ein reiches Ahrenheer
Wallend angezogen.

Winkend will die Sichel dich
Deiner Last entladen:
Sinke willig, ehe sich
Stürme in dir baden.

Johann Samuel Rehter.

Das Panorama vom Burzenland.

Die Sonne flammt. Aus ihren Feuerblicken
Sinkt flüssig Gold in Strömen auf die Flur.
Ich lehne mich mit himmlischem Entzücken
An deine Brust, o heilige Natur!
So weit umher die Wolken Berge schmücken,
Lacht Freude rings um deine Segensspur.
Und selten nur gefühlte Wonne saugen
Aus reinem Aethers-Blau die trunknen Augen.

Im Westen dort, von Glanz umflossen hebet
Sein graues Haupt empor der Königstein.
Und um des Nachbars Riesenscheitel webet
Ein flüchtig Heer von Wölkchen Dämmerchein.
Und unstät, nieder bald, bald aufwärts schwebet
Der Blick auf naher, ferner Berge Reihn,
Die magisch dort ein Rosenlicht umglänzet,
Hier Blumenschmelz und Waldesgrün befränzet.

Die bunte Flur geschmückt mit Ceres Segen,
Zieht sanft herab den Blick von grauen Höhn.
Der Garben Gold lacht freundlich mir entgegen,
Soweit außs Tal die Augen niedersehn.
Und reife Ahren, blühnde Saaten regen
Sich Wogen gleich, bei Zephyrs leisem Wehn.
Ein froh Gewimmel lebt auf dem Gefilde,
Ein lauter Zeuge von der Göttin Milde

Ich lausch umsonst des regen Lebens Tone,
Der aus der Stadt im Tale unten schallt;
Doch seh ich sie die Stadt, des Landes Krone,
In sanfter Schönheit freundlicher Gestalt;
Ich sehe sie in dieser frommen Zone
Von deutschem Fleiß, von deutscher Kunst umwallt.
O wär sie nicht umringt von rohen Horden,
Was wär aus ihr, aus diesem Tale geworden!

Sie schimmert aus der Hügel buntem Kranze
Mit Türmen, Mauern, Dächern dort hervor.
Hoch hebt, vergoldet von der Sonnen Glanze,
Der nahe Hain die Felsenstirn empor.
Das weiße Schloß dort auf des Berges Schanze,
Einst Schutz, jetzt Zierde, schließt des Tales Thor.
Den grauen Dom ziert seine goldne Spitze,
Ein schimmernd Dach prangt auf der Themis Sitz.

Die Sonne flammt. Den letzten Schimmer gießet
Sie, o Natur, noch auf dein Heiligtum;
Und deinen Jünger, deinen Freund umfließet
Noch süße Wonne aus Elysiun.
Mit offenem Herzen, offenem Sinn genießet
Er diese Wonne vor Entzücken stumm.
Und mag sie ihm im Sonnenstrahl entschweben,
Ihr Bild wird stets in seiner Seele leben.

Christian Geßler.

IV. Volk und Vaterland.

Die Befreiung Deutschlands.

Von einem Deutschen, 1814.

Triumph, Triumph, ihr, deutsche Waffenbrüder!
Gerettet ist das teure Vaterland!
Mit Hohn und Schimpf trat uns der Fremdling nieder,
Wir haben Hohn und Schimpf ihm heimgesandt.
Wir sind erlöst, die Fessel ist gebrochen,
Der Herr hat uns und unsre Schmach gerochen.

Der deutsche Rhein, auf deutscher Alp entquollen,
Ergießet wieder sich ins deutsche Meer,
Und seine freigebornen Fluten zollen
Nun keinem fränkischen Despoten mehr.
Nur Zug und Recht kann ewiglich bestehen,
Der Zwingherr und sein Dienst muß untergehen.

Auf losgegebenem Elemente gleiten
Die deutschen Kiel' in andre Welten hin
Und kehren reichbeladen und verbreiten
All'übrall den friedlichen Gewinn.
Und was des Vaters Sorg und Müh erwerben,
Entreißt kein Räuber mehr den frommen Erben.

Und wieder herrscht auf Deutschlands schönen Auen
Ein deutsches Haupt in deutschem Geist und Sinn
Und seiner Fürsten Chor zieht ohne Grauen
Zum väterlichen Kaiserthron hin,
Und buhlt nicht, selbst zu Schutz und Schirm geboren,
Um feilen Schutz und Schirm vor fremden Toren . . .

Ob feindlich die Geschlechter sich zerschlagen,
Ob Volk auf Volk im Sturm vorüberzieht,
Herüber schallet aus der Helden Tagen
Dem späten Enkel noch das deutsche Lied.
Wie auch die Zeit der Hände Werk zerstäubet,
Was aus sich selbst der Geist geboren, bleibt . . .

So trägt der deutsche Geist mit leisem Walten
Von Pol zu Pol sein unbezwinglich Reich.
Ob auch in blindem Zorn die Kräfte schalten,
Der herrliche bleibt stets sich selber gleich,
Und mächtig raget über Grab und Zeiten
Das Denkmal, das die Völker ihm bereiten.

Georg Paul Binder.

Kriegslied für das siebenb.-sächs. Feldjägerbataillon.

Auf Sachse! teutschen Bluts	Den Acker, der dich nährt,
Und teutscher Tapferkeit!	Den Wald, den Weinberg hier,
Pflicht fordert dich zum Streit!	Erfocht dein Ahne dir!
Auf! die Trompete klingt!	Er spendete sein Gut,
Des Sieges Göttin winkt:	Er opferte sein Blut
Sei brav und frohen Muts!	Für Haus, Altar und Herd!
„Wir find's! im Auge Feuerflam;	„Wohlan wir opfern Gut und Blut;
Wir sprossen aus Thuiskons Stamm.“	Noch lebt in uns der Ahnen Mut!“

Auf Sachse! in den Krieg!
Eil hin mit Stutz und Speer,
Wo Carl's, des Helden, Heer
Sich neue Lorbeern bricht! —
Ruhm krönt erfüllte Pflicht;
Ruhm kröne dich und Sieg!
„Froh gehn wir hin im Waffenklang
Und kehren heim mit Siegesgefang!“

Johann Friedrich Seibert's.

An unsere hasensfüßigen Zweikreuzerpolitiker.

Sprechlied.

Heraus! ihr winselnden Rastratenseelen!
Heraus! Heraus! aus dem Versteck heraus!
Mit euren kraftberaubten Jammerfehlen
Dürft ihr das Ohr uns fürder nicht mehr quälen!
Ihr seid des Deutschen Schande, Pest und Graus! —
Des Staatenkörpers eisenfeste Sehnen
Habt immer mehr ihr zu verhaßten Tönen,
Zum Dudelsackgekrächz herabgespannt!
Um Fürst und Volk und das Gesetz zu schänden,
Habt ihr mit feilen, gottverruchten Händen
Das freie Wort geknechtet und entmannt! —

Gefnechtet und entmannt? Ha! ich muß lachen!
Begreift ihr so des Geistes Wesenheit?
Strebt ihr auch mit der Sünde Höllenrachen
Den morschen Baum der Lüge anzufachen:
In alle Winde ist er bald gestreut! —
Nicht läßt zurück das Sonnenmeer sich drängen!
Mit Lumpen nicht das Fenster sich verhängen,
Durch welches hell und klar der Urgeist schaut!
Der Sitz, den unsre Genien bewohnen,
Hoch ist er über allen Fürstenthronen
Für ewig in und durch Gott aufgebaut! —

Steigt drum herab von eurer Rednerbühne!
Bläut alten Weibern alte Märchen ein!
Daß keiner sich aus eurer Brut erkühne
Zu betteln um des Vaterlandes Sühne!
Ihr alle sollt hinfort geächtet sein! —
Marsch! in die Rockenstube, feige Memmen!
Um gegen rohe Willkür sich zu stemmen,
Muß eisern man auf Eisenfüßen stehn!
Ein Löwe, beuteln die ergrimmtten Mähnen!
Und, wenn die Rachen der Geschütze gähnen,
Entzückt in sie, wie in ein Fernrohr sehn! —

Euch aber Männer! mit geballten Fäusten,
Mit Kraft und Wahrheit und mit Geist und Mut;
Die, stürmt die Brandung rings auch, sich erdreisten
Dem Volke Hilfe in Gefahr zu leisten,
Und willig für es opfern Gut und Blut:
O! möchte euch der große Wurf gelingen,
Die Bande fest und fester stets zu schlingen,
Die um die Brust der Vater Teut euch wand!
Daß bis zu unsres Landes fernster Marke
Der Sinn für Deutschtum, Größe, Recht erstärke,
Für Gott und Fürst und Volk und Vaterland! —

Johann Friedrich Schlegel.

Sachsenadel.

Als an des Rheines Felsenstrand
Der Ritter Burgen baute
Und vor des Eisenmannes Hand
Dem frommen Bürger graute,

Da beugte vor gewaltgem Streich
Gefnechtet sich die Menge,
Da ward's im heiligen, deutschen Reich
Dem freien Mann zu enge!

Da zogen viele Wadern aus
Ein neues Land zu finden:
„Wir wollen uns ein neues Haus,
Ein Haus der Freiheit gründen!
Uns winkt des Urwalds freier Schoß
Im fernen Ungarlande,
Drum reißen wir uns weinend los
Vom heimischen Verbande!

So leb denn wohl, o Vater Rhein!
Ha, trügst Du keine Ketten,
Nicht wollten wir in Wüstenein
Die alte Freiheit retten!
O deutsche Heimat, groß und hehr,
Nicht magst Du uns verklagen,
Wir wollen Deines Namens Ehr
In ferne Lande tragen!

Im fremden Land soll fort und fort
Uns deutscher Geist durchdringen,
Es soll das traute deutsche Wort
Im Waldland nie verklingen!
Doch — was im teuern Heimatland
Verhaßt ist freien Söhnen —
Uns soll kein frecher Herrenstand
Im neuen Deutschland höhnen!“ —

Sie zogen von der Heimat weit,
Wohl ohne adlig Wappen,
Was soll am neuen Freiheitskleid
Der buntgestickte Lappen!
Doch nicht vergaßen sie das Schwert,
Des freien Mannes Wehre,
Beschützen soll's den neuen Herd,
Der neuen Heimat Ehre!

Sie nahmen von des Rheines Strand
Wohl mit den Pflug, die Rebe,
Daß auch das neue Heimatland
Gewohnte Labung gäbe.

Mit nahmen sie den Hammer auch,
Das Webschiff und die Säge,
Daß dorten auch nach Bürgerbrauch
Ihr Arm des Handwerks pflége.

So zogen sie ins Waldland ein,
Wo Bär und Ur noch hauste.
Hei, wie da durch den Eichenhain
Der Urte Schall erbrauste!
Wie vor dem Pflug die Wildniß wich
Und Fleiß sein Füllhorn streute,
Ein Kranz von schmucken Dörfern sich
Um stolze Städte reihte!

Doch sagt, wer schützt die junge Saat
Vor Feindeszungewitter?
Wer wird, o junger Bürgerstaat
Nun Deiner Freiheit Ritter?
Die Ritter ließeß Du am Rhein,
Die kampfgewübten Recken,
Wer wird, wenn Feinde ringsum dräun,
Mit ehernem Arm Dich decken?

Es drohet der Kumane Dir,
Der wilde Petschenege
Belaut aus dunkeln Waldrevier
Des ems'gen Bürgers Wege.
Und sieh, wie sich am Mittagstrand
Ein schwarz Gewitter türmet
Weh Dir, mein Volk, im fernen Land,
Wenns über Dich auch stürmet!

Ja Feinde rings! — Doch unverzagt
Sieht man die deutschen Gäste,
Die Freiheit hält bei ihnen Wacht
Und Mut heißt ihre Feste!
Nicht ließen sie am Rhein das Schwert,
Des freien Mannes Wehre;
Treu schirmt es nun den neuen Herd,
Der neuen Heimat Ehre! —

Wer Art und Hammer schwingen kann,
Schwingt auch das Schwert als Krieger,
Der Bürger wird zum Rittersmann,
Der Rittersmann zum Pflüger!

Den Bürgermann, den Bauersmann
Ehrt Königsdank vom Throne,
Stolz kündigt ihm sein Banner an:
Du ficht „zum Schuß der Krone!“ —

Da stiegen stolze Burgen auf
Im Thal und auf den Höhen,
Die haben in der Zeiten Lauf
Manch harten Strauß gesehen!
Und fragst Du nach dem Rittermann,
Der diese Festen baute:
Der Bürger wars, der Bauersmann,
Der solches sich getraute! —

Der Bürgermann, der Bauersmann
Schlägt kühn des Königs Schlachten,
Drum darf fürwahr kein Edelmann
Den „Sachsenbaur“ verachten!
Der Bürgermann, der Bauersmann
Sürmt Wälle auf und Mauern:
Der Adel sucht, wenn Feinde nah,
Bei Bürgern Schutz, bei Bauern!

Drum singt am Rheine immerhin
Von euern Ritterburgen,
Der Sachse zeigt mit stolzem Sinn
Euch seine Bauernburgen!
Die hat die Freiheit aufgebaut,
Gern möchte sie drin weilen,
Und Königsworte rühmen laut
„Des Reiches feste Säulen!“ —

Und wer im freien Sachsenland
Sich schämt nur „frei“ zu heißen,
Wer durch erkaufter Ehre Tand
Meint herrlicher zu gleißen —
Es straft aus alten Mauern ihn
Der Ahnen Zorn und Tadel:
„Ein freier treuer Bürgersinn —
Das ist der Sachsen Adel!“

Wolkenhöhen . . .

Wolkenhöhen, Tannenrauschen,
Heller Ströme Silberband,
Grüner Haine heimlich Lauschen
Schmücken dich mein Vaterland!

Heißer als der Rebe Feuer,
Reiner als des Goldes Erz,
Für die Heimat, süß und teuer,
Waltet deiner Söhne Herz.

Wo besonnte Hügel winken,
Reißt der Rebe edler Wein;
Tief im Erdenchoße blinken
Rotes Gold und Edelstein.

Waltet auf in mächtigem Drange
Für der Freiheit heiligen Hort,
Schirm dich Gott vor schnödem Zwange,
Teures Land, in Tat und Wort!

Karl Guist.

Dem Sachsenvolk.

Gesprengt sind deiner Burgen Tore,
Zerschlagen deiner Rechte Macht,
Dein Freitum ist zu Fall gebracht.
Im Staub liegt deine Trifolore
Doch was die Zeit dir auch geraubt,
O trage stolz das deutsche Haupt!

Daß sich die Götzen vor dir neigen,
Vor denen man dich opfern heißt,
Daß, wenn die Nebeldecke reißt,
Du ohne Mackel dich kannst zeigen.
Drum was die Zeit dir auch geraubt,
O trage stolz das deutsche Haupt!

Einst kommt der Frühling angezogen,
Es bricht das Eis, die Fessel sinkt,
Wenn neues Leben er dir bringt.
Die Hoffnung hat noch nie gelogen.
Drum was die Zeit dir auch geraubt,
O trage stolz das deutsche Haupt!

Franz Obert.

(Während des Belagerungszustandes).

Freie Sonette, V.

Ihr, die ihr mit spießbürgerlicher Meinung
Beschwaht, was nötig ist dem Vaterlande,
Ihr, fremd dem allgemeinen edeln Bunde,
Das uns umschlingen soll zu fester Einung,

Ihr, die ihr aus des Vorurteils Umzäunung
Gleichgültig schaut zum nahen, wilden Brande,
Ihr Müßigen an der Gefahren Rande:
Erkennt des Übels drohende Erscheinung!

Wie lange noch, versteckt in eure Winkel,
Ihr feigen Kläffer, schnelle Flucht erwählend,
Wenns Opfer gilt, bedenkt ihr euch, zu handeln?

Wann bricht der alte, zähgewordne Dünkel?
Wann, wann den eignen Vorteil nicht mehr zählend,
Wollt ihr zum Kampf für Licht und Freiheit wandeln?

Joseph Martin.

Dichterweh.

Ich soll allein den neuen Pfad betreten,
Es will kein Herz mich liebevoll umranken,
Zu meiner Freiheit heiligen Gedanken
Soll ich allein mit meinem Kummer beten!

Und einsam, eine Stimme des Propheten,
Soll ich durch diese Menschenwüste wanken,
Kein holder Mund wird meiner Sorge danken,
Ich soll des Herzens heiße Triebe töten!

Und unerbittlich ziehn die Stunden weiter,
Das Herz verarmt, der Lebenspfad wird breiter,
Und ewig fehlt der tröstende Begleiter.

Ich steh allein mit allen Idealen —
Wie viele Sonnen in das Herz mir strahlen,
Es lindert keine mir die tiefsten Qualen!

Joseph Martin.

Wehrmannslied.

Ein Wehrmannslied, ein Feuerlied
In kühn-heroiſchem Kleid —
Wer dichtet uns das neue Lied
Für die neue, die freie Zeit?

Kein Herrenpreis! Kein falsches Lob!
Die haben uns nimmer beschirmt!
Wir wollen keine Gnaden mehr,
Wir haben das Recht erstürmt! —

Kein Friedenslied, kein Kinderlied
Die „alten Herrn“ zu erfreuen —
Ein dräuend Lied von Schwerterblich
Und Freiheitsſonnenschein! —

Kein Lied des Hasses und des Fluchs,
Zu zerfleischen das Vaterland!
Den Nationen ein Friedenslied,
Den Stzweig dem Sachsenland! —

Ein Kriegslied wider Herrendrang,
Das uns die Brust durchglüht!
Zum Streite wider Zwang und Nacht
Ein freies Männerlied!

Ein freies Lied, ein Wehrmannslied
Voll Stolz und Kraft und Saft!
Frisch auf denn! Kommen wird das Lied
Mit der neuen Sachsenkraft!

Joseph Martin.

Die sächsischen Jäger bei Bischi.

Nah an der Sachsen Marke,
Da fließt die stolze Strell,
Da rauschen ihre Wasser
So wunderbar und hell.

An einem heißen Tage
Wie wurden sie blutigrot,
Wie hat da in den Fluten
So reichlich geangelt der Tod!

Wie brauste an den Ufern
Die wildverwirrte Schlacht,
Wie hatten die sächsischen Jäger
Da eine wilde Jagd!

„Wohlan, ihr sächsischen Jäger“
— Erscholl des Führers Wort —
„Getraut ihr euch zu stürmen
Des Stromes Brücke dort?“

Da schollen ihre Herzen,
Der Ehre gedachten sie all
Und drangen mit kühnem Mute
Hinein in der Feinde Schwall.

Mit dreien gewaltigen Stürmen
Erreichten sie drüben den Strand;
Die Ungarn mußten weichen
Vor ihrer Heldenhand.

Doch blieben sie im Kampfe
Verlassen und allein;
Es sanken ihre Leichen
Es lichteteten sich die Reih'n.

Da mußten die Stürmer weichen,
Da begann ihre größte Not,
Da angelte dort so reichlich
Der schlachtenfreudige Tod.

Fahrt wohl, ihr treuen Kämpfer,
Du junge Adlerbrut;
Und nehmt den Dank des Volkes
Für euren heiligen Mut!

Nicht konntet ihr die Städte,
Nicht unser Hab und Gut —
Nur unsre Ehre retten
Mit eurem edlen Blut!

Carl Kirchner.

Aus dem „Anti-Syllabus“.

Schon vor fünfzigtausend Jahren, wie die Wissenschaft bewies,
Lebten Menschen auf der Erde — lange vor dem Paradies —
Eh die Bibel war gedichtet, eh des Schöpfers Werderuf
Laut der eignen Offenbarung Himmel, Erd und Menschen schuf.
Ist die Offenbarung richtig, dann beweist sie sonnenklar,
Daß der Mensch schon lange lebte, eh er noch vorhanden war,
Daß der Himmel und die Erde schon Jahrtausende bestand,
Eh sie „Gott der Herr“ zu schaffen und zu lenken nötig fand . . .
Andre Schulen braucht das Leben, braucht der neue Geist der Zeit,
Soll die Seele sich erheben aus der alten Dunkelheit.
Fort mit allen Rumpelkammern voller Schutt und Moderduft!
Menschheit habe deine Schwingen in der frischen Morgenluft!
Dulde nicht, daß eine Stunde unbenützt vorübergeht,
Eh sie ihre goldnen Saaten auch in deine Brust gesät!
Dulde nicht, daß Deiner Kinder unverdorbnen Geisteskraft
Ferner vorenthalten bleibe die moderne Wissenschaft!
Tritt ein Pfäfflein dir entgegen mit Kapuze und Tonsur,
Singend seinen Bibelfegen — sing du Psalmen der Natur,
Schlägt er mit dem Kruzifixe, mit Konzil und Krummstab drein,
Um dich wieder zu befehren zu den alten Vitaneien,
Dann mit Teleskop und Spektrum demontier den armen Wicht,
Oder schleudre ihm der Neuzeit Blitz und Dampf ins Angeischt!

Friedrich Krasser.

Volkshymne der Siebenbürger Sachsen.

Siebenbürgen Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft,
Mit dem Gürtel der Karpathen
Um das grüne Kleid der Saaten,
Land voll Gold und Rebenjaft.

Siebenbürgen Meeresboden
Einer längst verfloßnen Flut,
Nun ein Meer von Ahrenwogen,
Dessen Ufer waldumzogen
An der Brust des Himmels ruht.

Siebenbürgen, süße Heimat,
Unser teures Vaterland,
Sei begrüßt in deiner Schöne,
Und um alle deine Söhne
Schlinge sich der Eintracht Band!

Seopold Maximilian Mollfe.

Ich bin ein Sachs . . .

Ich bin ein Sachs! Ich sag's mit Stolz,
Vom alten, edlen Sachsenstamm!
Wo gibts ein adliger Geschlecht,
Da keiner Herr und keiner Knecht?
Nein, Männer, bieder, deutsch und frei!
Mein Sachsenvolk, dir bleib ich treu!

Ich bin ein Sachs! Ich sag's mit Stolz,
Vom alten, edlen Sachsenstamm!
Ob auch der Feind uns hart bedroht,
Wir stehen fest in Not und Tod.
Was sichts uns an sein Wutgeschrei!
Mein Sachsenvolk, dir bleib ich treu!

Ich bin ein Sachs! Ich sag's mit Stolz,
Vom alten, edlen Sachsenstamm!
Wir harren aus in böser Zeit,
Nicht ewig währt der harte Streit;
Wir sind getrost, Gott steht uns bei!
Mein Sachsenvolk, dir bleib ich treu!

Friedrich Wilhelm Seraphin.

Die Gipfel der Karpathen.

Die Gipfel der Karpathen
Geküßt vom Abendstrahl
Umschlingen wie ein Faden
Von Gold ein schönes Tal.

Ein Glöcklein hör ich klingen
Vom Kloster Sinai
Die Brust will mir zerspringen
Von seiner Melodie.

Ich sitz auf einem Steine
Und hör ihm einsam zu,
Ich atme tief und weine —
Und schuld daran bist Du!

Rudolf Neumeister.

V. Michael Albert, Jr. W. Schuster und ihre Zeit.

Mädchentod.

Der Todesengel ernst und mild
Geht durch des Lebens Lenzgesild;
Er bricht die Blume still im Gehn
Und sagt: „Wie bist du jung und schön!“

„Und da ich tief ins Aug dir schau,
Erglänzen Tränen drin wie Tau.
O sei getrost, du Mägdlein schön!
Im Himmelsgarten sollst du stehn.“ —

Er nimmt sie mit; da weht ein Hauch
So schaurig durch den Blütenstrauch;
Des Tages Licht wird matt und bleich,
Und leise beben Laub und Zweig.

Michael Albert.

Abend.

Von ferne tönt es wie Gesang:
Sei still, geliebtes Wesen!
Und schlägt das Herz auch noch so bang,
Sei still, du wirst genesen!

Vom Berge steigt in Tal und Feld
Herab ein süßer Frieden
Und wiegt in seinem Arm die Welt, —
Er ist auch dir beschieden.

Michael Albert.

Erste Liebe.

Das ist die schönste Liebe,
Die ganz im Stillen feimt,
Und die, sich selbst noch ein Rätsel,
Von tausend Dingen träumt.

Die, wenn sie auch einmal kühnlich
Fast bis ans Licht geschweift,
Doch wieder kindlich erschrocken
Zurück ins Verborgne läuft.

Michael Albert.

Meeresstille.

Auf der Felsenklippe steh ich
Und die Sonne geht zur Ruh;
Ihrem Untergange seh ich
Einsam zu.

Strahlend bei der Sonne Schwinden
Stehn die Wolken Sturm an Sturm,
Und umfost von Schmeichelwinden
Schläft der Sturm.

Hüpfend gehn in leichten Tänzen
Alle Wellen übers Meer,
Und die goldnen Lichter glänzen
Drüber her.

Wunderherrlich ausgebreitet
Liegst du vor mir, ewiges Meer,
Groß, wie sich der Himmel weitet
Rings umher.

Wie ein Segel, golden blinkend,
Schwebt im endlos weiten Raum,
Steigend jehzt, dann wieder sinkend,
Still mein Traum.

Michael Albert.

Aus dem Totenkranz.

1.

Als du noch sagtest: „Guten Morgen!“
Eh du zur Schule munter liefst,
Und „gute Nacht!“ eh du geborgen
In deinem weichen Bettchen schliefst; —

Als ich noch auf dem Knie dich wiegte
Wie einen kleinen Reitersmann;
Als ich dein Haupt an meines schmiegte
Und über deine Zukunft sann; —

Da hab ich dich, vom Glück getragen,
Nur halb geliebt in guter Zeit;
Auch hast du mir in jenen Tagen
Nur halb gelebt, das fühl ich heut.

Erst aus der dunkeln Nacht der Schmerzen
Erstand der Liebe vollster Glanz,
Und dieses fühl ich tief im Herzen:
Erst seit du starbst, lebst du mir ganz.

4.

Ausgerungen, ausgeklungen; —
In die tiefe, heil'ge Stille
Ragt die Ewigkeit hernieder
Und der Gottheit ernster Wille.

Machtlos nieder sinkt die Seele;
Hoffen, Zagen, eitles Wähnen, —
Alles, alles ist vorüber
Und es fließen still die Tränen.

5.

Seit dieses Schicksal mich geschlagen,
Seit diesen Schmerz ich, ach! erlebte,
Seit diesen Kummer ich getragen
Und diese Trän' am Auge hebte,

Wie ward das Herz mir voller, wärmer,
Das Leben schattenhafter, bleicher!
Um welchen Inhalt ward ich ärmer,
Um welchen Inhalt ward ich reicher!

9.

„Vater, der erste Schnee!“ —
Der Knabe sprang aus dem Bett in die Höh.
„Nun kommt Weihnachten, nun lehre du mich
Ein Lied, ein Gebet — ich bitte dich!
Denn wenn kein Gebet ich sagen kann,
So bringt er mir nichts, der Weihnachtsmann.“

Und ach! der liebe Tag kam bald
Und mit ihm der Sproß aus dem Tannenwald; —
Da ward es geheimnißvoll im Haus,
Die forschenden Kinder quartierte man aus.

Da nahm ich den Baum aus der bergenden Kammer
Und war beschäftigt mit Säge, mit Hammer.
Bald stand die Tanne so grad in die Höh,
Wie draußen sie stand in Frost und Schnee;
Und was die Liebe nur kannte — das Beste
Hing ich als Schmuck in die struppigen Äste.
Und als der Abend gekommen heran,
Da zündet ich stille die Lichter an,
Und draußen harrten mit seligem Bangen
Die Kinder entgegen des Baumes Prangen.

Dann sagte, von heißem Verlangen durchglüht,
Der Knabe zuerst sein Weihnachtslied,
Dann sprang er so froh in den hellen Raum,
Wo lieblich erstrahlte der fromme Baum. —
Das war ein Nehmen, das war ein Geben,
Das war ein glückliches, glückliches Leben!

Die Märchenbücher taten sich auf,
Da saßen die drolligen Zwerge zu Hauf;
Dornröschen, Schneewittchen, die lieben Gestalten,
Sie sängen an, im Hause zu walten
Und durch die Träume der Kinder zu schweben; —
Es war ein glückliches, glückliches Leben!

Und heute? — im festlichen, hellen Raum,
Da steht die Schwester allein vor dem Baum; —
Dornröschen, Schneewittchen, sie kommen, die lieben,
Nur Einer, nur Einer ist ausgeblieben;
Dem funkeln außs Grab wie Lichter im Baum
Heut draußen die Sterne im ewigen Raum.
Doch wie aus dem Märchen so rührend, so schön,
Gestalten der lieblichsten Träume erstehn,
So seh ich Vergangnes vorüberschweben; —
Es war ein glückliches, glückliches Leben!

Michael Albert.

Die Mutter schläft.

Im weißen Linnen, glattgekämmt die Haare,
So ruht die tote Mutter in der Bahre;
Gefaltet liegen auf der Brust die Hände
Und Blumen schmücken rings des Sarges Wände.

„Die Mutter schläft nur“, sagt man sonst dem Kinde,
Da lächelt wohl sein Antlitz still und linde; —
Wär ich ein Kind an diesem Leichenschreine!
„Die Mutter schläft“ — ich glaub es nicht und weine;

Denn diese Hand, gebräunt und voller Schwielen,
Die liegt so starr nun in des Sarges Dielen;
Sie hat so fleißig, ach! im Schweiß und Qualme
Geschnitten auf dem Feld die goldnen Halme.

O teure Hand, du schufest ohn Ermatten!
Du wiegest einst mich in der Garben Schatten;
Du schlepptest dich, daß ich gebettet liege,
Von Feld zu Feld mit mir und meiner Wiege.

Um mich der Ähren flutendes Gewimmel
Und über mir dein Auge und der Himmel,
So schlief ich ein, und auf der Wiegenstange,
Da sang der Vogel mir mit muntrem Klange.

O teure Hand! was im Gemüt ich nähre,
Was mir gereift in voller Geistesähre,
Das Wort, das mir im Mund gedieh zur Blüte,
Das alles dank ich heute deiner Güte.

Daß dies Geschick ich trage still geduldig,
Das Opfer bin ich deiner Liebe schuldig.
Ich gönne dieser Hand die Feierstunde,
Die Klage wird zum Dank in meinem Munde.

Michael Albert.

Bauernstube.

Draußen rieselt der Regen;
Dem Dorf entgegen
Schlägt aus dem Walde der Wind.
November ist es; der Abend beginnt
Zu dunkeln nach kurzer Tageszeit;
Da werden die Dächer weiß; — es schneit.

Vom Lutherosen um Bank und Schrein
Strahlt gaufelnd der Flamme rötlicher Schein.
Die Raze, die glatt das Haar sich geleckt,
Liegt auf dem Herd, lang ausgestreckt.
Gleichmäßig tickt an der Wand die Uhr;
Doch träge wandeln die Stunden nur.
Die Mutter, die junge Tochter beginnen
Zum erstenmal heute den Hanf zu spinnen,
Den neuen Hanf, so weich, so weiß,
Der Frauen Lust, der Frauen Preis. —
Der Bauer sitzt auf der geblühten Truh;
Nun ist er der Herr, nun hat er Ruh.
Im warmen Stalle geborgen sind,
Des Pflugs entlastet, so Pferd, wie Rind.
Das Futter hat er in trockner Scheune,
Den Mais im Korbe, das Korn in Kisten;
Das Stroh liegt aufgehäuft in Driften;
Im Keller unten, da gähren die Weine,
Und eingelegt in der Butte ruht
Der Kohl, der Küche gepriesenes Gut. —

Ein still Behagen durchschwebt den Raum;
Halb ist's ein Wachen und halb ein Traum. —
O Bauernstube in Winters Ruh!
Wo ist ein seliger Heim, als du?

Michael Albert.

Mein Dorf.

Vom Dorf, drin ich geboren,
Trieb weit mich das Geschick;
Das Dorf, das ich verloren,
Grüßt jezt im Traum mein Blick.

Die Eichen stehn noch immer
Dort auf dem Bergesthron;
Es spielt der Abendshimmer
Durch ihre Blätterfron'.

Die Gasse fließt hinunter
Wie sonst der stille Bach,
Die Weiden wehen munter
Ihm noch ihr grünes Dach.

Dort gar die alte Weide,
Inwendig morsch und hohl, —
Einander waren beide
Wir einst vertraut gar wohl.

Voll kindlicher Gedanken
In sanfter Abendruh
Sah oft ich still dem Schwanken
In ihren Ästen zu.

War dann im Staub der Gasse
Die Herde heimgekehrt,
So stieg der Mond, der blasse,
Aus Bäumen, wie verklärt.

Auß tiefem Himmelsgrunde
Kam langsam Stern an Stern; —
Es schliefen in der Runde
Die Felder nah und fern.

Ich schritt in süßen Träumen
Dann oft den Hof entlang
Und schuf an meinen Reimen
In frühem Liederdrang.

Gelagert wiederfäute
Das Kind im Hofrevier,
Und wedelnd ging zur Seite
Der alte Hektor mir.

Die Schnitter aber aßen
Im Haus ihr Abendbrot
Und schwakten und vergaßen
Des Tages Müh und Not. —

Ein Graukopf rief: „Erhalte
Unß, Gott, der Arbeit Lohn!“ —
Begraben liegt der Alte
Seit vielen Jahren schon.

Vom Dorf, drin ich geboren,
Trieb weit mich das Geschick;
Das Dorf, das ich verloren,
Grüßt jetzt im Traum mein Blick.

Des Lebens bitterm Kummer
Daheim empfand ich nie;
Es rauschte mich in Schlummer
Der Baum der Poesie;

Mit Blüten überstreute
Er reich mein kindlich Haupt —
Das Dorf, es steht noch heute;
Der Baum drin — ist entlaubt.

Michael Albert.

Ischgau.

In einem Waldsee wohnte in Schöffern himmelblau
Ischgau, der Sohn der schönen, der stillen Wasserfrau.

Es war Ischgau ein Jüngling so über alles schön,
Daß man getäuscht die Sonne glaubt, in der Flut zu sehn.

Und seine Haare waren um Wang' und Stirn gerollt,
Wie Kreiselwellen schimmern im blanken Sonnengold.

Im Grund des Sees strahlte des Himmels Baldachin,
Daß in kristallner Schale die Flut zu wogen schien.

Und in dem Wasser glänzten die Tannen von der Höh,
Als seien sie gesunken hernieder in den See.

Da dröhnte durch die Wälder einst mächt'ger Urte Schall,
Und Eiche brach und Fichte mit donnerglichem Fall.

Willkommen, deutsche Männer, hier im Karpathenland!
Willkommen in der Wildniß, du Pflug in deutscher Hand!

Gelichtet stehn die Wälder, und offen liegt der See;
Nun zehrt an seinen Wellen die Sonn in Himmelshöh.

Und wie die Wasser schwinden, stirbt Ischgau still und schön,
Wie man am Lämpchen mählich die Flamme sieht vergehn.

Michael Albert.

Ahnung.

Als gen Marienburg einst Herr Weiß
Auszog zum schweren Streite,
Da betet' er wohl für sein Volk,
Es betet' sein Geleite.

Als nun ins Feld hinaus er sah,
Ins bleiche, herbftlich falbe,
Da setzt' auf seinen blanken Helm
Sich eine weiße Schwalbe.

Sieh, eine weiße Schwalbe! — sagt,
Was soll das feltne Zeichen?
Den Helden hat der Arm der Schlacht
Gebettet unter Leichen. — —

Mir will ein tiefes Bangen heut
Die Sinne ganz verwirren;
Wie Kampftruf tönt's, und durch die Luft
Hör ich die Schwalbe schwirren.

Ich sehe sie in ihrem Flug
Ein ganzes Volk umkreisen.
Wer scheucht sie fort? — Es hat ihr Lied
So unheilvolle Weisen.

Michael Albert.

An die Geliebte.

O lasse nicht
Dein Augenlicht
Verschämt am Boden irren!
O öffne hold
Der Wimpern Gold,
Die wonn'gen Himmelstüren!
Laß mich dein ganzes, liebes Engelswesen
Aus deines Auges tiefer Tiefe lesen!

O sag es frei,
Sag ohne Scheu
Das süße Wort der Liebe!
Ich schwöre dir —
Du glaub es mir! —
Daß ich dich nie betrübe;
Denn wie du dich vertrauend mir gegeben,
So bin ich dein und weihe dir mein Leben.

Friedrich Wilhelm Schuster.

Auß tiefem Himmelsgrunde
Kam langsam Stern an Stern; —
Es schliefen in der Runde
Die Felder nah und fern.

Ich schritt in süßen Träumen
Dann oft den Hof entlang
Und schuf an meinen Reimen
In frühem Viederdrang.

Gelagert wiederkäute
Das Kind im Hofrevier,
Und wedelnd ging zur Seite
Der alte Hektor mir.

Die Schnitter aber aßen
Im Haus ihr Abendbrot
Und schwazten und vergaßen
Des Tages Müh und Not. —

Ein Graukopf rief: „Erhalte
Unß, Gott, der Arbeit Lohn!“ —
Begraben liegt der Alte
Seit vielen Jahren schon.

Vom Dorf, drin ich geboren,
Trieb weit mich das Geschick;
Das Dorf, das ich verloren,
Grüßt jetzt im Traum mein Blick.

Des Lebens bittern Kummer
Daheim empfand ich nie;
Es rauschte mich in Schlummer
Der Baum der Poesie;

Mit Blüten überstreute
Er reich mein kindlich Haupt —
Das Dorf, es steht noch heute;
Der Baum drin — ist entlaubt.

Michael Albert.

Jsgau.

In einem Waldsee wohnte in Schlössern himmelblau
Jsgau, der Sohn der schönen, der stillen Wasserfrau.

Es war Jsgau ein Jüngling so über alles schön,
Daß man getäuscht die Sonne glaubt, in der Flut zu sehn.

Und seine Haare waren um Wang' und Stirn gerollt,
Wie Kreiselwellen schimmern im blanken Sonnengold.

Im Grund des Sees strahlte des Himmels Baldachin,
Daß in kristallner Schale die Flut zu wogen schien.

Und in dem Wasser glänzten die Tannen von der Höh,
Als seien sie gesunken hernieder in den See.

Da dröhnte durch die Wälder einst mächt'ger Urte Schall,
Und Eiche brach und Fichte mit donnergleichem Fall.

Willkommen, deutsche Männer, hier im Karpathenland!
Willkommen in der Wildnis, du Pflug in deutscher Hand!

Gelichtet stehn die Wälder, und offen liegt der See;
Nun zehrt an seinen Wellen die Sonn in Himmelshöh.

Und wie die Wasser schwinden, stirbt Jsgau still und schön,
Wie man am Lämpchen mählich die Flamme sieht vergehn.

Michael Albert.

Ahnung.

Als gen Marienburg einst Herr Weiß
Auszog zum schweren Streite,
Da betet' er wohl für sein Volk,
Es betet' sein Geleite.

Als nun ins Feld hinaus er sah,
Ins bleiche, herbstlich falbe,
Da setzt' auf seinen blanken Helm
Sich eine weiße Schwalbe.

Sieh, eine weiße Schwalbe! — sagt,
Was soll das feltne Zeichen?
Den Helden hat der Arm der Schlacht
Gebettet unter Leichen. — —

Mir will ein tiefes Bangen heut
Die Sinne ganz verwirren;
Wie Kampfruf tönts, und durch die Luft
Hör ich die Schwalbe schwirren.

Ich sehe sie in ihrem Flug
Ein ganzes Volk umkreisen.
Wer scheucht sie fort? — Es hat ihr Lied
So unheilvolle Weisen.

Michael Albert.

An die Geliebte.

O lasse nicht
Dein Augenlicht
Verschämt am Boden irren!
O öffne hold
Der Wimpern Gold,
Die wonn'gen Himmelstüren!
Laß mich dein ganzes, liebes Engelswesen
Aus deines Auges tiefer Tiefe lesen!

O sag es frei,
Sag ohne Scheu
Das süße Wort der Liebe!
Ich schwöre dir —
Du glaub es mir! —
Daß ich dich nie betrübe;
Denn wie du dich vertrauend mir gegeben,
So bin ich dein und weihe dir mein Leben.

Friedrich Wilhelm Schuster.

V. Elegie.

Straßen, wie seid ihr so tot, wie jegliches Leben erstorben,
Dunkel die Fenster umher, Türe verschlossen und Thor!
Schauernder Regen, er schlägt mit lautem Geplätscher das Pflaster,
Horch! wie die Windsbraut stürmt brüllend die Häuser entlang!
Einsam tönet der Ruf des Wächters zuweilen von ferne,
Oder des Hornes Schall durch das verworrene Getös. —
Tief in den Mantel gehüllt mit mächtig klopfendem Herzen
Durch die Schrecken der Nacht wandl ich mit tönendem Schritt,
Stumm durchschreit ich das Thor; es bleibet die Stadt und der Straßen
Englabrynthisch Gewirr hinter dem Raschen zurück.
Gärten umgeben mich hier, laut braust in den Bäumen der Sturmwind.
Sieh! schon winket mir dort ruhig das ländliche Haus!
Einsam blinkt durchs Dunkel das späte Geflimmer der Lampe,
Wo mir das liebliche Kind ängstlich des Liebenden harret.
Ofter auß Fensterchen schon voll ungeduldiger Eile
Stürmte hastig sie hin, lauschte hinaus in die Nacht,
Ob die Klingel getönt, ob nicht die Pforte geknarret,
Ob des Nahenden Schritt nicht auf der Treppe erschallt.
Und in dem trauten Gemach mit tausend stürmischen Fragen
Wirft sie dem Freunde sich nun brünstig an wogende Brust,
Saget ihm freundlich Dank und streichelt mit holdem Bedauern,
Weil er, dem Worte getreu, trotzte der stürmenden Nacht,
Trocknet mit Lilienhand die regenbefeuchteten Locken,
Trocknet mit glühendem Ruß ihm das benäßte Gesicht.
O wie steh ich beschämt dann vor dem gütigen Engel,
Der mir das arme Verdienst reichlich und himmlisch belohnt;
Zieheth der Schiffer doch weit in die unermesslichen Meere,
Oft um kleinen Gewinn, freudig und mutig hinaus;
Und so reiseth, vertrauend dem wandernden Schiffe der Wüste,
Aber das Sandmeer hin ruhig der handelnde Mensch;
Selber des Samums Wehen, des mordenden Atems der Wüste,
Schrecketh ihn nimmer zurück von dem gehofften Erwerb.
Tief in der Meerbucht Schlund, in das graufenerregende Dunkel,
Suchend der Perle Juwel, steigt der Taucher hinab,
Wo kein menschliches Aug ihm folget, zu Mächten des Abgrunds,
Wo kein Engel des Lichts reichet die rettende Hand.
Also ringet der Mensch um irdisch-vergängliche Güter,
Duldet um eiteln Gewinn Mühen und jegliche Not.
Wie? und es gäbe Gefahr, gäb eine drohende Schranke,
Wo mir mit himmlischem Lohn Liebe, die göttliche winkt?

XXIV. Elegie.

Kann von männlichem Sinne bekämpft und entschlossenem Troze
Dennoch die Liebe so lang wahren ihr heimlich Versteck?
Zweimal brachte der Lenz schon Blüten und Perhengesänge,
Brachte des Himmels Azur und den erwärmenden Strahl,
Zweimal führte der Sommer den Reigen durch unsre Gefilde,
Allernährende Frucht reisend mit heißerer Glut,
Zweimal reiften die Trauben und zweimal brachte der Herbst uns
Herzerfreuenden Wein, brachte der Winter den Frost,
Seit ich die Bande zerriß, die mich einst an ein Wesen gefesselt,
Welches zum Gotte mich erst, dann mich zum Bettler gemacht.
Tage flohen vorüber, es folgten sich Wochen und Monde,
Jahre wurden erfüllt samt den Geschicken des Jahrs,
Und noch schlummert ein Etwas verborgen im innersten Busen,
Wie das Täubchen im Nest, bis es der Morgen erweckt,
Glimmt wie der Funke noch fort, der, wenn auch die Flamme gebändigt
Längst den Männern erlag, unter der Asche noch glimmt,
Drohend von neuem empor in gewaltiger Lohe zu flackern,
Wenn ihn ein sächelnder West wieder ins Leben gehaucht.
Ob das Liebe noch ist? — Ich weiß nicht; aber verworren
Bin ich in meinem Geist, wage zu nennen es nicht.
Denn noch stockt mir das Wort im Fluß der lebendigsten Rede
Auf der Zunge, verstummt, schließet die Lippe sich gleich,
Wenn der Name nur klingt, der einst mir teuer gewesen,
Tief auch sinket sofort, tiefer die Wimper herab
Über das leuchtende Auge, dem Antlitz aber entweicht
Jegliche Farb, es erblaßt ähnlich dem gelblichen Wachs;
Ganz verwirrt, versink ich in träumendes Sinnen, ich höre
Wohl der Freunde Gespräch, doch ich verstehe sie nicht.
Fruchtlos streb ich mich aufzuraffen, vergebens versuch ich
Aus dem Wirrlabyrinth dieser Gedanken zu fliehn!
Immer gelang' ich ja doch, ein traurig verirreter Wanderer,
Immer auf zirkelndem Pfad wieder zum selbigen Ort.
Wenn ich in schweigender Nacht die Straßen durchwandle, vermeid ich
Zwar die eine, die oft einst meine Schritte gehört,
Ängstlich meid ich sie zwar und die wohlbekannte Behausung,
Wo sie noch heute wohnt, die mir die Teuerste war;
Dennoch gelang' ich noch oft, nicht wissend durch welche Bezaub'ring
Tief in Gedanken versenkt, nahe dem schmerzlichen Ort.
Dort dann weil ich gefesselt, dort schau, dort lausch ich, bis endlich
Mich entreißet dem Bann zürnend erwachende Scham.
Hab ich sie fern erkannt, (es genügt ein einziger Blick mir

Auf den schwebenden Gang), wend ich vom Wege mich weg.
Aber nicht immer gelingt's die Versuchung so zu vermeiden,
Tückischer Zufall will oft nicht mir erlassen den Kampf.
Wenn mir denn die Gestalt auf rasch sich kehrendem Pfade,
Wider Vermuten, im Nu plötzlich entgegen mir tritt,
Dann ergreift mich Bestürzung; ich zaudere: soll ich zur Seite
Wenden oder zurück lenken den eilenden Schritt?
Und wie der Blitz hinschießt durch dunkles Gewölke des Himmels,
Schnell, daß des Auges Blick nicht ihm zu folgen vermag,
Also zuckt mir ein Weh durch die dunkeln Tiefen der Seele,
Zitternd wanken alsbald schauerdurchrieselt die Knie.
Langsam gehn wir vorüber, ich will nicht sehen, und seh sie,
Will nicht grüßen, und doch geb ich und nehme den Gruß.
Ob das Liebe noch ist? ob sie bei nächtlicher Weile
Mir im Traume noch oft zaubert die süße Gestalt?
Denn ich sehe sie bald in jener bewunderten Schönheit
Kindlich freudig mir nahn wie in vergangener Zeit;
Ruß wird wieder getauscht, viel Scherz und Spiele getrieben,
Viel liebkoset und viel schaukelnd im Arme gewiegt.
Bald auch zeigt sie der Traum allein in dem einsamen Hause,
Gramvoll neigend das Haupt, reuige Tränen im Aug,
Siehe! die traurige Stirn umwallen die goldenen Locken!
Sinnend wühlt sie darin, trocknet die Wange damit.
Plötzlich erschein ich; es saßt, noch eh sie's bemerket, mein Arm sie,
Herz pocht wieder an Herz. O nun ist alles gefühnt!
Oft auch träum ich Gefahr. Wie jammernd flehet ihr Hilfruf!
Dann mit rettender Tat werb ich um himmlischen Dank.
Nicht versagt sie mir ihn; so reichlich wird er geboten,
Wie in der glücklichsten Zeit reichlicher keiner mir ward.
Also necken mich oft, so täuschen im Schlummer Phantome.
Wenn der Morgen sodann, weckend, die Fabel zerreißt,
Groll ich der Täuschung, und doch — es regt im Innern der Wunsch sich:
Hättest du, seliger Traum, nur noch ein Weilchen gewährt!
So begleitet die Liebe mich noch: so von dem zerstampften
Blütengefeld voll Schmerz, heb ich die Trümmer noch auf.
Sieh! nicht bannt der Entschluß, wie sehr auch der Geist sich ermannte
Nicht die Liebe hinweg, wenn sie im Herzen noch sitzt.
Standhaft hauset sie da, voll Troß behauptend die Feste,
Stark wie der mutige Held, schlau wie der listige Dieb.
Nicht die ländliche Lust und der blumenumduftete Frühling,
Nicht des Herbstes Geschenk schläfert die wache dir ein,
Nicht rastloses Bemühn, sei's bunter Geschäfte Zerstreung,
Oder der forschende Fleiß sinnend im stillen Gemach.

Nicht entweicht sie dem Spott und nicht der bittern Verhöhnung,
Selber des Hasses Gewalt rottet die Liebe nicht aus.
Heimlich lauscht in dem Herzen die Göttin und scheint schon vergessen;
Aber im günst'gen Moment tritt sie, ein Phönix, hervor.
Darf sie nicht nahen am Tag, sie kommt im Finstern geschlichen,
Und im nächtlichen Traum reicht sie dir Zaubergetränk.
Kämpfe denn nicht vergebens mit allzugewaltigem Gegner!
Banne mit trotzigem Stolz nicht die Erinnerung weg
Eines so goldenen Glücks! nein! wahre das schöne Gedächtnis
Weiseren Sinnes und laß alles vollenden die Zeit!

Friedrich Wilhelm Schuster.

Aus den Sonetten.

Ein wunderbarer Abend.

Als ich die erste Gunst von ihr empfangen,
Und ihres Mundes Liebespfand genossen,
Da ward von Scham sogleich ihr Aug geschlossen,
Und Purpurfeuer übergöß die Wangen.

So schön ist nie die Sonn hinabgegangen,
Nachdem sie stolze Strahlen ausgeschossen,
Noch sah man, sanft am Himmel hingegossen,
Ein solches Abendrot die Welt umfängen.

Auf tat sie nun die feuchten Augenlider,
Und durch der Wollustträne still Geflimmer
Erkannt ich meines Mädchens Blicke wieder.

Doch war ihr Aug die stolze Sonne nimmer;
Es strahlte mildverklärt zu mir hernieder,
Als wärs nur süßer, sanfter Mondenschimmer.

Klage.

O weh um das Vergehen jener Zeiten,
Als Liebe dir zuerst im Herzen keimte,
Als ich die ersten Verse für dich reimte,
Und Tag und Nacht mit Gaben uns bestreuten!

Und weh um jener Hoffnungen Entgleiten,
Darinnen ich von Götterzukunft träumte,
Da Wonneflut ambrosiisch mich umschäumte,
Und weh um jenes Wahnes Seligkeiten!

Doch weh noch mehr um jene Seelenreine,
Die ich vor meinem Blick sich offenbaren,
Entknoſpen ſah gleich einer Frühlingsblüte!

Weh um die Unſchuld, die wie Gold im Schreine
Geborgen ſchien vor möglichen Gefahren
In deinem harmlos kindlichen Gemüte.

In der Nacht.

Nun kommt die Nacht mit ihrem dunkeln Schleier,
Und ſenkt in Schlummer menſchliche Beſchwerde;
Ein leichter Luftzug kühlet ſanft die Erde,
Und hochhin geht der Mond in ſtiller Feier.

Die Eule ſchwebt aus altem Turmgemäuer,
Die letzte Glut verliſcht am ſtillen Herde,
Im Erker lauſcht mit ängſtlicher Geberde
Ein liebend Kind, ob nahe ſein Getreuer.

O ſelig, weß in der verheißenen Stunde,
Daß Mädchen harret mit ſehnsuchtsvollem Herzen
Und Liebesſchwur und hundert heißen Küſſen!

So ſelig war einſt ich, den ſeine Wunde
Nun friedlos treibt und die verhohlenen Schmerzen,
Wie den Verbrecher ſein verſtört Gewiſſen.

Friedrich Wilhelm Schuſter.

Die Waiſen.

Es ſauſt der Wind, es ſtäubt der Schnee,
Wie tut das den armen Waiſen ſo weh!

Was iſt mit Vater und Mutter geſchehn,
Daß die Kleinen ſelbender ſo einſam gehn?

Der Vater ging in die Tartarenschlacht;
Gott hat ihn nicht wieder heimgebracht.

Und die Würger nahten mit Brand und Mord,
Da war kein Verweilen: „nur fort! nur fort!“

Die Mutter nahm beide an ihre Hand;
Schon lodert am Ende des Dorfes der Brand.

„Hinauß, hinaus in die wüste Welt,
Ohr' Aem dahin durch Wald und Feld!“

Und der Tag geht zu Rüste, die Nacht bricht herein,
Wer wird der Verlassenen Wächter sein?

Es saust der Wind, es stäubt der Schnee,
Die Wölfe heulen von jener Höh'.

Wohin, wohin nun aus Schrecken und Graus?
Doch siehe! da zeigt sich am Weg ein Haus.

„O Himmel! so bringst du doch Hilf' in der Not,
Vielleicht für den Hunger ein Krümchen Brot.“

Die Türen sind offen, sie schleichen sacht,
Sie bitten um Obdach für die Nacht.

Doch Antwort keine; das Hüttchen ist leer,
Am Boden ein Leichnam, der hört nicht mehr.

O Grausen! — Doch blieb wohl im Schranke noch Brot.
O nein! der da liegt, starb den Hungertod.

Am Morgen weiter durch Wetter und Wind,
Zum Tod schon erschöpft Mutter und Kind.

Bald schleppt sie sich nicht mehr, sie sinkt so bleich:
„O weh, meine Kinder, wem laß' ich nun euch?“

Es stäuben die Flocken und decken sie zu,
So fand nun die Mutter die ewige Ruh.

Die Waisen ließen den Tränen den Lauf;
Dann rafften sich Bruder und Schwesterchen auf.

„Lieb Vater erwürgt, lieb Mütterchen tot:
Erbarm nun, erbarme dich unser, o Gott!“

Sie faßten an Händen sich noch einmal,
Und rangen sich weiter mit Müh und Qual.

Doch über ein Kleines — daß Gott erbarm! —
Hinschlummern auch sie dann Arm in Arm.

Es saust der Wind, es stäubt der Schnee;
Den armen Waisen tut nichts mehr weh.

Bei Marienburg.

Bei Marienburg, bei Marienburg Im leichenvollen Feld, Da nahm manch guter Sachse Abschied von der Welt.	Marienburg! o Marienburg! Gib deine Toten her! Für uns auch hat begonnen Ein Kämpfen hart und schwer.
Bei Marienburg, bei Marienburg Fiel Weiß im Kampf, so schwer; Sein Nam' ist unversehrt, Sein Grab kennt niemand mehr.	Und oft — wie wird so bange Der zweifelvolle Strauß! Marienburg! o Marienburg, Schick deine Toten aus! —
An unbekannter Stätte Im leichenvollen Feld, Da ruht von allen Kämpfen Nun aus der gute Held. —	Umsonst! — sie liegen alle Zerstreut im Feld umher, Der gute Weiß, er reget Sich nie und nimmermehr.

Friedrich Wilhelm Schuster.

In hoc signo vinces.

(1882.)

Heil dir, mein Volk! die Schatten sind geschwunden,
Der Morgen tagt,
Seit du von Broos bis Draas dich selbst gefunden
Und herrlich unversehrt,
Wer du dich fühlst, der ganzen Welt gesagt!
Du hast in rechter Stunde nicht geschwiegen,
Du ließest hoch des Deutschtums Banner fliegen,
Nun hebe stolz dein Haupt, und sprich: ich hab's gewagt!
In diesem hehren Zeichen sollst du siegen!

Heil dir, weil du zu eigen dich geschworen
Mit offenem Wort
Der Muttersprache, die mit dir geboren!
Das ist der goldne Hort,
Der mit dir kam aus fernem Heimatsort,
Der Geistesstrank in unerschöpften Krügen,
Woraus du Leben sogst in vollen Zügen,
Der Wunderborn, der dich verjüngte fort und fort,
In dieser ewgen Jungkraft sollst du siegen.

Nur halte fest an dem ererbten Gute
Bis in den Tod!
Noch ist, was du bekannt mit edlem Mute,
Noch immer schwer bedroht.
Du bleibe fest in aller Fahr und Not,

Du lerne nicht dich fügen oder schmiegen,
Du lasse dich nicht brechen und nicht biegen,
Du sei getreu, mein Volk, o treu bis in den Tod!
In dieser heiligen Treue sollst du siegen!

Du hast des Schweren Schwerstes schon getragen
In hartem Streit:
Mit Ruten haben sie dich oft geschlagen
Seit deiner Jugendzeit,
So trag auch jetzt geduldig Weh und Leid!
Und ob sie dich mit Skorpionen schlügen,
Ob sie dir Furchen in den Rücken pflügen,
Hoch über Menschen lebt ein Gott in Ewigkeit,
In diesem starken Glauben sollst du siegen!

Friedrich Wilhelm Schuster.

Johanna Baldf.

In dem Schlafgemach des Fürsten, von der Ampel Licht umschimmert,
Sitzt die Frau des jungen Kaufherrn bangbeklommen, schwerbekümmert,
Im Brofatgewand, im Schleier prangt das edle Bürgerweib,
Reusch umhüllt die schöne, reiche Tracht den wunderholden Leib.

O wie schwül, wie herzbeängstigend braut die Luft in diesen Wänden
Unterm Baldachin vom Lager, aus den tiefverhangenen Blenden
Haucht ein heißer, gift'ger Odem, dringts wie Hohngelächter — wie
Heißes Lachen — Sieg des Wüstlings, des Tyrannen Bathori.

Sie erbebt! Erfast von Schauern pocht ihr Herz mit heftigen Schlägen:
Ha! Gefangen! In die Falle schnöd gelockt auf falschen Wegen!
O Betrug! Wie kam ich hieher? Allzubittre herbe Schmach! —
Und sie sinkt in sich zusammen — — still ist's wieder im Gemach.

Auf den Teppich starrt sie nieder regungslos im Bann der Schmerzen,
Rastlos irren die Gedanken, bohrt die Qual im bangen Herzen:
An den Gatten denkt sie gramvoll, der, ihr fern, in eigener Not
In der Haft der Bande schmachtet, dem der Zorn des Fürsten droht.

Stille rings und nächt'ges Schweigen; nur bisweilen, fern vom Saale
Hallt gedämpft ein wild Gelächter, lust'ges Klirren der Pokale:
Denn der Fürst, im Kreis der Zecher säumt er beim Gelage dort;
Männer schmeicheln, Weiber buhlen um des Wüstlings Wink und Wort.

Sieh! da hebt sich hoch zum Haupte ihre Hand mit weißem Schimmern,
Wo mit schwergewicht'gen Bockeln reich die goldnen Nadeln flimmern.
Tastend in des Schleiers Falten an dem Haupt — was sucht die Hand?
Will sie das Gewebe lösen? — Preßt die Schleife? — das Gewand?

Stille rings und tiefes Schweigen. Düst'rer von der Decke nieder,
Glimmt die Ampel. Schatten schwanken an den Wänden hin und wieder
Wie Gebet ein Seufzerlaut — ein Flüstern — — weh! Es ist vollbracht.
Überm Lager brütet dunkler, odemlos verstummt die Nacht.

Todesstille, Todesstille! Nur bisweilen fern vom Saale
Hallt gedämpft ein wüßtes Gelächter, lust'ges Klirren der Pokale,
Bathori, du säumst? Ei, sieh doch! In der Ampel Dämmererschein
Traulich winkt die stille Kammer: Die Begehrte — sie ist dein!

Und es währt noch manche Weile. Horch! Da nahn gedämpfte Schritte.
Der Tyrann tritt ein. Er lächelt. Lauschend in des Raumes Mitte
Hält er an. Auf heißer Stirne flammt ein wohlgelaunter Mut.
Nach dem Lager schweift der dunkle Blick, wo die Begehrte ruht.

Ei! Sie heuchelt Schlaf? Das ist ja reizend — schalkhaft sind die Frauen.
Sachte! Daß wir überraschend ihr ins holde Antlitz schauen!
Sprich's und schleicht auf leisen Zehen — und am wunderholden Leib
Weidet er berauscht das Auge: Wahrlich schön ist dieses Weib!

Und er neigt sich, von der Schönheit Macht ergriffen, in Entzücken,
Neigt sich, seine heißen Lippen auf den holden Mund zu drücken.
Des Tyrannen Ruß berührt sie da, als hätt' er Eis berührt,
Fährt er schauernd jach zurücke — und sein Aug' erlischt und stiert.

Tot? — Ja tot! So hallts wie Echo tonlos von den Wänden wider,
Und zur Toten beugt er forschend jetzt zum andernmal sich nieder:
An der Brust ein dunkler Tropfen. Wie? Wahrhaftig! Rotes Blut!
Tief im Herzen sitzt die Nadel — o sie traf, sie zielte gut!

Wie? er zittert? Bleich und blutig taucht's hervor aus Nacht und Grauen:
Graß entstellt sein eignen Leichnam! Sieh doch — schalkhaft sind die Frauen!
Schlotternd — fahl an Wang' und Lippen, kaum entwannt er dem Gemach;
Doch der Gatte ist gerettet, da dieß treue Auge brach. —

Draußen spinnt die dunst'ge Nachtluft. In der Häuser dunkeln Räumen
Wächzt die Klage — Flüche murrend schreckt der Schlaf aus schweren Träumen.
In den Lüften hoch am Himmel kreißt wie Nebelreigen sacht,
Und der Rachegeister Flüstern geht prophetisch durch die Nacht:

Laßt der Sünde Maß sich füllen, laßt es hoch zu Berge schwellen,
Frevelwerk, Tyrannenschalten wird des Himmels Blitz zerschellen.
Großwarden in dunkler Ferne! Dort bezahlt er seine Schuld.
Lang verzieht der Tag der Rache, doch er kommt — Geduld! Geduld!

1559. 1859.

Vom Gernstein herüber glänzt matt der Abendstrahl
Und Glockenklang tönt schmerzlich herauf das Miereschtal.
Im Schloß zu Weißenburg lag sterbend die Königin,
Verlassen von allen Freunden, gebrochen der sonst so frohe Sinn.

So ist es schon zu Ende das heitre Lebensspiel,
Erloschen schon die Flamme, die Wandrung schon am Ziel.
Den Kreis der feurigen Ritter auf Polens weiten Au'n,
Der Weichsel grüne Wellen, ich soll sie nicht mehr schaun!

Und weh, was drohn so finster die blutigen Schatten dort,
Die Rendiß sind's und Bebef — aus meinen Blicken fort!
Wer hieß nach meiner Krone mit fester Hand Euch greifen,
Im Boden des Verrates kann als Frucht der Dolch nur reifen!

Und du mit blassem Antlitz, in der Brust die Todeswunde,
Das Aug' im Tod noch giftig, was willst du zu dieser Stunde?
Ich hab es nicht geschliffen, das Schwert das dich gefällt,
Nicht ich den Mönch gerufen aus der Klosterzelle in die Welt.

Du hast mit tückischem Sinn das Leben mir verbittert,
Die Krone du verkauft, des Landes Ruh erschüttert,
Den Deutschen es verraten, daß dir „zu Gottes Ehre“
Vertilget in seiner Mitte des Bibelwortes reine Lehre.

Und konnte ich denn anders? Wer wehrt dem Frühlingsstrahl,
Daß er mit frischem Leben bekränze Berg und Tal,
Wer hemmt den Fluß der Wogen, die hin zum Meere eilen,
Gebietest du den Augen, daß sie nur an der Erde weilen?

Und jene Schar der Sachsen mit ihrem Burgenkranz,
Mit ihrer Dörfer Stärke, mit ihrer Städte Glanz,
Sie waren meine Stütze, für ihre Bürgertreu
Gab pflichtgemäß die Krone die Tempel und Gewissen frei.

So sprach die Königin fiebernd, das Haupt sank in den Pfuhl,
Und rings im weiten Saale da war es totenstill,
Und wo die Todeskunde kam in dem Sachsengau:
Sie war gerecht der Kirche, sprach man, Gott segne die hohe Frau.

Vom Gernstein herüber glänzt wieder Sonnenstrahl,
Von neuem Leben wogt es im schönen Miereschtal;
Zu Weißenburg im Schloß nur lebt noch des Mönches Geist,
Der gern des Landes Krone die allerschönste Perle entreizt.

Auf dich du Schar der Sachsen mit deiner Burgen Kranz
Mit deinen schmucken Dörfern, mit deiner Städte Glanz,
Auf dich ist's abgesehen und warnend durch die Nacht,
Hoch, tönt Honteruß Stimme: O schlaft nicht, rüstet, betet, wacht!

Georg Daniel Teutsch.

Weihnachtsgedicht.

Vom Himmel strahlt ein goldnes Licht,
Das hell durchs Erdendunkel bricht,
Geboren ward der Herr uns heut,
Des Friedens Schild im wirren Streit.

Und daß selbst seiner Kinder Herz
Sich freudig schwingt himmelwärts,
Tritt in des Christbaums lichtem Schein
Er heut in unsre Mitte ein.

Gesegnet sei Herr Jesu Christ,
Der uns zum Heil gekommen ist,
Erleucht' mit deines Wortes Strahl
Die Nacht der Erde allzumal.

Und wie die Flamme strebt hinauf,
Hilf Herr dem schwachen Kinde auf,
Hilf ihm mit deiner Lieb und Treu,
Daß jedes Herz dein Tempel sei!

Georg Daniel Teutsch.

VI. Die Mundart.

Das Hohe Lied Salomos in siebenbürgisch-sächsischer Sprache.

II. Kapitel.

Ech bän en Blomm ze Saron, und en Riz am Tuel.

Wä en Riz angder den Dirnern :

ji äs meng Frängdän angder den Dichtern.

Wä en Appelbäum angder den wälden Bienen:

ji äs meng Frängd angder den Sinnen.

Ech jägen angder dem Schäden, des ech begieren, und jeng Frucht äs menger
Kiel seß.

Hie fährt mech än de Wengfäller

und de Läu äs jeng Panier

üwer mir.

Hie erquäckt mech mit Blumen

und läßt mech mit Äpfeln, denn ech bän fränk vir Läu.

Meng Frängd äs gleich em Ri

oder jungen Hirz. Säch! Hie

stitt hängder äjer Wänd und

seht durch det Fenster

und kukt durch det Gegädder.

Meng Frängd äs meng und ech bän jeng, dier angder den Risen wid.

Wäs der Däch kül wit, und der Schäden wecht. Rir äm, werd wä e Ri, me

Frängd! odder wä e jang Hirz af den Schidrejern!

Johann Seiwert.

De Klischeierner Hochzeit.

„Woräm klappert em mit Schällen,

(Jeng me' Män des Nachts ist un),

Dat enem de Fre gällen?

Odder jen de Thore kumm?“ —

Käi, et jäl jo Hochzeit jeng

Hä zem Möber! Memi greng!

Det Geflapper wäkt de Weiber,

Dä noch schlofen af der Trunn,

Unt de Schälle jen de Dreiber,

Dat se hält zem Hälfe' kumm.

Hir! je zü schi mit Gebrouß

Wä e Schwarm änt Hochzeitshaus.

Drå Däch brängt em na mät Backen,
Unt drå Däch mät Köchen zā;
Frällich meß em Kroft uch hacken
Hiene pläcken öne Na
Unt besorjen det Gebret,
Dåt na ängden drech geret.

Wat je kochen, wid än Fren
Än dien Däjen uch verziert;
Na, wier wit sich doru firen!
Gott huet änen't dich beschiert!
Doch na je fräjch Keiser fun,
Na git det Köche vun Naem un!

Dästich frä geng ech uch iweru,
Äm ze jä, wat dö gescheft;
Ich hälf dich äm Feir kiwern
Unt bestält de Hänklichbest,
Norist fenge je guer un:
„Aut, de Bidderknächt je fun!“

Dat mer nä det Köches mächen
Mätten än den Höf af d' Ferd!
Mutter! göd en schneft vun Wächen!
Sät, dad int de Däppe schmirt,
Dat det Kroft zesumme fit! —
Net pätscht, Mattes, gied ich Frid!

Na äs alles af de Stadden,
Uch der Fwen äs gekiert,
Brängt den Hibes uch de Fladden,
Sät dat int den Hänklich schmirt! —
Mächt na nor, Gewadder Treng,
Brängd es hä den Fwe Weng!

Säch äm Fiker äs e Fämmchen
Gäng, dä Kisekächen drän,
Dräch ed iweru äjem Ämchen
Und det gäv der Kanterän!
Sorcht na nor Gewadder Grit,
Dad em iwral Kächen drit!

Na de Hänklich äs geröden,
Nor sies hu mer iwerdrät!
Brängt de Strägel uch de Bröden,
Wä dän, won uch det gerät!
„Äm, bedink na nor deng Fr,
Dräch dem Farr gleich de Gebir!“

Nana klingelt et zem Bieden,
Wö äs't Broktpuer, dat je gön?
Schwöger, wäht ir uch dä Kieden,
Dä em äjem Farr meß sön?
Na ich fangt je nöch als Kniecht,
Ich verstö mich dich äst Kiecht!

Na loft em mät alle Klöken,
Mät Gesong gö f' än de Kirch,
Guer gepikt, hijch wä de Döken,
Fwerous de künftich Schnirch!
Wat na än der Kirch gescheft,
Wäjfen alle kräftlich Lekt.

Agnetha Sujanna Lebrecht.

De Broft um Ält.

Um Ält, um Ält, um giele Äin,
Dö jäß e Mätche ganz ellin;
Gor munch in Bäl, gor munch in Ris
Ded Uermchen än det Wasser schmiß.

Wat mächt te, Kängd, um gielen Ält?
De Last äs gräm, der Wängd strecht kält;
Wat schräst te der deng Äge rit?
Bekrittst dich jö bäs än den Dit.

„Wä sil ich, güldjer Härr, net schrän?
Dö angden alle meng Fräde län;
Dö angden än dem gielen Ält
Dö schlefst me Brejem blaß uch kält.

De Zäll dä jänt, de Stang dä bräch,
Und Frä uch Kängd äm Wasser läch;
Me Brejem spräng ze Hälß — essin
Der Drängel hued e mätgenin.

Wo äs det Brokbtät weiß uch wisch?
Me Brejem lād af Läte blich.
Wo äs der Püll mät Fronje kün?
Seng Hift rād af em Kieselstün.

Dö lāt e na äm schinen Hemd
Mät Talepäuchern hiesch geblemt,
Mät Birkeln drun, gor feng uch schün,
Et wör det heischt än der Gemin.

Dö lāt e nā — tā läwer Gott! —
Verstruwelt, öne Madderhot,
Uch öne Puschchen nöch verbä
Dus Rifen uch Zitronenblä.

Dö lāt e kält, dö lāt e dit,
Me Purisch geschneifelt, hiesch uch schnit,
E wör gor lastich, stark uch siejt
Und vun de Gäden der Allerbiejt.

Hä wäll ich jägen und e klön
Und niche Schlijerdach mi drön
Uch nichen Krällen, nichen Fronz
Und wisch klön äm mengem Honz.“

Um Ält, um Ält, um giele Rün,
Dö stid en trouwich Lechestün,
Dö schlefst det Mätche starr uch kält,
Und angde rouwscht und broust der Ält.

Wäjelid.

Dä je zä de Nuckelcher
Güldich härzet Schatzken!
Net verpramp deng Wuckelcher
Mät dem klene Gatschken.

Bäst te bis und knausst te mer,
Meß ich mät der bören;
Bäst te fromm, erziel'n ich der
An de Wängter Mären:

Vun dem Mänchen Dommelänk,
Dät, mēr wör et klinkich,
Hadd e Bärtchen iellelänk,
Üge wä är zwinzich.

Wä ed angd'r e Birrebliet
Ist sich hatt verstöchen,
Und dem Iffen an ded Ir
Änne wör gekröchen.

Uch de Mēr vum starken Honz,
Dier de Bim kängt bījen,
Doch e hadd uch sitwe För
Mottermälch gesījen.

Un em Däch äß hie ellin
Siwe Birel Krumpen,
Doräm kängt' e Millestin
An der Händ zegrumpen.

Wonn te härz uch nich bäst,
Näckend mich wirst quielen,
Künd ich nöch en gānzen Dräst
Mären der erzielen.

Wonn te irst nöch greffer wiest,
Wäll ich der Gejchichten
Vun de Sachjen irefiejt
Dus älber Zekt berichten.

Wä je sich am Tirkestreckt
Ritterlich gebrangen,
Bäs de Zäkel jänkt der Zekt
Mäd es ugefangen.

Wä am gānze Länd derjänkt
Iweräl Gepränkel,
Und gor munch i Mängsch nō'm Wängd
Klangle let de Mänkel.

Doch tā käst det net veritōn,
Güldich härzet Schatzken,
Hueßt deng Ügen zāgedōn,
Schleßt ichi wä e Ratzken.

Dä es drät, de Wädderwülk
Widd uch dech berären,
Wirst uch ist fir First uch Wülk
Schwierd uch Fädder fären.

Viktor Kästner.

Drä Wängsch.

Ich wil, ich wēr e Wijeltchen
Und häf e gäldä Ilijeltchen
Und flich eräm all jängän;
Und haps und spräng vu Büm ze Büm,
De Zekt vergeng mer wä am Drüm
All jängän und all klängän.

Ich wil, ich wër e Streckeltchen
Mät kochlich grünem Becheltchen
Dus Prömetbierebläddern;
Dä iwich grün, dä iwich jang,
Der Sommer hîß, der Wängter bang
Wol nämöls wid zewäddern.

Ich wil, ich wër e Wilkeltchen
Und kent meng uerem Wilkeltchen
Vir Sauneglät beschägen.
Dä wad äs ädler af der Ferd,
Als dienen, dä es läw uch wiert,
Mät Leiw uch Liewen nägen.

Viktor Kästner.

Härwejt.

En rîde Mänkel dît sich nâ
Hîch hemlich un der Bâjch,
Äm Stappelfield äs jelic Nâ,
De Laft bleiþt scharf uch frâjch;
Det Schnitgeberch äm Klören
Stit dö ä gröden Hören.

Det Blommeliewen äs entstöft
Un dejem Härwejtâch,
Und weft uch brit klängt ned e Loft,
De Wält huet Feiertâch;
Nor injem pipit e Mîsken
Und hapit äm blöden Hîsken.

Äm Wängert brêt det Wengmerekeft
Sich un der Saunenhâjt,
Und Luid und Appel kufft gecheft
Dus gielem Luf verjchmäjt.
Et färwen nâ äm Ställen
De Schlichne blö är Krällen.

Und wat vu Männre stid ä Kraft
Äm gâde Sachjelând,
Dâd äs dertous, dât rafft und schafft
Mät fleißich detscher Hând.
De Fräen uch de Mätcher,
Dä jen derhîm Housrêtcher.

Vum Stängel knatjcht det Kukuruþ
Wâ Guld erglânzt jeng Er;
E Sejen angder Gottes Schuß
Zicht sich, et git sich Mær.
Der Muejt dier fällt de Bidden
Gejchwibbel, zem verjchidden.

Udē! Udē! tâ Sommer meng,
Dier list, wat e gekân;
Na greß dich Gott, mät Lâw uch Weng,
Tâ Härwejt häjt me Mân!
Aut! lot es en geneffen,
Dat Lid uch Sorch zeflessen!

Viktor Kästner.

De Klöf vun Ungderten.

Väm Hîrel lâch ist Ungderten,
En detjch Gemîn äm Kieffel,
Doch nanâ, nō Fôrhangderten,
Wat äs dât fir e Wieffel?

Vu Gaß uch Torn, vu Kirch uch Schil
Als nichen Spur ze jäh,
Et wunnt dō ned en mängschlich Sil,
Nor Kirefelder bläh.

De Päst bräch ous, määd är der Dōd,
Wat iwrich blif, moßt wändren,
Et blif nō Kräch uch Hangersnit
In Stin ned af dem ändren.

Doch dat hä Ungderten ist läch,
Dät wäffen de Gebouren,
Wel munch enem de Blachschuer bräch
Bäm Acken un de Mouren.

Als et verweßt wör ferchterlich
Bäs af de lieyte Schattert,
Dō dilde vār Gemine sich
Un de verwistē Hattert.

ÿ Stäck der Märpeder bekām,
Der Kirprijer en ändert,
Det drätt sich der Lechkircher nām,
Det wird und greßt der Mzner.

Und Ungderten, des grif Gemīn,
Dä stānd vun heft bäs morren,
Mäst blif, als nor der Klōken in
Un Mzen af'm Torren.

Dät äs de Klōk vun Ungderten,
Zer Kirch loft dä de Legden
Uch heft nōch nō Fōrhangderten,
En Stämm ous älden Zegden.

Und heftzeduech erzild em nōch,
Wä jä äm Schutt läch angden,
Et jōd ich et en Mzner Sōch,
Wä em je häf gefangden.

Vun Mzen driv e Schwengshirt ous
Seng Hierde sich, en Hüfen,
Dō hatt sich ous der Klast erous
En drächtich Kräm verlusen.

Ë jakt und jakt de gånzen Däch
Zum Morje bäs entzwend,
Bäs dat e erlecht äm Schädē läch,
Et nicht sich sich kēn Dwend.

Dō jäch e un em Ackerin,
Als blä dō Guld, äst blägen,
Et schin, als schläje Blomme schin
Ervir ons alle Nāgen.

Und umme les e et nō ze jän,
Wä hatt e sich gestiwelt!
Dō jäch e en Klōk, dä hat jeng Kräm
Halwich erousgegriwelt.

De Kräm, dä jänt e mätten drän
Mät siwe Färkle läen,
Dä schnouft und gruintcht, de Färklen drän,
Dä lesse sich et däen.

Kēn Mzen ränd än de Gemīn
Als Hirt und ruf bām Nummen
All freischä, plätischä Größ uch Min
Und Jang und Alt zesummen.

Wä sich de Lekt verwangderten!
Mät Krampen, Spädlen, Häen
Les allenter kēn Angderten,
Det Mierwangder ze jähen.

Se kämen un, je gräwe läng,
Als gräwe je en Brammen,
De Klōk word gånzer ön en Sprang
Und ön en Räß gewannen.

Et dāste je än de Gemīn
Allkomm sieß stattlich Jßen,
Se zugen un der Klōk ellin,
Dat schär de Sträng zerrissen.

Wat wör dō fir e Bülksgewäl,
Ë Sammen uch e Sorren,
Bäs dat je heng um Klōkestäl
Än Mzen af'm Torren.

Dät äs de Klöf vun Angderten,
Zer Kirch reft dä de Legden
Uch heft nöch, nö Förlhangderten
En Stämm ous älden Zegden.

Viktor Kätner.

Brouß ous der Braßt erous. . .

Brouß ous der Braßt erous
Brouß wä mät Sturmgejous
Sakfejong!
Nä terfst tä angdergön,
Fräich jält te aferstön,
Säld et em jede jön:
Äs äs net bang!

Net jäl mer't Härz wī dān,
Wänn lotter Fänd ich jän
Um mich eräm!
Äs uch me Vulk gor kün,
Se mer doch ned ellin:
Gott jhägt äs Vulksgemīn.
Märkt af seng Stämm!

Felich und schlecht — gerecht,
Un Fren ägeichwächt,
Bleiw jakfeich Uert!
Stark durch deng Glüwenskraft,
Dä der fjest Härze schafft,
Kämpf trä und haldenhaft,
Ständ eisenhart!

Härrgott verloß es net,
Gäv es e stark Gemät,
Zem Kämpf gerecht!
Mir stregden Dir zer Fr,
Frähit äs äs Panir,
Wörhit äs Sakfenir,
Schild äs gat Recht.

Brouß ous der Braßt erous,
Brouß wä mät Sturmgejous,
Sakfejong!
Fiest wälln ze Hüf mer stön,
Trä uch zesummegön,
Wällend em jede jön:
Äs äs net bang.

Franz Herfurth.

Nor deng Äge loß mich jän. . .

Nor deng Äge loß mich jän,
Und ich hän zefridden.
Wenn ich dich en Däch net jän,
Meß ich mich befridden.

Gäff e Maßke mir aldift,
Und ich hän zefridden.
Wenn te mer niche Maßke gist,
Meß ich mich befridden.

Werd me Fräche na nā bald,
Und ich hän zefridden.
Wenn te net me Fräche wirft,
Meß ich mich befridden.

Stärwe wäll ich vīr dir drö,
Und ich hän zefridden.
Wenn te awer vīr mir stärwift,
Meß ich mich befridden.

Josef Behrer.

Sangtuchsklöf.

Sangtuchsklöf, woll klängit te jeh,
Klängit mer ouß'em Härzen,
Alles, wat ich legde meh,
Lir mich et verschmärzen.

Sangtuchsklöf rof än zeräck,
Mengen Deire, Wiederden;
Wäüm hi net fit, hun ich Glück
Nichtent mi af Jerden.

Sangtuchsklöf, woll klängit te dräf,
Trörich mir än Sren;
Alles, wat mir deir uch läw,
Hun ich nā verliren.

Sangtuchsklöf, loß hemmelwärts,
Wä de Klång, mich släjen;
Dō wirt mir meng uerm Härz
Nemest mi bedräjen.

Georg Mehnert.

Bäm Hontertstroch.

Äm Hontertstroch, äm Hontertstroch,
Di blät gor hiech äm Mā,
Dō jäng e künzich Bijeltchen
E Lid vu Läv uch Trā.

Bäm Hontertstroch, bäm Hontertstroch
Mer jāßen Händ än Händ,
Mir wören än der Mäenzelt
De gläcklichsten äm Länd.

Bäm Hontertstroch, bäm Hontertstroch
Un Ueffschid geng et nā.
Kam bald zeräck, kam bald zeräck,
Meng Allerläwster tā!

Bäm Hontertstroch, bäm Hontertstroch,
Dō jächt en trörich Med,
Der Bijel ichwecht, der Hontertstroch,
Di huet longhär verblät.

Karl Römer.

De Brokt vun Urbijen.

Me Kängd, na loß dich briden,
Kam zech de Seggel un,
Den rechste vun alle Kniechte jält
Tā heft zem Män bekun.

„Lod än der Trun de Seggel,“
Iz schazich Motter meng!
Dien ich vun allen um läwsten hun,
Di kån et doch net jen.“

Dät äs en stattlich Frängtschust,
Dä dö gegänge sit,
Wä git angder Kränz uch Birten doch
De Brott esi bekrit.

Em Iokt mät alle Klöken,
Se gön um Kircherēch.
„Ach wesse mir nä zwie Fljeltcher,
Dro slich ich färr ewēch!“

De Drjel klängt uch Sängen
Schin durch de Kirchendirr.
„Härr, wö te mer ändersj net hälfe käft,
Nemm läwer mich zä dir!“

Em Iokt mät alle Klöken,
Äs wedder Hochzet nä?
Se drön det heischt Mēdche vun Urbijen
Af't Kircherēch zer Mä.

Rarl Kömer.

Af deser Zerd. . .

Af deser Zerd, dö äs e Länd,
Si hich äs nichen ändert;
Ich sint mich äng nō am zeräck,
Wä ich de Wält durchwändert.

Än diesem Länd äs en Gemin,
Si inich wä e Guerten,
En hecher hun ich net gesän
Af alle menge Fuerten.

Än dier Gemin, dö stit en Hous,
Huet nichen prächtich Hallen,
Und doch huet uch det Kenengschlueß
Mer net esi gefallen.

Dänn än diem Hous, dö wunt me Schaß,
Di mir de Trä gehälden
Und all meng Fräd und all me Gläck
Äs än diem Hous enthälden.

Ernst Thullner.

De Befragung Kristi.

Vir velle, villen hangdert Jören,
Wä mir uch Härren am Länd noch wören,
Do wören ist de Ländeshannen
U Kloujenburch zesummekun:
Der Saks irwirdich uch besannen,
Der Zäfel mät gewixter Grun,
Um ze besprechen, ze beröden
Det Wil vum läwe Bueterländ,
Wat em jil dän, dat et ü Gnöden
Verschint bliw vir dem Tirkesänd.
Munch feirich Nied wot dö gehälden,
Doch mistens nor um Birmättäch;
Dänn wä et hißt, zechten as Alden
Gor vill bäm Jessen ze Mättäch.
Um dat geschäch et uch aldirter,
Wonn Romättäch en Säkung wör,
Dat de beniewelt, hägich Gister
Sich häno falen an de Hör.
Doch wör det Länd ist ü Geför,
Drö gaw et nichen Hader mi,
Du hi drö Saks, ow Zäfel wör,
Vir allm e Ländeskängd wör hi.
Drö schwich der Kegd,
Drö schwich der Streckt,
Und Gät und Blät
Mät friem Mät
Gaw jeder fir det Bueterländ,
Und inich zuch em fen de Jänd.
Si wör dat an der alder Zett,
Si jäl, si wit dat sen uch heft.

Wä se na da vir velle Jören
Mät ärer Hiftsch färtich wören
Und allend ü Richtegget, erhäf
Zem Schlaß sich noch der Saksgräf
End jöt: „Geschlueffen us der Bangd,
Di es verint ü schwerer Stangd.
Doch fit mer noch äst an de Sänn.
Meng Härren uch Frängd! Sät hier, ich bän,
Wonn ech mich gät erännren, bald
Jäf- oder siejendöchzich ält,

Und munchäit hun ich ägefän,
Wat hä, wat änderist gefchän;
Doch näst, si färr zeräc̄ ich dinken,
Kā mich e si vun Härze frinken,
Wā dat ās Mīster, ās Hilānd
Nōch āngden ās ān Tirkenhānd,
Ām dāt jāl jeder, wat e fān,
Derzā dān, dat mer e befrān.
Mer wieln en Deputation,
Ān dier en jēglich Nation
Vertrieden ās und dā jāl zān
Ān't helich Lānd und sich bemān,
Dat je den Hilānd dohār brāngt
Kē Siwenberjen. Dinkt, ir Frāngd,
Wat wēr dāt demich fir en Ir,
Wō mir den Hilānd brēchten hier.“

Si ās et! Ugy van! Helyes! Jó!
Kriřch allend durchenānder drō:
Se jellen en ernewerbrāngen!
Wonn ārer drā zān, meř et gelāngen!

De Sach, dā wot nā fies̄t beschlueffen
Und bāld drāf zugen māt sieř Ruesfen
(Dā gāw et nichēn Vānen nōch)
E Saks, en Zāfel uch e Blōch
Ān enem hās kē Bethlehem,
Und dohār kē Jerusalem.
Dō genge je bā't helich Grāw,
End duchten net, der Tirk, dī hāw
Duer muesřeřch Wachen āgestālt.
Wā je dā jāgen, lew et kālt,
Wā'n Edes iwer āre Kāck,
Und jeder ducht: Nor schniel zerāc̄!
Der Zāfel awer fařt sich bāld
End glūwt uch hā māt der Gewālt
Um bieřten nōch dervunzefun.
E drēt sich alsi schniel de Grun
End křiřch: A karddal ki! A fegyvert le!
Ēs rajta! Menjūnk, vāgjuk le
A fejeiket! Teremtette!
Tān nem fēlsz, bakszász? Teringette!
Der Saks, dī peřpert hemlich: „csitt!
Net schimpf, tā Zāfel, gāw der Frid!

Wällt tā un dä dich une wuegen?
Dä nien es nor e sie um Kruegen
End kepen es. Loß dat nor feng,
Mir richte schin de Sach ganz feng.
Mer gön bā'n gäden Advokaten
End gien dem Frängd e puer Tukatzen,
Hi jāl es drō en Schräft verassen —
(Ech wäll em schi genā aspaffen,
Dat hi uch allend äne jägt,
Dat hi de Hädder gāt sich wägt)
Dä drō mer dnō zem Rizer ännen;
Sch wäten, dat mer den Hiländ gewännen“. —
»No wes, moi Sas, tu jescht un prost,
Schi prostu tata tou o fost«,
Söt draf der Blöch: »Jo am gindit,
Tu jescht cu minte, da n'am getschit.
Lasaz pe mine, me duc singur,
»Ascha ketre sara, schi el fur.«

Ernst Thullner.

De Bekoirung.

Un auejer Geoß, men Nieber Paul,
Hoi hat af Jerde' sche' sen Paul.
Sen Frau dei weos dem vile Kläch,
Se aurgert an moi als genäg.
Nie wei em de Gedould zeriß,
Wei hoi saui schläg und eisse' schmiß,
Leif saui zem Farr, em soël se schoëden,
Se kaint nāt liewen māt dem Hoëden.
„Wohlachtberheoirwürd'ger Hārr ech hun —
Vu' menem Moen — dehoëm e jollen Schlieg bekun . . .
E huet mech gedräeichen, dat ech bā' gekrochen —
Des Heos'len, des huet hoi zeschlien u' mene' Kneochen!“
Se schatt an Jer'n en Sackvoll Speochen eis.
En Paus . . . der Farr: „Nāst ihre' Moen mer an det Heis!“
Der Paul — hoi kom. En Paus . . . 't wuerd nāst geried . . .
Der Farr nom d' hiāleg Schräft, schläg j' af und biet:
„Hārr! leinwer Gott! Ech bid'n dech māt erhuew'nen Hoinden,
Bergäg der Meinschoet erir anrwlech Säinden. —
Hārr seich de Voulk! (en Paus.) Det Waiw huet hoi maßhoendelt —
Māt Heos'lestecken — — Af Jerden as der Meinsch noch nāt gewoendelt.
Verflächt bās tau! Foert māt dir — foert an de Paul!
Amen. — En Paus . . . Hoi roirt sech nāt — der Paul.

En loinker Paus . . . der Farr: „Wei kaunt ihr neoch ihr Säinden drien —
Wurám huet ihr ihr Wáiw mät Stecken fram geschlien?“

Und draß der Paul: „Dat sauí de Páßt . . .

Hárr Farr! Doi Sackvoll Speoch'n, deot hoëßt doch náßt.

'ch maíß allen Hauern'ít — ech wáll hei nást vil moinen —

E Faider Heof'le' Riáden hoëme' broinen.

Und dei zerschlien ech — ech wáll nást lágen —

W' mener Frau, dat nur de Schif'ren slágen —!

Nie ás sauí gát — men Frau, dernie witt nást gestriden,

Nie lieve' mir wei gaung veroidert — hoësch ám Friden —“

En Paus . . . en soir louk Paus . . . (ihr maíßt nur nást erschrecken)

Der Farr siet: „Fraünd! Broint mir doch en Farr dier Stecken —.“

Michael Königes.

VII. Die Gegenwart.

Schön-Guschen.

Dort reitet mein Hans die Gasse herab;
Die Freude durchzittert mich ganz;
Er reitet so stolz in gemächlichem Trab!
'S ist keiner so schlank wie mein Hans.

Er hat mich gesehen! Jetzt winkt er mir zu!
Sein Auge sprüht freudigen Glanz;
Du lieber, herziger Bursche du!
'S ist keiner so hübsch wie mein Hans.

Und morgen ist's Sonntag, wie wird er mich drehn
Im Reigen bei fröhlichem Tanz;
Er schwingt mich, daß mir die Sinne vergehn,
'S ist keiner so flink wie mein Hans.

Bald machen wir Hochzeit! — Ja, schaut mich nur an!
Dann trag' ich den bräutlichen Kranz,
Und er wird mein braver, mein stattlicher Mann,
'S ist keiner so treu wie mein Hans.

Wilhelm Hermann.

Am Sarge meiner Mutter.

O Mutter, ist der Tod nicht ein Gewinn?
Du liegst im Sarg wie eine Siegerin,
Die durch der Leiden herzensbange Stunden
Nun im Triumph das Leben überwunden,
Die Hände sind gekreuzt wie zum Gebet,
Auf deiner Stirne thront des Todes Majestät.

Fürwahr, es ist nicht Täuschung oder Trug,
Dein Angesicht trägt edelstolzen Zug,
Dein Haupt ist schon von jenem Glanz umflossen,
Der dir des Himmels goldnes Reich erschlossen,
Daß du so oft in Sehnsucht hast erlehrt.
Von deiner Stirne strahlt des Himmels Majestät.

Und wie ich nun am Sarge weinend steh,
Gehst wie ein Sonnenlicht durch all mein Weh
Die Liebe, die von dir einst ausgegangen
Und die ich stets so überreich empfangen,
Die dich auch jetzt im Sarge noch umweht,
Um deine Stirne weht der Liebe Majestät.

Und ach, wie oft ich diese Liebe nicht verstand,
Wie oft ich ihrem Zauber mich entwand,
Wie gerne möcht ich all die Tränen stillen
Die du wohl auch geweint um meinetwillen;
Doch meine Reue kommt zu spät,
Ich beug mich vor des Todes Majestät.

Wilhelm Hermann.

Heimweg.

Das ist mein liebster Gang
Zum nahen Bergeshang,
Den stolze Eichen, grüne Tannen schmücken,
Dort führt mein Weg, den schwere Gleise drücken.
Auch heut bin ich trotz Schnee und Eis
An jenem Wald vorbeigegangen,
Sah an den Zweigen silberweiß
Des Winters Glitzernadeln hangen.
Ich sah mein Vaterhaus verschneit
Im kleinen Dorfe eingebettet,
Wohin in dieser Weihnachtszeit
Ich kampfesmäde mich gerettet.
Und rings im Tale lieb und traut
Liegt alles still. Im weiten Raume
Schallt hie und da ein Hundelaut,
Als ob ein Kind aufschreit im Traume.
Du Heimatfriede! Ein stärkender Trank
Bist du für mich in dieser Stunde.
In deine Stille klingt frei und frank
Ein jauchzender Gruß aus meinem Munde.
Dann neige das Haupt ich demutsvoll
Und segne die Erde mit bittenden Händen
Und möchte jeder Scholle Zoll
Die Sonne meiner Liebe spenden.

Wilhelm Hermann.

Wunsch.

Wenn ich einmal sterben werde,
Sei mein Friedhof deutsche Erde,
Deutsch der Boden, der dem Müden
Bringt den langersehnten Frieden.

Wenn ich auch bei meinem Grabe
Nur ein schlichtes Kreuzlein habe,
Möge dort der Wand'rer lesen,
Daß ein Deutscher ich gewesen.

Deutsch soll ihm die Inschrift sagen,
Welchen Namen ich getragen,
Welche Lieder ich gesungen,
Welches Herz hier ausgerungen.

Daß mein Dichten und mein Lieben
Immerdar nur deutsch geblieben,
Daß ich deutschem Stamm entsprossen,
Deutsche Bildung hab' genossen.

Daß ich deutscher Weise lebte
Und nach deutscher Ehre strebte,
Daß ich deutsche Milch gesogen,
Daß mich Deutschland großgezogen.

Wenn ich einmal sterben werde,
Sei mein Friedhof deutsche Erde,
Deutsch der Boden, der dem Müden
Bringt den langersehnten Frieden!

Wittor Orendi-Hommenau.

Entsagung.

Ich möchte wieder wie in alten Tagen
Ein Großes, Hehres, Unfaßbares wagen,
Den Himmel stürmen und in Sonnengluten
Als stolzer Sieger wie ein Held verbluten.

Ich möchte um die goldnen Sterne ringen
Und ihren Glanz in meine Seele zwingen,
Den Erdball möcht' ich aus den Fugen treiben
Und meinen Namen in den Weltraum schreiben.

Mich kühn mit Adlern in die Lüfte schwingen,
Wie eine Schwalbe in den Äther dringen,
Die Berge spalten und die Wolken zünden,
Den Weg zum Licht, zum Morgenrot zu finden.

In tiefsten Schächten mit dem Feuer glühen,
Aus Eisenbränden tausend Flammen sprühen,
Dem Felsen aus dem Herzen Steine brechen
Und mit der Gottheit wie ein König sprechen.

Du, große Zeit, wohin bist du entschwunden?
Von all' den Träumen blieben nur die Wunden,
Gebrochen ist die Kraft, der Flug ist müde,
Nur Leid und Trauer wehn aus meinem Liede.

Das Große, Unfaßbare ist gestorben,
Im Alltagsfuhrwerk eingespannt, verdorben,
Die Sonnen haben ihren Strahl verloren,
Kein Stern, kein Licht wird mehr für mich geboren.

Und mühsam sich jetzt Tag und Wochen schleichen,
Und träge winden sich des Schicksals Speichen,
Will Berge nicht mehr spalten, Wolken zünden,
Nur Ruhe für die Seele, Ruhe finden! . . .

Viktor Orendi-Hommenau.

Psalm.

Du bist müde vom Leiden.
Deine Augen macht die Freude weinen
und der Anblick der Trauer findet dich stille.
Du willst die Freude nicht sehen,
die an deinem Hause vorbeizieht.
Du wendest dich von der Freude jäh ab,
denn du issest das Brot der Trauer.
Trägst du keine Sehnsucht mehr?
Sehnsucht nach den Farben der Erde?
Siehe, der Herr, ließ die Freude wachsen,
wie die Blumen ließ er sie wachsen.
Der Herr schuf die Blumen und die Freude,
in ihren Farben schuf er sie gleich Schwestern.
Der Herr breite die Freude vor deine Füße;
der Herr heile deine Seele mit dem Hauch seiner Güte.

Josef Lehrer.

Von Erde bist du genommen.

Was willst du hier auf den Höhen?
Auf den Höhen weht der Wind.
Weißt du, woher? Weißt du, wohin?
Auf den Höhen leuchtet ewiges Licht.
Licht ist Gottes Art.

Was willst du auf den Höhen?
Willst du, daß der starke Sturm
Durch brennendes Licht hindurch
Dir heule die alte Weisheit ins Ohr:
„Du bist Erde!“

Blick im Thal nach einem Pfahl,
Daran du bindest dein bißchen Leben
Und hülle dich fein vor dem Sturme ein
Und schütze dein Auge gegen brennendes Licht
Und laß' Glühwürmchen leuchten auf deinen Wegen.

Josef Lehrer.

Frühling.

Wenn der Frühling, der Lebenspender,
Seine knospenbestickten Bänder
Um die atmende Erde schlingt;
Von den rußlos murmelnden Quellen,
Die dem schimmernden Moos entwellen,
Jede Wurzel Verjüngung trinkt;
Aus der Nebel verworrenen Falten,
Die die ringenden Winde spalten,
Flammgekrönt das Urlicht dringt:
Öffnet seine verschwiegenste Pforte
Meine Brust dem lebendigen Worte,
Und die Sehnsucht zum Himmel schwingt.
Wandern! hinein in das werdende Leben!
Ziellos! dem Drange der Stunde ergeben;
Rasten wo Sonne und Freude winkt!

Ruise Gelsenbein.

Freiheit.

Und flöße aller Glanz der Welt
In eine Lohe auch zusammen — —
So würde nie mein Herz entflammen,
So nie von Sonnenlicht erhellt,

Als wenn mein heißer Blick dein Nahn,
Du Himmelsherrliche, empfindet — :
Freiheit! Wie sich das Wort entwindet!
Als schlugen tausend Glocken an.

Luise Helfenbein.

Die junge Nonne.

Das ist am jüngsten Tage,
Wenn jede Schranke fällt,
Dann geht ein Wetter und Blitzen
Über die zitternde Welt.

Dann lieg ich wohl tausend Jahre
In der Erde und die war schwer,
Und unter mir hörte ich branden
Der Ewigkeit donnerndes Meer.

Dann steig ich aus meinem Grabe
Mit meinem flammenden Blut
Hinein in die götterdämmernde,
In die heil'ge erlösende Flut.

Regine Ziegler.

Der Engel.

Tod, einst warst du mir nahe
Mit deiner Knochenhand,
Doch — mein blühendes Leben
Ein Engel dir entwand.

O, nun komm, ich warte
Sehnend im Abendchein,
Tod, nun sollst du erlösend
Selber mein Engel sein!

Regine Ziegler.

Sommerfäden.

Sommerfäden — zart und schimmernd —
Winden sich um meine Hand,
Leiten mich bekannte Stege
In ein altes Wunderland.

Wieder um mich Waldesstille;
Draußen liegt die heiße Welt,
Nur ein Sonnentropfen zitternd
Durch die grüne Dämm'ring fällt —

Liegt auf deiner frommen Stirne,
Leuchtet auf in deinem Blick —
Schimmernd steigt aus dunkler Tiefe
Stilles, märchenhaftes Glück.

Da — ein Riß. Die Sommerfäden
Gleiten weiter durch das Land.
Frostig streifen kahle Stauden
Über meine leere Hand.

Anna Schuller-Schullerns.

Gretchen.

Du blondes Gretchen
Im langen Zopf,
Du gehst mir nimmer
Aus Sinn und Kopf.

„So blau der Himmel,
So sonnig der Tag,
Wo nur das Glück
Noch weilen mag?“

Ich sah dich stehen
Am Bergeshang,
Den Blick gerichtet
Den Weg entlang.

Nicht ungeduldig!
Wart still und stumm,
Da — um die Ecke —
Gleich biegt es um!

Anna Schüller-Schüllerus.

Über den Stoppeln . . .

Über den Stoppeln Schellengeläut.
Schafe in trägem Weidegang
Ziehn das wellige Feld entlang.
Und der Hirt sitzt still am Rain
Und träumt in die herbstliche Welt hinein.

Friedrich Siegbert Höchsmann.

Traumliebe.

Ein Weilchen noch will ich der Nacht gehören und träumen,
Ein Weilchen noch in wachem Traum verträumen.

Du warst so lieb und gut! Halt wieder mich in Armen!
Laß Wange fest an Wange mich erwärmen.

Und küsse mich, und sag mir liebe Worte. Der Morgen
Kommt kalt, er bringt mir Arbeit nur und Sorgen.

Ein Weilchen noch will ich der Nacht gehören und träumen,
Ein Weilchen noch in wachem Traum verträumen.

Friedrich Siegbert Höchsmann.

Umarmung.

Drück dich fester noch an,
Sei noch inniger mein!
Mein Leib, meine Seele
Wollen eins mit dir sein:
Ein Wollustbeben,
Ein Wonneglühn,

Ein seliges Schweben
Durch Himmel hin,
Ein seliges Sinken
Zur Erde zurück
Und ein Ertrinken
In Erdenglühn.

Friedrich Siegbert Höchsmann.

Abschied.

Ich kam im Abendsonnenschein —
Nun bleicht die Nacht sich wieder.
Du hältst mich und ich laß dich nicht.
Wir sehn uns schmerzvoll ins Gesicht;
Dann drängt es jäh uns nieder.

Und Abschied nehm ich wieder dann
Und wende mich und gehe.
Du siehst mir nach, ich seh zurück:
Da wird nach all dem goldnen Glück
Die Brust mir sterbenswehe.

Und noch einmal. Und noch einmal . . .
Dann bin ich doch allein
Und wandre in den grauen Tag
Und denk an dich. O du! Wie mag
Ich ohne dich nur sein!

Friedrich Siegbert Höchsmann

Zu spät!

Ich hab ja keinen geliebt — nur dich!
Was kamst du nicht und nahmest mich?
Ich hab so lang gewartet.
Ich hab so bang nach dir begehrt.

Was bist du nicht gekommen?
Und hättest du mich einmal nur
An deine Brust genommen,
Und hätt' ich einmal, einmal nur
An deinem Mund gehangen,
Hätt' einmal nur dein Ruß gestillt
Mein zehrendes Verlangen!

Was kommst du nun? Es ist zu spät!
Und gäb ich dir mein Leben:
Das ist so alt schon, ist so müd —
Ich kann dir nichts mehr geben.

Friedrich Siegbert Höchsmann.

Sagedorn und Butterblume.

Sprach zum Sagedorn die Butterblume:
„Freund, du strebst nach sonderbarem Ruhme!
Finde es gehässig und abscheulich
Sich den Leib mit Dornen zu besetzen.
Willst du Mensch und Tier damit verletzen?
Unverständlich ist's und unverzeihlich:
Weder deine Frucht noch deine Blüte
Ist von so begehrenswerter Güte,
Daß man sie mit solchen Waffen hüte.“

Sprach der Strauch zur Blume: „Liebe Schwester,
Sieh, es bergen Vögel ihre Nester
Eben dieser bösen Dornen wegen
Sicher hier in störrischen Gehegen.
Solchen Gästen tu ich nichts zuleide.
Andre freilich zupfe ich am Kleide,
Nehme mir ein bißchen von dem Zolle,
Den die Dummheit zahlt mit ihrer Wolle,
Unbekümmert, ob das Schaf mir grolle.
Und mein Ruf — ach Gott, ich bin zufrieden
Mit dem Namen, der dem Dorn beschieden,
Seit die Dornenkrone überstrahlte,
Was mit andern Diademen prahlte,
Und ich denke mir, du weißt mit nichten
Ähnlich unvergeßliche Geschichten
Mir von Butterblumen zu berichten.“

Ernst Rühlbrandt.

Stiller Kampf.

In blauer Höhe schwebt der Aar
Und spricht: „Ich hab so manches Jahr
Dem Kampf im Tale zugesehen,
Den dort der Fichten tapfre Schar
Mit groben Buchen muß bestehen.
Um Luft und Licht, um jeden Zoll
Ringt Ast und Ast in stillem Groß.
Doch nützt den dreiften Buchen kaum
Des Astwerks störrisches Verdichten;
Denn stolzer recken sich die Fichten
Hinauf zum sonnenfrohen Raum.
So wird denn doch der Nadelbaum
Den Feind in diesem Tal vernichten.“ —

Ein Maulwurf hörte dies und lachte:
„Nur lachte, Herr Prophet, nur lachte!
Du hast von deinen Wolkenhöhn
Den Blätterkampf im Frühlingsföhn
Die Plänkelei der jungen Äste,
Doch nicht den Wurzelnkampf gesehn.
Den Sieg entscheidet nicht die Geste,
Und Stolz macht keine Schwäche quitt!
Ich aber sah der Wurzeln Ringen,
Der Buchen stetes Vorwärtsdringen
Im Schoß der Erde Schritt für Schritt:
Nicht ein Jahrhundert wird vergehn,
Und hier wird keine Fichte stehn.“

Ernst Kühnbrandt.

Zeitlose und Feigenbaum.

Eine nackte Krokusblüte
Sproß am kühlen Waldeszaun.
Voll Entrüstung im Gemüte
Sprach zu ihr der Feigenbaum:
„Ei, du Zeit- und Sittenlose!
Nimmer finde solches statt!
Man versteckt sich doch im Moose,
Wenn man keine Blätter hat.
Nun, ich will aus meiner Fülle
Gerne dir behilflich sein:
Nimm dies Blatt von mir und hülle
Dich in Züchten darin ein.“ —
„Baum der Feigen und der Frommen,“
Krokusblümchen drauf versetzt,
„Bist du schon so weit gekommen,
Daß mein Anblick dich verlezt?
Wohl, die Zucht hat ihre Größe,
Schamgefühl gerechten Ruhm;
Doch es hat auch jede Blöße
Ihr geheimes Priestertum.“

Ernst Kühnbrandt.

Die Sünde.

Als der Wolf zu Jähren kam,
Ward er fromm und tugendsam.
Und er sprach: „Ich könnte weinen,
Daß man doch im allgemeinen
Mehr des Lasters Folgen scheut,
Denn die Sünde selbst bereut.“ —
„Welch ein Wort aus diesem Mund!“
Bellt der brave Schäferhund.
„So ein Heuchler!“ kräht der Hahn.
Nur der Fuchs, der Hofkaplan
Und gewiegte Seelenretter,
Sprach mit Salbung: „Lieber Vetter!
Gut und böse wird die Tat
Dadurch, daß sie Folgen hat.
Item, wenn ich's recht ergründe:
Wie die Folge, so die Sünde!
Hättet Ihr in jungen Tagen
Nichts getan, was Ihr bereut,
Wäret Ihr gesund im Magen,
Aber ohne Frömmigkeit.“

Ernst Kühbrandt.

VIII. Die Jungen.

Dorfnachtsfrieden.

Aus keinem Fenster mehr ein Schein.
Hier schliefen alle längst schon ein.
Der Kirchturm steht: ein drohend Schwert,
Daß jedem Feind den Einbruch wehrt.

Im schweren Schlaf geht um der Trug:
Starr streckt vom Stroh sich nach dem Pflug
Die arbeittrauhe Bauernhand . . .
Und an der Wand
Die Uhren schlagen hart
Dem Tag entgegen.

Licht wart noch! Wart!
Allerwegen schwebt die Stille.
Heiliger Wille:
Daß die Nacht
Reins durchwacht.

Eduard Schullerus.

Unser Kind.

Du bist der Becher, den wir jeden Tag
Mit neuer Freude an die Lippen heben,
Vor dessen Goldglanz unsre Herzen beben
Wie in dem Frühlingslicht der Birkenhag.

Wer füllt dich nur mit so viel Frohsinn an,
Wer läßt in dir die hellen Perlen steigen,
Zu deren Spiel sich unsre Blicke neigen,
Wo ist der Urquell, dem ich danken kann?

Schäum auf! Schäum auf! Du reiner Lebenswein —
O Glück, an deinem Duft sich zu berauschen —
Und deinem frischen Sprudellied zu lauschen.

Noch bist du unser —. Unser ganz allein.

Eduard Schullerus.

Erfüllung.

Wunderbalsamduft
Feuchter Märzenerde:
Zitternd-warme Luft
Singt im Land das Werde!
Wie so leicht mein Sinn.
Wie so froh ich bin!
Und der Himmel blaut so selig offen,
Daß ihm zuströmt all mein starkes Hoffen;
Und mir wird: es müßt um diese Zeit
Jrgendwo in stillem Tale weit
Meine oftgeträumte Blume nun
Von dem heiligen Walten
Kraft erhalten,
Ihre feltene Blüte aufzutun.

Eduard Schullerus.

Die Kranke.

Wieder starb ein Tag dahin,
Müder falt ich bleiche Hände,
Tröstend fließt es durch den Sinn:
Näher — näher deinem Ende!

Eduard Schullerus.

Frühlingsstürme.

Hinter jenen Riesendämmen,
Die die Heimat mir begrenzen
Muß heut wieder in den Höhen
Urhaßwildes Rämpfen toben.
Schar um Schar
Und Zug um Zug,
Haftverzerrt auf geisterbleichen
Zügellosen Wolkenrossen
Sind sie schon dahingeraßt.
Doch aus Norden, aus dem Osten
Jagen neue sturmbeschwingte
Heere hin zur weiten Walfstatt.

Und der Wald, der jungergrünend
Meiner Stadt getreuem Schutzwall
Aus der breiten Steinbrust wuchert,
Bäumt sich auf in toller Freude,
Harft auf tausend Saiten Lieder:
Schlachtgesänge, die seit alters
Er den Himmelsstürmern braust.
Drüben müssen sie den Feind
Endlich Aug im Auge haben:
Donner rollen durch die Täler
In den Gründen fern vergrollend.
Dann ein Knattern, Prasseln, Splintern . . .
Wie von heißem Schwerterfchlagen
Grellen Feuergarben nieder.
Und der Schweiß der grimmen Ringer
Fällt als linder Frühlingsregen
Auf die alten ausgeruhten
Felder meiner stillen Heimat.

Eduard Schullerus.

Hohe See.

Am Rivierastrand

Es hat das Meer die ganze Nacht gebrüllt
Und scheuchte mir den Schlaf, den süßen, linden.
Kein Groll in mir. Ich ließ mich überwinden,
Ich war von seiner Größe tief erfüllt.

Wie hat in Ungeduld mein Blick gesucht
Nach dir, du erstes Licht in dunklen Weiten . . .
Der erste Strahl der Sonnenherrlichkeiten!
Ein froher Sieger stürzt er in die Bucht.

Empörte Macht, ein drohendes Gericht . . .
Es stürmt heran in tausend Schlachtkolonnen.
Ein Riesenschrei: „Bald ist das Land gewonnen!“
— Halt! — Widerstand. — Die stolze Phalanx bricht.

Und tausend Helme sinken in die Flut;
Sie werden hochgeworfen und zerstioben,
Zerpellte Panzer an den Strand getrieben,
Im Sand versickert weich das Heldenblut.

Unzählig brausen wild die Scharen an,
Doch all der Glanz und all der Mut zersplittert.
Der Herrgott dröhnt; von seinem Wort erzittert
Die Welt, die er vernichten — und bewahren kann.

Tob' mit, du Freude in dem Wetterspiel,
Laß nur vom Sturmwind, Herz, dich höher schwellen,
Schöpf Lebenslust und Kraft aus Meereswellen!
Wer weiß, wie schwer die Fahrt, wie weit das Ziel?

Eduard Schullerus.

Winterfrühling.

Wie hast du nach dem Meer dich krank gesehnt,
Einfältig Herz!
Jetzt schlägt im Sturm du — an den Fels gelehnt . . .
Herb ist dein Schmerz.
Die Sehnsucht rauscht auf weißem Wellenschaum
Und lockt hinaus:
Tief, tief in Bergestruh, im Wintertraum
Dein Glück, dein Haus!
Was willst du Sonne mir, du Frühlingsluft
Zur Weihnachtszeit . . .
Oh Kerzenschimmer, Heimattannenduft
So weit — so weit!

Eduard Schullerus.

Erntezeit.

Rein Dängeln mehr, kein leises Sensensingen.
Die letzten Garben rauschen auf die Wagen;
Sie können kaum den schweren Segen tragen.
Aus frohem Dorf die Erntelieder klingen.
Erinnerung steigt aus längst versunkenen Tagen,
Da lichtbesprüht im Abendglühn wir gingen,
Tief auf den Weg die goldnen Ähren hingen,
Und unsre Herzen hoch in Luft geschlagen.

* * *

Wie langsam einst der Flammenschein verglommen,
Wollt langsam nur dein Bild sich mir verklären
Mit Himmelsglanz. — Du warst ja dieser Erde!

Wann wird einmal der ernste Mäher kommen,
Dem ich, gebrochen, gleich den vollen Ähren,
Der Bürden müde, lächelnd folgen werde?

Eduard Schullerus.

Aus meinem Frieden.

In tiefer Einsamkeit hängt eine Sichtung.
Wann denn, von wem zum letzten Mal betreten?
Kam's ihm wohl auch zu knien hier, zu beten
Vor der dem Blick enthüllten Schönheitsdichtung?

Wälderglück aus weiter Runde
Drängt wie Tauwind mir entgegen.
Viele Meilen Felder, Segen,
Silbern geht der Fluß im Grunde.

Fern als Grenze dem entzückten Schauen
Trotzt des Urgesteines schroffe Mauer.
Dorthier segt aus weißem Winterschauer
In den Sommer mir ein kaltes Grauen.

Kleines Leben mir zu Füßen:
Kraut und Moos und Blütensterne;
Kommt ein Hauch aus blauer Ferne
Regt ein stilles Stengelgrünen.

Bang im Wettersturm erbeben
Drüben Edelweiß und Raute.
Donnernd stürzt die bartergraute
Tanne aus dem Hochlandleben.

Ewiges Sterben — Neuerstehen . . .
Anfang bist auch du — und Ende,
Ringer bis zur Lebenswende
Und dann Spreu im Windeßwehen.

Manchmal wogt durch meine Haft
Voll ein Branden der Gewalten,
Die dies Weltenwerk erhalten.
Daraus schöpf ich neue Kraft.

Edvard Schüllerus.

Ihr Reich.

Vor meinem Fenster geht ein dumpfer Schritt
Die dunkeln Stunden quälend mir vorüber:
Die Gasse auf — dann wendet er, und stapft
In gleichem Takt die Häuser wieder ab.
Wenn er am nächsten klinget, dann ist es,
Als ob aus uralt-greisem Frauenhaupt
Zwei stechend-scharfe schwarze Augen
Wuchtend auf mich fielen . . .

Und dann außs offene Bett, in dem
Die Kranke fieberglühend=heiße Träume kocht.

Und aus den Ecken, aus des Zimmers Tiefen
Steigt's haßgezeugt empor
Und gähnt aus ekelen Teufelsfrähen
Starr mich an,
Und gröhlt:
Das ist die Nacht!
Die kalte, schreckende.
Die dauert — dau — ert!
Endlos schleicht sie durch die Zeit.

Man sagt, du sollst den Frieden bringen,
Die leid- und gram=vergeßene Ruhe,
In der die Seelen in die andere Welt
Hinübergleiten, um an goldenen Spindeln,
Die einst bei unserem Eintritt in die Welt
Erstarben, spielend fort zu drehen.

Bist du,
Die mir in meine hangen Wachen stiert,
Dieselbe Nacht?
Wenn unter Sternenschein, geborgen
Durch dichte schlafverschwiegene Hecken
Die Liebe zu den Herzen Silberbrücken baut,
Auf denen menscheitalte, heilige Gefühle
Auf Engelschwingen hin und wider wehen
Ist, was so Weltvergeßene
Mit Purpurwellen warm umfließt,
Dieselbe Nacht?

Bist du dieselbe, deren weicher Mantel
In Güte alles Land und Wasser
Und meilenweite Wälder
Und höchster Berge lebensferne Firnen überwallt,
Die Du den stillen Pilgern
Aug und Seele weitest
Für deiner Tiefe Unergründlichkeiten,
Und ihnen Frömme in die Herzen schließt,
Daß sie Beklommenheit erfäßt
Vor kühnem Fluge heller Taggedanken —

Bist du dieselbe?

Wie wechselvoll sind die Gewande, Nacht,
In denen du das All durchschreitest!

Einsamer Weg.

Ein Viertelhundert hochragender Pappelsäulen hält wie ernste Männerweh an einem kleinen stillgleitenden Bach die Wacht.

Sie tragen die Schönheit der Landschaft. Zu Abend behängt sie der Himmel mit all seinem Gold und Kupfer, mit dem weichen Geschmeide und Farbensplitter.

Aber aller Prunk, das Frohlocken in den grellen Lichtern läßt die Alten starr. Sie stehen tiefernt an dem sich regenden Wasser; kaum ein Blatt schenkt einer der sanften Strömung.

Dann noch ein Baum! wenig weiter; einem stummen feinempfindenden Menschen vergleichbar, ein durchaus ästhetisches Wesen, dem die Trauer, der Schmerz um den Körper wallen und in schlanken Gerten, schmalen Blättern zum Spiegel des Baches niederhängen.

Diesem ist der Schwermütige innig zugetan. Die Pappeln in ihrer Steifheit sind den Freunden fremd. Doch auch die Hochragenden kennen ein Lustgefühl.

Jeden Abend, wenn das Schauspiel mit der Sonne zu Ende ist, durchläuft sie ein Zittern; sie scheinen sich zu recken, höher in den grauen Himmel zu wachsen in quälender Erwartung. Manchmal wird ihr Stillung. Die Freude steigt im Osten auf; dahin neigen sie die Spitzen . . . Und nun treibt der Mondfahn hoch. Die vor ihm aussprühenden Silberfunken bestäuben zuerst die Pappeln. Das ist ihr Stolz!

Sie wachsen stumm weiter durch Nacht und Tag; abgeschlossen und nicht geliebt von dem Leben ringsum.

Dann bespielen die Strahlen die Weide. Sie zerfließt in Wohlgefallen in weichen Gefühlen. Alle Blättchen und die Äste glänzen; — die bis ins Wasser greifenden Zweige saugen sich voll am Mondlicht und lassen es zum Bach niederrinnen, daß er gleißt, wie leuchtendes Metall.

Und das aufmurmelnde Wasser kühl in Gegenliebe das zehrende Weh des Baumes an seinem Ufer.

Eduard Schullerus.

Aus den Wassern.

Bist du zur Nacht an einem Teich gestanden,
Und hast dem bangen Sehnsuchtrufen nachgesonnen?
Hat dich dies Klagen nicht wie Traum umsponnen . . .
Dir war: als weint es aus fern-fernen Landen!

Du hörst das Klingen aus dem Märchenbrunnen,
Und fühlst dich wieder in den Zauberbanden,
Da deine Kinderfinne zart empfanden,
Was sie als Schatz aus Muttermund gewonnen.

Da hast du staunendweiten Augs vernommen,
Daß alle Seelchen erst in Wassern träumen,
Biß sie auf Vogelßflügeln lichtwärts dringen.

Erinnerung kommt auf dunkelern Rahn geschwommen
Und trägt dich sacht zu goldener Frühzeit Räumen
Hörst du zur Nacht an Teichen solches Singen.

Eduard Schüllerus.

Schlaf.

Wenn müd ich dir im Arm liege,
Als Rissen deine junge Brust,
Kein Königskind in goldgestickter Wiege
Schläft so voll tiefster Lust.

Kein Königskind hört, traum-umschlungen,
Ein Schlummerlied wie deins, gesungen
Vom Schlag des reinsten Herzens, vom Wehn
So klaren Atems. Und silberklingend gehn,
Wie Harfenspiel, dir Melodien
Im Innern auf und nieder
All jener tausend Liebeslieder,
Gejauchzt bald, bald geweint im Blühen
Des Frühlings, seit die Sterne stehn.

Germann Klöf.

Brunnen im Schnee.

Um unsern alten Brunnen hat
Der Frost sein stählern Kleid geschlagen;
In kühlem Panzer flirrt das Rad.

Und hundert eisige Speere bricht
Mein Arm, die in die Speichen ragen;
Der schwere Eimer löst sich nicht.

Im Sommer — wie die Kette flog,
Da jeden Abend du der Herde
Hier Wasser schöpfest in den Trog:

Den jungen Busen übern Schacht
Gedrängt mit froher Glücksgebärde,
Wie Sonne grüßt in dunkle Nacht.

Germann Klöf.

Stiller Herbst.

Diese Tage klarer Freude,
Edlen Reifens, goldner Fülle
Reihn sich wie kristallne, große
Perlen durch des Herbstes Stille.

Während Früchte selbst sich lösend,
Sterne schweigend niederfallen,
Hör ich fern, im tiefen Lande
Deinen letzten Schritt verhallen.

Germann Rüb.

Verhüllter Pfad.

Am Dorfesrand, auf frischbeschneitem Feld,
Entdeckt' ich deine Spur. Ich beugte tief
Mich nieder, küßte stumm das liebe Zeichen.

Und wie ich weiter pilgre in den bleichen,
Vergehenden Tag, — die Abendglocke rief
Zur Ruh' die müde Winterwelt —,
Berührten Flocken, keusch und silberzart
Wie deine Seele, Augen mir und Wangen.
Es kam die graue Nacht, und leise ward
Der schmale Pfad verhüllt, den du gegangen.

Germann Rüb.

Weißstämmiger Buchenwald . . .

Buchenwald, weißstämmiger Buchenwald —
Noch gestern klang durch deine stolzen Hallen
Ihr leichter Schritt, und ihre Hände
Strichen kosend über die hellgrünen Sträucher,
Über die purpurgefärbten hohen Blumen
Auf deinem immer-dämmrigen Grund.

Dir war so jung und froh zu Mute,
Als rieselte scheuer Frühlingregen
In deine noch knospenwarmen Blätter
Und tiefer, dir bis in Adern und Mark.

Bald, ach bald nun senken wir sie hinunter,
Die Freundin, zu deinen grabfühlen Wurzeln;
Und hier, in den furchtbar stummen Räumen,
Hallt nicht mehr ihr sorgloses Wandern,
In meinem Herzen nicht mehr der Sang ihrer Liebe!

Germann Klöß.

Heimliches Fest.

Seltner werden unsre Feste;
Keine Geigen, keine Scharen
Sorglos zugeströmter Gäste,
Die uns sonst willkommen waren.

Daß am heut'gen Sonnentage
Stille Stunden dich nicht drücken —
Siehst du, wie ich Blumen trage,
Arme voll, dein Grab zu schmücken?

In die Blumen leg' ich leise
Dann mein Haupt, den Blick zum blauen
Himmel richtend; alter Weise
Dir und Gott ins Aug' zu schauen.

Germann Klöß.

Abendlied.

Spannst deine Flügel,
Weit die weichen, träumerischen Flügel
Abend, und fliegst durch die Welt.

Wundersamer Vogel du!
Von keinem Lied die dunkle Brust geschwellt,
Breitest du Schatten, breitest Ruh'
Über Garten mir und Feld.

Meine Seele auch, berührt
Sanft vom Wehn deiner Schwingen,
Deiner schmerzenstillenden Schwingen,
Dämmert ein, o schließt sich endlich zu
Aller Qual, — von dir entrückt, entführt,
Du wundersamer Vogel du.

Germann Klöß.

Dein Besuch.

Die Stunde kündigt kein Glockenschlag,
Die dich mir bringt. Wenn den Schmerz der Tag
Nicht enden will, entsteigt dem Schoße
Der drohenden Nacht, statt neuer Qual,
Dein Bild. Und Freude, feierlich große,
Durchbebt mein Herz mit einemmal.

Germann Klöb.

Ausklang.

Der Abend dehnt sich,
Die Wiese dehnt sich
Weit, weit ohn Ende;
Tauschen beide
Ihren Frieden, ihre Freude —
Ruhn alle Hände...

Nur ich möchte die Wiese durchwandern,
Möchte den Abend durchwandern,
Ob ich dich wiederfände.

Germann Klöb.

Weit vom Ziel.

Denn wir sind solche, die, stark wie Eisen,
Hell ins dunkle Leben sehn
Und die dann doch an ihren leisen
Wünschen und an den Liederweisen
Schöner Mädchen zugrunde gehn.

Denn wir sind solche, die singen und sagen
Von rauschenden Festen, die niemals sind.
Und solche, die mit Wetten und Wagen
Pöbelgötzen in Trümmer schlagen —
Und die Sehnsucht spüren im Frühlingswind.

Die Welt ist schön! heißt unser Gewissen.
So stehen wir jung, in stolzen Reihn.
Noch ist die Fahne nicht zerrissen —
Wir'ds auch ein Sturmloch mit Hindernissen:
Keiner wird der letzte sein!

Wilhelm von Hannenheim.

Leiser Lenzsturm.

Bleiche Mädchen und verträumte Knaben
Spielen im Abenddämmern,
Sehr still — und langsam —
Nur die roten, heißen Herzchen
Hämmern.
Und manchmal blickt einer den andern an.

Und dann:

Du ...

Ich will dir etwas sagen ...
Das andre hat der Wind ins Nichts getragen.

Wilhelm von Sannenheim.

Landschaft im Abend.

Die große Sonne ist zur Ruh gegangen.
In stillem Frieden küßt der Lenz die Welt.
Es schläft der Tag, um einst als junger Held
Ein glanzumstrahltes Werden anzufangen.

Es schweigt der Lebenswogen wildes Treiben.
Ein grauer Nebelstrom durchzieht das Tal.
Im All, der Welten großem, stillem Saal,
Sind wir vereint, um ganz allein zu bleiben.

Dein märchentiefes Auge träumend blickt
In sehnsuchtstrunkener Hoffnung in das Land,
Das ahnend uns des bangen Seins entrückt.

Kommst Du mit mir? Wir treten in den Garten.
Es ist so still. — Wir wollen Hand in Hand
Den neuen, jungen, schönen Tag erwarten.

Wilhelm von Sannenheim.

Leid.

Ein Abendschauer geht vorbei,
Der Fluß braut Nebelschwaden,
Und hinter uns liegen in langer Reih,
Die längst der Tod geladen.

Die Lichter brennen so stumpf und fern
Und geben nicht Trost noch Hoffen —
Wie sagt ich dir's so gern, so gern,
Daß mich dein Leid getroffen.

Wir gehn durch die Menge, Seit an Seit,
Uns trennen Welten und Zeiten.
Verlegen stottr' ich: Es hat mich gefreut,
Sie heimwärts zu begleiten.

Du dankst mit leisem Händedruck
Und gehst, um still zu weinen . . .
Du bist ja sonst so grausam klug —
Was klagst du um den Einen?

Artur Seltner.

Trüber Gruß.

Du hast mit Frauensinn, was längst mir fehlte,
Gespendet gütig, zu den Bitternissen
Des Lebens etwas Honigseim zu gießen,
Sekundenlang vergessen, was uns quälte.

Wo ist die Zeit, die Märchen mir erzählte,
Von jugendfroher Hoffnung frischem Sprießen?
Ich seh von ferne Charon leise grüßen,
Ob ich gleich selber mir es gern verhehlte.

Verzeih, daß ich dir trüben Gruß bestellte.
Wie gern legt ich zu deinen Füßen,
Was deiner Tage Dämmerlicht erhellte.

Die Muse mag mich nicht mehr freudig küssen,
Die meinen Griffel jugendlich befeelte —
Nur heimlich naht sie mir in Finsternissen.

Artur Seltner.

Die Öde.

Bin tausend, tausend Meilen weit
Vom Leben.

Grau liegt die Nacht. Es wühlt mein Leid.
Ich glaub, es will die Ewigkeit
Anheben.

O Seele, Seele, nebelschwer
Wie tiefe Haide.

Aufflammend brach ein Funkenheer
Zu Asche in dem Wolkenmeer,

Im Leide.

Michael Paulini.

Wund.

Laß mich jetzt wühlen,
Wühlen im Herzen.
Glaub mir, die Schmerzen,
Still werden sie fühlen,
Heimlich kehrt wieder der Friede hinein.
Legt er als Eis sich über die Tiefe,
Glaubst du selber, daß unten schlief
Zehrender Gluten maßlose Pein.

Michael Paulini.

Schicksal und Welle.

Hörst Du's, wie still verrauschend und verrinnend
Deß Jahres Welle nun zusammenschlug,
Die auf dem schwanken Rammme unerbittlich
Mein ganzes Leben Dir entgegentrug.

Einmal fuhr ich aus mit meinem großen Sehnen
Zu suchen das, was ihm Erfüllung sei —
Nun rauscht es höhnisch aus der stillen Tiefe:
Du fuhrst vorbei!

Ich fuhr vorbei! Hörst Du's, ich fuhr vorbei,
Und habe doch so treu gekämpft und hab gerungen
Verzweifelt mit den hochgebäumten Wellen,
Die gischend an dem Ruder mir zerschellen,
Und hab sie nicht bezwungen. —

Hörst Du es nun, wie hinter mir, dem Kampfesmüden,
Die letzte Welle höhnisch still zusammenschlug,
Die auf dem schwanken Rammme unerbittlich
Dich von mir trug.

Karl Brandisch.

Rosen.

Sei still, wenn Rosen zu Dir gefunden,
Rosen, die wandern; sie weilen nur Stunden —
Unstete Sterne.
Auf ihren Blättern tragen sie Tränen,
In ihren Kelchen schlummert ein Sehnen,
Träumt in die Ferne.

O neige Dein Haupt, solange sie säumen,
Denn was Dein Herz in stillen Träumen
Klagt' und litt,
Daß wollen die welkenden Rosen tragen,
Sie wandern hinüber zu ewigen Tagen
Und nehmen es mit.

Karl Brandisch.

Dem Schicksal sag ich Dank.

Was mir die Schäfte meiner Sehnsucht einst gebrochen,
Die langen Monde haben es begraben;
Endlich, endlich ist es tot.
Die Kraft, die mir durch meine Adern schoß,
Sie schwand, bis ich mich selber nicht mehr kannte,
Weil meine Jugend starr und tot.
Der wilde Wind der ersten Leidenschaft war Sieger
Über mich und meine Traumwelt geblieben!
Doch jetzt heb ich die scharfen, blanken Lanzen wieder:
Ich habe wieder meine Kraft!
Die Sehnsucht, die mich einst entzündet,
Sie ist da!
Es leuchtet meine Sonne wieder!
Die Welt und auch die Erde, sie ist mein!
Und ich bin wieder ich, wie einst:
Rühn nach des Lebens Edelsteinen greifend
Bin ich erwacht aus jenem Traum,
Der alle meine Kräfte mir entweihete.
Rühn nach des Lebens Edelsteinen greifend,
Sag ich dir, Schicksal, meinen Dank!

Sermann Fraetschtes.

Brief.

Auf Blätter von Sulpen
Müßte dieser Brief
Geschrieben sein:
Auf rote und gelbe
Wie sie alle

In den letzten lichten Tagen
Blühend zerfallen im Park.
Sie haben für dich geblüht
Und prangend gewartet
Auf ein Wort von Dir!

Rüffend haben sie viele Tage
Ihr offenes Herz der Sonne geschenkt:
Bis gestern die letzte an dieser Liebe gestorben.
Auf Blätter von Sulpen
Müßten meine Worte geschrieben sein
Auf rote und gelbe,
Wie Du sie liebst . . .

Sermann Fraetschtes.

Sprüche.

Takt ist köstlicher Genuß
Doch für unser Leben. —
Drum mit männlichem Entschluß
Meiner Wege Fuß vor Fuß —
Schreit ich sonder Beben —
Schreit mit rücksichtslosem Tritt
Treu mit meinem Fühlen mit —
Daß wir leben — leben!

*

Weil ich soll und weil du sollst,
Stirbt die frohe Güte,
Und des Lebens Blüte
Dorret und verholzt.
Ach dies Leben blüht nicht groß,
Oh wir uns erheben,
Oh wir zwang- und zweifellos
Liebsfreimütig leben.

*

Ach was wär nicht alles Pflicht
Und was all verboten?
Ich horch nur auf ein Gericht,
Einen Rat, den roten,
Der da drin als heilges Licht
Heiß mich mahnt an einzge Pflicht:
„Lüge nicht!“

*

Spielt mir der beste Musikant,
Im Sumpf kann ich nur schlappen,
Und nur auf hartem Erdenland
Kann ich im Takte tapfen.
Drum lieb ich harten Lebensgrund
Zum Ringen und zum Schwingen:
Da kann mir doch ein Tänzlein und
Ein frischer Marsch gelingen.

*

Soll ich dem Himmel dienen?
Und von der Erde lassen, wie?
Der Erde — wo der Hochwald thronet,
Die Mutter mit dem Kinde wohnet.
O Erde voller Himmel! Nie!

Chopin.

Es knistert seidenweich. Ein Mondstrahl schleicht
am Boden hin, matt tänzelnd zu den Tasten.
Er schillert grünlich. — Müdes, welkes Hasten, —
ein scheuer Tritt — der Flügel ist erreicht.

Das Licht verschwimmt, und eine Hand ganz leicht
und schlank gebaut, erscheint, wie um zu rasten,
auf einem Ton von Ebenholz, verblähten,
ertränkten Liedern lauschend. Kraftlos streicht

sie über das Klavier. — Sie will erwachen
und leben. — Leise hebt ein fernes Wimmern
im Raume an, ein Schluchzen. — Dort im Dunkel

der einen Ecke scheint ein Mund zu lachen, —
verführerische helle Zähne schimmern . . .
und in den Augen glimmte ein Karfunkel.

Egon Hajek.

Die Galben.

Ihr, die ihr mit dem schmalen Angesicht
gen Osten schaut, woher die Sonnen brechen,
seid mir gesegnet an des Schattens Bächen,
und wo die Trauer ihre Kränze flicht!

Zersprungen, was euch drängt nach jenem Licht,
zerrissen seid ihr, und vom Strahl geblendet,
und nun zur Nacht mit schlafem Arm gewendet
lauscht ihr dem Ton, der aus dem Dunkel bricht.

Ihr fandet nie den Weg zum ehrnen Tor
der Helden, die das All erschütterten.
Seid mir gegrüßt in eurem scheuen Chor!
Verborgен und die Augen still veronnen
wallt ihr durch Dämmerung in Nacht und Zittern
den Stunden nach, die euch einst jäh entronnen.

Egon Hajek.

IX. Übersetzungen.

Zwei alte ungarische Volkslieder.

Übersetzt von E. Schullerus.

1.

Mein Lieb ist gegangen
In die Fremde von mir,
Hat sagen mir lassen,
Ich sollt folgen ihr.

Wenn ich doch nur wüßte,
Welcher Weg sie trug,
Ich wollt ihn aufauern
Mit goldenem Pflug.

Den wollt ich besäen
Mit Perlen so klein,
Den wollt ich beeggen
Mit den dichten Tränen mein.

Den wollt ich umsäumen
Mit Schwarz bis Mittag
Mit feinstem weißem Linnen
Aber am Nachmittag.

* * *

2.

Senke dich herab, du Rabe
Auf diesen tiefen Ast,
Daß einen Brief ich schreibe
Auf deiner Flügel Last.

Laß einen Brief mich schreiben
Dem Vater und Mütterlein,
Dem Vater und Mütterlein,
Und auch dem Bräutchen fein.

Und fragen sie, wie ich lebe?
Sag, wie ein Arrestant,
Zu Klausenburg am Markte
In Eisen Knie und Hand.

Sag, daß mein Leib, der schlanke,
Des Kellers Boden sei,
Und Schlangen — und Krötenaugen
Mein Licht, Gott steh mir bei!

Ein Tischlein ständ auch drinnen,
In Trauer jeder Zoll,
Drauf ständ ein Glas verlassen,
Von dunklem Schmerz so voll.

Und wes auch sei auf Erden
Der Becher hier so voll,
Er wird der meine werden —
Mich bald erlösen soll.

* * *

Die Winkelschänke am Dorfsende.

Übersetzt von Heinrich Meiß.

Steht am Dorfsend bei der Tränke
An der Szamosch eine Schänke,
Und sie könnt im Fluß sich schauen,
Würde nicht der Abend grauen.

Wie die Schatten tiefer werden,
Zieht die Nachtruh ein auf Erden,
An dem Ufer liegt die Platte
Einsam an der schweren Kette.

Nur die Schänke ist lebendig,
Denn der Cymbler schlägt unbändig,
Und die Bursche schrein und singen,
Daß beinah die Scheiben springen.

Wirtin, allerliebste Kleine,
Her von deinem besten Weine,
Alt wie des Großvaters Gläschen,
Feurig wie mein junges Schätzchen!

„Drauf, Zigeuner! fiedle, frage!
Eine Runde meinem Schätze!
Ich vertanze jeden Dreier;
Meinen Atem hol der Geier!“

An das Fenster hört man schlagen:
„Meine Herrschaft läßt euch sagen,
daß sie sich zu Bette lege
Und das Lärmen enden möge!“

„Hol der Teufel den Magnaten,
Du magst in der Hölle braten! . . .
Drauf Zigeuner! Neue Runde!
Rost es auch mein Brot vom Munde.“

Und ans Fenster pocht es wieder:
Bitt euch! leiser, liebe Brüder!
Mutter liegt in Fieberqualen;
Möge Gott euch dafür zahlen!“

Keine Antwort . . . doch die Becher
Leeren schweigend ihren Becher,
Und es feiern Cymbel, Geigen . . .
Still geht jeder in sein Eigen.

In die Küche trat ich. . .

Übersetzt von Heinrich Melas.

In die Küche trat ich neulich,
Feuer wollt ich . . . aber, freilich,
Hätt ichs Feuer nur genommen,
Wenn mein Pfeifchen nicht geglommen.

Dieses aber brannte, rauchte,
Daß ichs besser gar nicht brauchte.
Doch ich sah die Türe klaffen
Und am Herd ein Mädchen schaffen.

Und die Schelmin legte Scheiter,
Und die Glut griff immer weiter;
Aber ihrer Augen Feuer,
Das erst flammte ungeheuer.

Wie sie mir ins Auge blickte!
Ob sie mich wohl gar berückte?
Meine Pfeif erlosch; es waren
Flammen in mein Herz gefahren.

Alexander Petöfi.

Vergessener Entschluß.

Übersetzt von Heinrich Melas.

Nach langer Trennung fuhr ich heim;
Ich suchte immerfort
Zum Gruße bei dem Wiedersehn
Das rechte Herzenswort.

Ein Wort, ein schönes, süßes Wort
Für die, die mich gebar,
Wenn ich nun an den Busen slog,
Der meine Wiege war.

Im Sprachschatz tiefster Innigkeit
Ließ ich mein Denken gehn.
Indessen slog der Wagen fort,
Die Zeit nur schien zu stehn.

Und ich war da: die Mutter stund
Im kleinen Stubenraum,
Und ich . . . hing stumm an ihrem Mund
Wie eine Frucht am Baum.

Alexander Petöfi.

Wie soll ich dich nennen?

Aberseht von Heinrich Meiss.

Wie soll ich dich nennen,
Wenn in der träumenden Dämm' rung
Mein Auge den Abendstern
Des deinen staunend betrachtet,
Als ob's ihn zum erstenmal sähe —
Den schimmernden Stern,
Der Strahlen auf Strahlen entsendet
Wie rinnende Bäche der Liebe
Ins tiefe Meer meiner Seele —
Wie soll ich dich nennen?

Wie soll ich dich nennen,
Wenn flatternd dein Blick
Herabfällt zu mir —
Er, die freundliche Taube,
Die Palmenzweige der Liebe
Auf jeder Feder mir zuträgt,
Und dessen Berührung besänftigt
Wie schwellender Sammt
Und wie das Rissen des Weisen —
Wie soll ich dich nennen?

Wie soll ich dich nennen,
Wenn deine Stimme ertönt?
Die dürren Bäume des Winters,
Wenn sie die Stimme vernähmen,
Sie würden sich kleiden in Grün,
Denn sie dächten,
Die Nachtigall schlüge im Haine,
Der Frühling zöge ins Land,
Der langersehnte Befreier.
Wie soll ich dich nennen?

Wie soll ich dich nennen,
Wenn der Rubin
Deiner Lippen flammend die meinen berührt,
Und in feurigem Ruße verschmelzen,
Wie Tag und Nacht in der Röte des Morgens,
Und wenn das Bewußtsein
Von Zeit und Raum mir entschwindet
Und mich der Unendlichkeit Wollust
Mit heiligem Schauer erfüllt —
Wie soll ich dich nennen?

Wie soll ich dich nennen?
Du süße Quelle des Glücks,
Du Zauberin, die mich führt
Im seligen Reiche der Träume,
Du hoffnungsbeschämende Leuchte
Der herrlichsten Wahrheit,
Du einziger Schatz meiner Seele,
Du Inbegriff meiner Welt,
Du junge, liebliche Frau,
Wie soll ich dich nennen?

Alexander Petöfi.

Auffchrei.

Übersetzt von Heinrich Meias.

Die Vorzeit ohne Ruhm,
Die Zukunft hoffnungslos!
O, schönes Vaterland,
Ich blute um dein Loß.

Nach so viel Kampf und Not
In sturmbewegter See,
Zeigt nicht ein einz'ger Stern
Des sichern Ufers Näh.

Ich härme mich um dich
Und klage sonder Raft;
In deiner Nacht ist mir
Das Leben eine Last.

Der du das Herz erschufst
Und drin die Leidenschaft
Für Volk und Vaterland
Zu glühn mit Flammenkraft,

Du, dessen Allmacht schuf
Gesetze, Maß und Zahl,
O sende, Völkergott,
Mir einen Hoffnungsstrahl!

Bajza.

Aufruf.

Übersetzt von Heinrich Meias.

O Ungar steh zum Vaterland
In Treue, unbefleckt!
Das ist die Wiege, die dich hegt,
Das Grab, das einst dich deckt.

Kein andrer Platz für dich, wohin
Dein Fuß dich immer trägt;
Hier lebst, hier stirbst du, ob dein Loß
Dich segnet oder schlägt.

Das ist das Land, das hundertmal
Der Väter Blut gedüngt,
An welches ein Jahrtausend dich
Mit heiligem Namen schlingt.

Hier wars, wo Arpads Heldenschar
In schweren Kämpfen lag,
Hier wars, wo deines Hunyads Arm
Das Sklavenjoch zerbrach;

Hier wars, o Freiheit, wo man stets
Dein blut'ges Banner schwang,
Und wo ein endlos langer Kampf
Des Landes Zier verschlang.

Und sieh! dies Volk, dem das Geschick
So vieles Leid gesandt,
Lebt noch, gedünnt doch nicht geknickt,
In diesem Vaterland.

Zu dir, o Völkerheimat, Welt,
Rufts laut in seiner Not:
„Mein tausendjäh'ges Leiden heischt
Nun Leben oder Tod!“

Unmöglich, daß umsonst das Blut
So vieler Herzen floß,
So mancher treue Busen sich,
Vor Gram gebrochen, schloß.

Es kann nicht sein, daß Geist und Kraft
Und heiligster Entschluß
In eines ew'gen Fluches Bann
Vergebens schmachten muß.

Und kommen muß und kommen wird
Die Zeit, die wir erstrebt,
Um die das brünstige Gebet
Auf tausend Lippen schwebt.

Wenn nicht, so komme, wenn es muß,
Ein Sterben riesenhaft,
Dem eines ganzen Reiches Rund
Als Grabesstätte klappt.

Das Grab, in das ein Volk versinkt,
Umsteht die ganze Welt,
An Millionen Augen hängt
Die Träne, die ihm fällt.

Drum, Ungar, steh zum Vaterland
In Treue, unbefleckt,
Das dich ernährt und, wenn du fällst,
Mit seiner Scholle deckt.

Kein andrer Platz für dich, wohin
Dein Fuß dich immer trägt;
Hier lebst, hier stirbst du, ob dein Loß
Dich segnet oder schlägt.

Michael Wörbsmarth.

Romänische Volkslieder.

Übersetzt von Johann Karl Schuller.

Beforgnis.

Der Mond geht auf am Himmelszelt,
Die Ochsen treibt mein Schatz ins Feld,
Der Mond herab am Himmel sinkt,
Mein Schatz sie wieder heimwärts bringt.
Es scheint der Mond so hell, so rein,
Und dennoch läßt er mich allein.
Vielleicht — ich fürchte — fehlt ihm was,
Vielleicht auch, daß er mich vergaß.

* * *

Zauberfraut.

Komm Iliam	Und gebens dann
Zum Wiesenplam!	Wohl Deinem Mann,
Dort graben wir	Daß er behend
Ein Zauberfraut,	Zum Teufel rennt.

* * *

Ihr Frau'n und ihr Mägdelein . . .

Ihr Frau'n und ihr Mägdelein,
Laßt mich doch ungelästert sein;
Ein Mädchen bin ich keusch und rein.
Die Sonne selber hält's mit mir,
Die Sterne auch zur Hälfte schier;
Der Mond allein nur ist mir feind.

Er könnte darauf schwören, meint
Er, daß er es gesehen,
Wie ich einst mitten in der Nacht
Tief in dem dunkeln Eichenhain
Mit einem Burschen jung und fein
Getrieben manche Teufelei'n.

* * *

Volksdichtungen der siebenbürgischen Zigeuner.

Dichter unbekannt.

Übersetzt von Heinrich Wislöcki.

Immer lustig fliegt die Meise,
Singt stets eine lust'ge Weise;
Braust auch kalt der Wind durchs Ried,
Dennoch singt sie froh ihr Lied.

Dem Zigeuner ist sie gleich,
Wohnt mit ihm in einem Reich;
Schläft am Wege, ißt und springt,
Und dabei stets lustig singt.

*

Heimatlos bin ich und alt,
Und der Wind bläst ach! so kalt!
Bei der warmen Feuerzglut
Sorgenlos der Reiche ruht!

Gleich den Mäusen leb ich nur
Bald im Haus, bald auf der Flur;
Jrgendwo der sanfte Tod
Endigt meine bittere Not!

*

Lieber Mann aus fernem Land,
Drück verstohlen mir die Hand;
Willst du, so umarme mich —
Herzlich werd ich küssen dich!

*

Rotes Tüchlein in meiner Hand,
Mein Geliebter ist Musikant!

Ist mein Tüchlein gelb und gar fein,
Muß auch mein Liebster ein Schulze sein!

Hab ich ein Tüchlein weiß in der Hand,
Wird auch mein Liebster ein „Herr“ genannt!

Wenn ich ein schwarzes Tüchlein habe,
Ist mein Lieb ein Zigeunerfnabe!

Auf der Haide von Hermannstadt
Jeder Stern viel Lichtlein hat!
In mein Stübchen blinkt herein
Licht der goldnen Sterne Schein;
Doch für alle Sterne licht,
Gab mein süßes Lieb ich nicht!

*

Ach, zu Mühlbach auf den Höhen
Wohnen Mädchen zart und schön,
Und so mancher dumme Wicht
Geht vorbei und sieht sie nicht!

*

Trüb vom Himmel Wolken hangen,
Und ach! meine jungen Wangen,
Bleich wie Herbstesblumen sind.

Ach, zu Mühlbach fließt ein Brunnen,
Mädchen gleichen dort den Sonnen,
Doch für mich ich keine find.

*

Feuer brennt in meiner Esse
Und ich schmied, daß ich vergesse
Jene Maid, o! jene blasse,
Die ich jüngst sah auf der Straße.

Dort an Mühlbachs Kirchenmauer
Wehn die Frühlingslüfte lauer,
Ach! dort träumt im Lenzgetriebe
Jene blasse Maid von Liebe.

Könnt ich doch zu ihr einkehren,
Dürft ich sie doch Liebe lehren;
Ihre Wangen von den Küssen,
Dann wohl röter werden müssen.

*

Als wir jüngst nach Hermannstadt kamen,
Gab man mir „Mädchenjäger“ zum Namen!
Bin kein Mädchenjäger fürwahr,
Wenn ich liebe die Mädchenfchar!

*

Steh auf, steh auf, du Vielliebster mein!
Die Sonne scheint zum Zelt herein,
Die Sonne blinkt schon in Feld und Wald,
Wir scheiden nun, du mein Liebster, bald!
O, wenn es ewig Nacht nur blieb,
Daß nie von mir du gingst mein Lieb!

*

Auf dem Laub die Sonne ruht,
Jetzt hast du noch frohen Mut;
Steht der Wald in tiefem Schnee,
Ist dein Herz auch voller Weh!

Deinen Liebsten immerzu
Liebe Mägdlein, lieb ihn du!
Einmal wirst du, Mägdlein, noch
Treffen ihn am Galgen hoch!

*

Ach, jetzt laß' ich aus den Karten,
Daß ich auf mein Lieb kann warten
Wohl auch bis zum jüngsten Tag, —
Mich er nicht mehr lieben mag!

Nun kann ich verlassen wandern,
Doch er sitzt bei einer andern;
Brenn sein Körper lichterloh,
Unter ihm verfaul das Stroh!

*

Als die Mutter mich gebar,
Grüne Au ihr Lager war
Und dann ist ein Regenbogen
Über mir hinweggezogen!
Für mich gäbe schweres Gold
Deshalb mancher, der mir hold.

*

Schnell des Mühlbachs Fluten eilen,
Wo mag jetzt mein Liebster weilen?
Bleibt doch stehn, ihr schnellen Wogen,
Sagt, wohin ist er gezogen?
Dies will ich von euch erfragen,
Dies allein sollt ihr mir sagen!

„Hoch am Berge ruht dein Knabe
Längst schon in dem dunkeln Grabe,
Und sein totes, kaltes Herz
Kennt nicht mehr den Liebeschmerz.“

*

Meine Geige hat zwei Gefährten,
Die beinahe mein Mark verzehrten!
Durst und Liebe heißen die Beiden,
Die mich Musikanten begleiten!

*

Wein her, Wirtin! Wein recht schnell!
Hier! für Geld ich ihn bestell!
Küß mich, Frauchen, zart und fein, —
Wenn du willst, so werde mein!

Ein Zigeuner bin ich zwar,
Doch viel Geld hab ich fürwahr!
Alle Weiber sind ja hold
Blankem Gelde, lautrem Gold!

*

Schön ist Hermannstadt fürwahr
Und drei Kreuzer sind ein Paar
Nur, wenn ich noch einen find, —
Meine Frau ist langher blind!
Blind ist sie, was liegt daran?
Jetzt wär ich ein lust'ger Mann!
Ihre Zunge, schwere Not!
Sticht und frißt mich noch zu Tod!
Könnt ich Branntwein ihr nicht geben,
Scheiden müßt ich aus dem Leben!

*

Hei! jetzt geht eine gar gute Zeit!
Guter Markt ist jetzt weit und breit,
Denn zum Markt die Mütter laufen,
Für die Töchter sie Männer kaufen!
Einen Mann die Tochter braucht,
Das ist ja doch klar!
Sei er ein Zigeuner nun
Oder ein Magyar!

*

Schlaf mein Männchen, schlaf die ganze Nacht,
Hab dein Lager gut zurecht gemacht!
Schlaf mein süßes Männchen, schlaf du gut —
Bald ein andrer mir im Arme ruht!

*

In dem Pfarrhof Gänse stehn;
Nicht darf ich jetzt weiter gehn,
Hör ich ach der Gänse Schrein,
Möcht ich gern ein Fuchselein sein.

Kinderlied.

Auf der Heid von Hermannstadt
Schönes Zelt dein Vater hat!
Vor dem Zelte sitzen wir,
Reiten, reiten weg von hier,
Reiten hin nach Reschinar;
Dort, gemacht aus Gold so klar,
Ist ein langes, langes Seil;
Hopp, mein Pferdchen, eile, eil!
Reschalhi hat es gemacht,
Es gewoben über Nacht.
Auf dem Seil nach Orlat hin
Mit den Winden wir dann ziehn;
Kleider schön aus Seiden
Schenkt man uns dort Beiden.
Wollen hin zum goldnen Seil,
Hopp, mein Pferdchen, eile, eil!

Guter Rat.

Muntres Bächlein munter rauscht,
Mägdlein seinen Worten lauscht:
„Mägdlein, den Schmied, den liebe du nicht,
Ruffig und schmutzig ist stets sein Gesicht!
Mägdlein, den Wandrer liebe du nicht,
Stets vergißt er, was er verspricht!
Mägdlein, den Herrn liebe du nicht,
Kränklich ist er, bleich sein Gesicht!
Mägdlein, den Geiger, den liebe du schnelle,
Horch! seine Geige, wie klingt sie so helle!“

Anmerkungen.

Zur Schreibung mundartlicher Dichtungen: - ist das Zeichen der Dehnung; ä = dumpfes a und ā.

Die Schreibung ist nach Möglichkeit phonetisch, doch so, daß der Laie nicht auf Schwierigkeiten stößt.

Zu S. 216. Übersetzung des magyarischen Textes . . . „Heraus mit dem Schwert! Die Waffe nieder! Und drauf los! Gehn wir, haun wir ihnen die Köpfe ab! Donnerwetter, du fürchtest dich doch nicht Speckschse (bakszász' nicht ganz wörtlich übersetzt), Sakrament!“

Zu S. 217. Übersetzung des romanischen Textes: „Na siehst du, Sachse, du bist dumm, und dumm ist dein Vater gewesen“, Söt draß der Blöch, „Ich habe gedacht, du habest Verstand, aber überlaß es nur mir, ich komme allein so gegen Abend und stehle ihn.“

Alphabetisches Verzeichnis der Dichter.

Albert Michael, geb. 1836 in Trappold, gest. 1893 als Gymnasialprofessor in Schäßburg.

Binder Georg Paul, D. theol., geb. 1784 in Schäßburg, gest. 1867 als Bischof in Birkhalm.

Brandtsch Karl, Dr. jur., geb. 1886 in Hermannstadt, lebt als Komitatspraktikant daselbst.

Filtsch Daniel, geb. 1730 in Hermannstadt, gest. 1793 als Stadtpfarrer von Hermannstadt.

Fraetschkes Hermann, Dr. jur., geb. in Weidenbach, lebt als Advokat in Kronstadt.

Geltch Joh. Friedrich, geb. 1815 in Mühlbach, gest. 1851 als ev. Pfarrer in Rumes.

Graff Simon, geb. in Schäßburg, lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als ev. Pfarrer in Schandau.

Gräfer Gusto, wandert als Naturprediger in Deutschland.

Guisst Karl, Dr. jur., geb. 1827 in Karlsburg, Advokat in Hermannstadt, gest. 1863.

Hajek Egon, Dr. phil., geb. 1888 in Kronstadt, lebt als Gymnasialprofessor daselbst.

Hannenheim Wilhelm v., geb. 1885 in Hermannstadt, lebt als Bankbeamter daselbst.

Harteneck, Johann Zabanius Sachs von . . . , geb. 1664 in Eperjes, enthauptet als Königsrichter 1703 in Hermannstadt.

Helfenbein Luise, geb. 1865 in Dürrbach (Nösnerland), lebt als Schriftstellerin in Bistritz.

Heltner Artur, Dr. jur., geb. 1881 in Ragusa, lebt als Bankbeamter in Hermannstadt.

Herfurth Franz, D. theol., geb. 1853 in Kronstadt, lebt als ev. Stadtpfarrer daselbst.

Hermann Wilhelm, geb. 1871 in Deutsch-Weißkirch, lebt als ev. Pfarrer in Hamruden.

Heysler Christian, geb. 1776 in Kronstadt, gest. 1839 als Superintendent N. C. in Wien.

Höchsmann Friedrich Siegbert, geb. 1874 in Neustadt am Harbach, lebt als ev. Pfarrer in Bulfesch.

Honterus (Honter) Johannes, geb. 1498 in Kronstadt, gest. 1549 als ev. Stadtpfarrer daselbst.

- R ä t n e r Viktor, geb. 1826 in Kerz, gest. 1857 in Hermannstadt.
- R e ß l e r Johann Samuel, geb. 1771 in Hermannstadt, gest. 1796 als verwundeter Offizier in Eberach (Bayern).
- R i r c h n e r Carl, geb. 1821 in Broos, gest. 1850 in Maros-Bárárhely.
- R l ö ß Hermann, geb. 1880 in Mediasch, lebt als ev. Pfarrer in Pretai.
- R ö n i g e s Michael, geb. 1871 in Zeiden, lebt als Landmann daselbst.
- R r a s s e r Friedrich, geb. 1818 in Mühlbach, gest. 1893 als Arzt in Hermannstadt.
- R ü h l b r a n d t Ernst, geb. 1857 in Kronstadt, lebt als Professor am Honterus-gymnasium daselbst.
- L e b r e c h t Agnetha Susanna, Pfarrersgattin in Kleinscheuern, gest. um 1833.
- L e h r e r Josef, geb. 1874 in Mediasch, lebt als ev. Stadtprediger daselbst.
- M a r i e n b u r g Georg Friedrich, geb. 1820 in Mühlbach, gest. 1881 als ev. Pfarrer in Nadesch.
- M a r l i n Joseph, geb. 1824 in Mühlbach, gest. 1849 als Kriegsberichterfasser in Preßburg.
- M e l a s Heinrich, geb. 1829 in Mühlbach, gest. 1894 als Advokat in Schäßburg.
- M e h n d t Georg, geb. 1852, gest. 17. Dezember 1903 als Notär in Reicheßdorf.
- M o l d n e r Andreas, ev. Prediger in Kronstadt um 1550.
- M o l t k e Leopold Maximilian, geb. 1819 in Rüstzin, gest. 1894 als Bibliothekar der Handelskammer in Leipzig.
- O b e r t Franz, Dr. phil., geb. 1828 in Taterloch, gest. 1908 als ev. Stadtpfarrer in Kronstadt.
- O r e n d i - H o m m e n a u Viktor, geb. 1870 in Elisabethstadt, lebt als Herausgeber des „Deutsch-ungarischen Volksfreunds“ und der Zeitschrift „Von der Heide“ in Temesvár.
- P i s o Jakob, geb. in Mediasch, Sekretär und Lehrer Ludwigs II., lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.
- R h e i n d t Friedrich, geb. 1857 in Brenndorf, gest. 1910 als ev. Pfarrer in Michelsberg.
- R ö m e r Karl, geb. 25. November 1860 in Judkmantel, lebt als ev. Pfarrer in Meschen.
- S c h e j a e u s Christian, geb. 1540 in Mediasch, gest. 1585 als ev. Stadtpfarrer daselbst.
- S c h u l l e r Joh. Karl, geb. 1794 in Großscheuern, gest. 1865 als Statthaltereirat in Hermannstadt.
- S c h u l l e r - S c h u l l e r u s Anna, geb. 1869, lebt als ev. Pfarrersgattin in Schaas.
- S c h u l l e r u s Eduard, geb. 1877 in Kronstadt, † 1914 als Magistratsarchivar daselbst.
- S c h u s t e r Friedrich Wilhelm, geb. 1824 in Mühlbach, gest. 1914 als emeritierter Stadtpfarrer von Broos in Hermannstadt.
- S e i v e r t h Joh. Friedrich, geb. 1755 in Hermannstadt, gest. 1832 als Gubernialsekretär daselbst.
- S e i v e r t Johann, geb. 1735 in Hermannstadt, gest. 1785 als Pfarrer in Hammersdorf.
- S e r a p h i n Friedrich Wilhelm, geb. 1861 in Hermannstadt, gest. 1908 als Gymnasialprofessor in Kronstadt.
- T e u t s c h Traugott, geb. 1829 in Kronstadt, gest. 1913 als Schriftsteller daselbst.
- T h u l l n e r Ernst, geb. 1862 in Birthältn, lebt als ev. Stadtpfarrer in Mühlbach.
- W a g n e r Valentin, gest. 1557, ev. Stadtpfarrer in Kronstadt.
- W i t t s t o c k Heinrich Joachim, geb. 1826 in Bisfritz, gest. 1901 als ev. Pfarrer in Heltau.
- W i s l o c k i Heinrich v., Dr. phil., gab seine „Volksdichtungen“ 1890 heraus, † 1907 in Mühlbach.
- Z i e g l e r Regine, geb. 1864 in Schäßburg, lebt als Schriftstellerin in Urkeden.

Die empfehlenswertesten lyrischen Sammlungen.

- Albert Michael, Gedichte. Hermannstadt, W. Krafft, 1893.
Kästner Viktor, Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart, herausgegeben von A. Schullerus. Hermannstadt, W. Krafft, 2. Auflage 1895.
Kirchner Hermann, Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, 3 Bändchen. Mediasch, G. A. Reissenberger, 1903—1912.
Klöß Hermann, Unsere Liebe in Liedern. Hermannstadt, Jos. Drotleff, 1914.
Melaß Heinrich, Französische und magharische Dichtungen in metrischer Übersetzung. Wien, Carl Gräser, 1885.
Schuster Fr. W., Gedichte. Hermannstadt, W. Krafft, 2. Auflage 1896.
— Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen. Hermannstadt, Theodor Steinhausen, 1865.
Schullner Ernst, Bă der Kalejök. Geschichten und Lieder. Hermannstadt, W. Krafft, 1898.
— Dusz der Kofestuw. Hermannstadt, W. Krafft, 1906.
Wlisslocfi Heinrich Dr., Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner. Wien, Carl Gräser, 1890.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 139, Zeile	9 von unten:	Ferne	statt Form.
„ 163, „ 11 „	„	: enfangen	„ esfangen.
„ 167, „ 3 „	„	: alliebende	„ allliebende.
„ 172, „ 6 u. 12 „	oben:	Daniel Filtsch	„ * * * (Dichter unbekannt).

U n h a n g.

Sammlung von freiwilligen Spenden für den Realschulfonds.

Aus Anlaß der für September 1914 geplanten Realschulfeier wurde der Gedanke angeregt, zur Stärkung des Realschulfonds, bzw. zur Begründung eines neuen Prämienfonds für Schüler der Realschule freiwillige Spenden zu sammeln. Aus der Mitte der früheren Schüler der Anstalt wurde ein Ausschuß gewählt, der den nachstehenden Aufruf erließ:

Sehr geehrter Herr!

Am 12. September d. J. begeht die Hermannstädter Oberrealschule, die älteste Siebenbürgens und die einzige deutsche Oberrealschule Ungarns, die Feier ihres 50 jährigen Bestandes, an der alle ihre ehemaligen Schüler, soweit es ihnen ihre Berufspflichten und sonstige Umstände erlauben, teilnehmen. Ist doch die Realschule die Anstalt, der sie ihre allgemein menschliche und berufliche Bildung verdanken und die sie in den Stand gesetzt hat, sich eine Lebensstellung zu begründen.

Aus diesem Anlaß haben die in Hermannstadt wohnenden ehemaligen Schüler der Anstalt einen Festausschuß gebildet, der beschlossen hat, eine Sammlung für eine Festgabe einzuleiten, die am Tage der Feier überreicht werden wird.

Nach Maßgabe seiner Höhe soll der gesammelte Betrag in erster Linie dazu dienen, Geldprämien für fleißige und bedürftige Schüler zu schaffen, wie solche in größerer Zahl für das Gymnasium vorhanden sind, dann den Realschulfond zu stärken, um diesen in den Stand zu setzen, den gesteigerten Anforderungen der Zeit besser entsprechen zu können. In beiden Fällen ist das gesammelte Kapital als unangreifbarer Stiftungsfond zu behandeln.

Wir Unterzeichnete bitten Sie als ehemaligen Schüler der Realschule einen Beitrag zu dieser Jubiläumstiftung spenden und zugleich im Kreise der Ihnen bekannten ehemaligen Mitschüler für diesen Gedanken wirken zu wollen.

Geldsendungen bitten wir mit Benützung des beiliegenden Post-
erlagscheines an die Bodenkreditanstalt in Hermannstadt einzusenden.

Die Spenden werden in den beiden deutschen Tageszeitungen Hermannstadts quittiert und soweit sie bis zum 15. August einlaufen oder bis zu diesem Termin angemeldet worden sind, in der von der Schule vorbereiteten Festschrift veröffentlicht werden.

Auf die Festfeier bezügliche Anfragen werden von Realschulleiter Rudolf Briebrecher beantwortet.

Diejenigen außerhalb Hermannstadts wohnenden Herren, die an der Feier teilzunehmen beabsichtigen, werden ersucht mitzuteilen, ob sie die Beschaffung eines Privatquartiers durch den Festausschuß wünschen.

Hermannstadt, am 12. Juni 1914.

Josef Balbierer, f. u. f. Oberstleutnant i. R.
Viktor Hugo Borger, Privatier
Emil Bruckner, f. u. f. Oberstleutnant, Platzkommandant
Ernst Conner, Architekt
Max Cziegler, Beamter der Bodenkreditanstalt
Viktor Diebold, Abteilungsvorstand der allgem. Sparkassa
Wilhelm Feiri, Riemermeister
Peter Fleischer, f. u. f. Oberst i. R.
Adolf Hager, Bierfabrikant
Hermann Gottschling, dipl. Kommissionsingenieur
Wilhelm Gottschling, Tischlermeister
Gustav Kenzel, Sezerfaktor
Gustav Kirchgatter, Ingenieur, f. u. Staatsbahninspektor i. R.
Gustav Kitzling, Oberbuchhalter der Bodenkreditanstalt
Wilhelm Krafft, Buchhändler und Buchdrucker
Josef Lissai, Oberbuchhalter der „Albina“
Hugo Lüdecke, Wirtschaftsrat, Zentralgüterdirektor i. R.
Gustav Maetz, Baumeister
Gustav Melzer, Seifenfabrikant
Hermann Niedermaier, Militärverpflegsoberoffizial
Karl Orendi, Obermonteur des Elektrizitätswerkes
Karl Ott, f. u. f. Hauptmann
Emil Schuschnig, Beamter der Vereinsbank
Johann Sohr, Rotgerber
Hermann Wagner, dipl. Ingenieur.

Dieser Aufruf wurde an sämtliche ehemalige Schüler der Anstalt, soweit deren Aufenthaltsort ausfindig gemacht werden konnte, versendet und gleichzeitig an die sächsischen Geldinstitute und die Vorstehungen der sächsischen Städte und Märkte eine Bitte um Beiträge für die Sammlung gerichtet. Aufruf und Bitte sind nicht erfolglos geblieben. Im Juli liefen reiche Spenden von allen Seiten ein. Da erfolgte der Ausbruch des Weltkrieges, der nicht bloß die Verschiebung der Feier auf unbestimmte Zeit veranlaßte, sondern, wie das nicht anders möglich ist, das Ergebnis der Sammlung beeinträchtigte, da nun andere Fragen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Es spendeten:

1. Ulbrich Adolf, Konzipist der sächs. Universität, Hermannstadt	20 K
2. Ulbrich Karl, Gymnasialdirektor, Hermannstadt	100 „
3. Ulbrich Wilh. v. Hermannsheim, f. u. f. Oberst i. R., Hermannstadt	35 „
4. Auer Johann, Hermannstadt	5 „
5. Abrigean Georg, Privatbeamter, Bukarest	10 „
6. Balbierer Wilhelm, f. u. f. Hauptmann, Temesvar	10 „
7. Bårdossy Coriolanus, f. u. f. Hauptmann, Hermannstadt	5 „
8. Baumann Eduard, Kaufmann, Hermannstadt	20 „
9. Binder Albert, Sparkassabeamter, Hermannstadt	30 „
10. Birthälmer Spar- und Vorschußverein	30 „
11. Bistritz (Stadtgemeinde)	100 „
12. Blasius Michael, Katastralbeamter, Klausenburg	20 „
13. Bock Wilhelm, Ackerbauschuldirektor, Bistritz	30 „
14. Bodenkreditanstalt Hermannstadt	1000 „
15. Borger Viktor Hugo, Privatier, Hermannstadt	100 „
16. Boffert Franz, Stadtgenieur, Hermannstadt	20 „
17. Brooser Spar- und Vorschußverein	100 „
18. Briebrecher Rudolf, Realschulleiter, Hermannstadt	70 „
19. Bruckner Minfa, Bürgereschullehrerin, Hermannstadt	25 „
20. Conradt Wilhelm, Tuchmacher, Hermannstadt	10 „
21. Copony Waldemar, Landesingenieur, Graz	50 „
22. Czefelius Helmut, f. u. f. Fähnrich, Hermannstadt †	10 „
23. Czefelius Otto, f. u. f. Leutnant d. Res.	10 „
24. Cziegler Max, Beamter der Bodenkreditanstalt, Hermannstadt	50 „
25. Derner Julius, f. u. f. Hauptmann, Castelnuovo	10 „
26. Diebold Viktor, Oberkontrollor der Sparkassa, Hermannstadt	100 „
27. Dörr Samuel, f. u. f. Oberstleutnant, Hermannstadt	50 „
28. Drotleff Hermann, f. u. f. Leutnant, Losonc	10 „
29. Eder Paul, cand. jur., Hermannstadt	10 „
30. Englisch Michael, Ackerbauschulprofessor, Mediasch	10 „
31. Effigmann Adolf, Ingenieur, Praca	10 „
32. Fabritius Adolf, Fleischhauer, Hermannstadt	20 „
33. Fabritius Viktor, Beamter der Bodenkreditanstalt, Hermannstadt	10 „
34. „Falken“, Radfahrerverein, Hermannstadt	200 „
35. Feiri Wilhelm sen., Riemner, Hermannstadt	10 „
36. Ferderber Siegmund, Privatier, Hermannstadt †	50 „
37. Fischer Emil, f. u. f. Hauptmann, Temesvar	20 „
38. Ferenzi Friedrich, Privatier, Hermannstadt	50 „
39. Fleischer M. und Frau, Ingenieur, Czernowitz	100 „
40. Fleischer Hans, Gemeindevotär, Heltau	10 „
41. Fleischer Julius, Buchhalter, Karlsburg	5 „
42. Fleischer Peter, f. u. f. Oberst, Hermannstadt	50 „
43. Fogarascher Spar- und Vorschußverein	50 „
44. Frenß Berthold jun., Konditor, Hermannstadt	10 „
45. Friedsmann Arnold, Wien	100 „
46. Fronius Gebrüder, Weinhändler, Hermannstadt	100 „
47. Fronius Gustav, f. u. f. Hauptmann, Bistritz	10 „
48. Gerger Hermann, Sparkassabeamter, Hermannstadt	20 „
49. Georgescu Trajan, Beamter der Albina, Hermannstadt	20 „
50. Goebbel C. E., Riemner, Hermannstadt	20 „

51. Gökel Gustav Dr., Militärstabstierarzt, Hermannstadt	10 K
52. Graef Karl, Buchhändler, Hermannstadt	20 „
53. Greiß Gerhard, Seefabett, Pola	10 „
54. Groß Edwin, Handelsakademiker, Hermannstadt	10 „
55. Großauer Spar- und Vorschußverein	50 „
56. Gürtler Gustav jun., Kaufmann, Hermannstadt	20 „
57. Gust Waldemar, stud. jur., Kronstadt	10 „
58. Hager Adolf, Bierfabrikant, Hermannstadt	50 „
59. Hager Gottfried, dipl. Landwirt, Idahof	10 „
60. Haifer Georg, Buchdruckereibesitzer, Hermannstadt	10 „
61. Halmen Hermann, Budapest	3 „
62. Halmen Waltherr, Budapest	5 „
63. Haner Hans, Ingenieur, Eszkereda	30 „
64. Hartmann Franz, Straßenbahninspektor, Wien	60 „
65. Hennrich Gustav und Marie, Hermannstadt	10 „
66. Herbert Thomas, Gemeindevotär, Schellenberg	20 „
67. Gottschling Hermann, Ingenieur, Hermannstadt	100 „
68. Hermannstädter Spar- und Vorschußverein	600 „
69. Homm Artur, Realschüler, Hermannstadt	5 „
70. Homm Frits, stud. techn., Hermannstadt	10 „
71. Huber Rudolf, Fabrikdirektor, Refica	50 „
72. Jauernig Otto R., Bankkontrollor, Elisabethstadt	25 „
73. Jekelius Karl, Sparkassabuchhalter, Kronstadt	80 „
74. Józsa Paul, kön. Baurat, Schäßburg	25 „
75. Kaunz Frits, Ingenieur, Wien	15 „
76. Kayser Gustav, Beamter der Bodenkreditanstalt, Hermannstadt	10 „
77. Kerschner Hans, Sparkassabeamter, Hermannstadt	30 „
78. Kenzel Gustav, Sezerfaktor, Hermannstadt	20 „
79. Kereßtes Stefan, kön. Oberbaurat, Budapest	20 „
80. Keßler Johann und Karl, Salamisfabrikanten, Hermannstadt	100 „
81. Keul Hans, Kaufmann, Hermannstadt	10 „
82. Keul Julius, k. u. k. Fähnrich, Hermannstadt	10 „
83. Kießling Rudolf, k. u. k. Hauptmann, Hermannstadt	10 „
84. Kirchgatter Gustav, Ingenieur, Hermannstadt	200 „
85. Kirchner v. Neunkirchen Heinrich, k. u. k. Major, Wien	10 „
86. Kloos Johann, Ökonomiebeamter, Szarvas	10 „
87. Kloos Michael, Musikdirektor, Sächsisch-Reen	10 „
88. Kossikof Marso, Ingenieur, Hermannstadt	100 „
89. Kováts Guido v., Optiker, Hermannstadt	20 „
90. Krafft W., Buchhändler und Buchdruckereibesitzer, Hermannstadt	100 „
91. Larcher Hermann v., Papierfabrikant, Buzeni	500 „
92. Leßmann Heinrich Dr., Komitatsoberphysikus, Fogarasz	25 „
93. Karl Linz, k. u. k. Hauptmann, Hermannstadt	10 „
94. Lissai Josef, Julius und Hans, Hermannstadt	100 „
95. Loew Josef und Otto, Vulkan	10 „
96. Lüdecke Artur, Jurist, Hermannstadt	20 „
97. Lüdecke Hugo, Wirtschaftsrat	60 „
98. Luister Michael, ev. Pfarrer, Blutroth	6 „
99. Mally Ferdinand, Professor d. R., Preßburg	100 „
100. Melzer Artur, Realschüler, Hermannstadt	20 „
101. Melzer Gustav, Seifenfabrikant, Hermannstadt	50 „
102. Michaelis Franz sen., Buchhändler, Hermannstadt	50 „

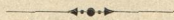
103. Moeß Gustav, Rassenfabrikant, Hermannstadt	20 K
104. Mühlbacher Spar- und Vorshußverein	100 „
105. Nerlinger R., Konzipist der Arbeiterfrankenkasse, Hermannstadt	5 „
106. Neugeboren Franz, Chemiker, Jena	50 „
107. Niedermaier Hermann, k. u. k. Verpflegsoberoffizial	20 „
108. Nikodinescu Theophil, Beamter der österr.-ung. Bank, Wien	10 „
109. Oláh Imre, k. u. k. Oberleutnant, Riva	20 „
110. Orendi Karl, Obermonteur, Hermannstadt	10 „
111. Pamfilie Johann, Architekt, Hermannstadt	50 „
112. Panuska Ladislaus, k. u. k. Oberst, Ragusa	5 „
113. Paulini Gustav, Sparkassabeamter, Hermannstadt	50 „
114. Péchy Johann v., Gutsbesitzer, Oláhujfalu	10 „
115. Phleps Artur, k. u. k. Hauptmann, Budapest	10 „
116. Rehner Michael, Postoberinspektor, Budapest	50 „
117. Reiner Martin, k. u. k. Hauptmann, Hermannstadt	20 „
118. Renner Franz, Klavierfabrikant, Temesvár	50 „
119. Richter Franz, k. u. k. Oberintendant, Hermannstadt	10 „
120. Rozsnyay Josef Dr., und Koloman, Apotheker, Arad	40 „
121. Rothe Josef, Hofrat, Wien	20 „
122. Salmen Johann, ev. Pfarrer, Neithausen	10 „
123. Schaefer Adolf, k. u. k. Militäraberrechnungsrat, Hermannstadt	20 „
124. Schieb Friedrich, Weißbäcker, Hermannstadt	5 „
125. Schmied Hans, Realschüler, Hermannstadt	5 „
126. Schuleri Karl, Spiritusfabrikant, Broos	200 „
127. Schulz Karl, Weinhändler, Hermannstadt	25 „
128. Schwarz Heinrich, k. u. k. Fähnrich d. R., Hermannstadt	10 „
129. Seraphin G. A., Buchhändler, Hermannstadt	50 „
130. Sonntag Adolf, Beamter der Bodenkreditanstalt, Hermannstadt	20 „
131. Spaef Karl, Rinnik	50 „
132. Thieß Adolf, k. u. k. Oberleutnant, Vosonc	10 „
133. Tischer Karl, Elektriker, Hermannstadt	20 „
134. Transsylvania Versicherungsgesellschaft, Hermannstadt	100 „
135. Wagner Hermann, Ingenieur, Hermannstadt	100 „
136. Wanek Karl, Bäckermeister, Hermannstadt	10 „
137. Weindel Eduard, Obergeringieur, Teschen	20 „
138. Weindel Johann jun., Kaufmann, Hermannstadt	100 „
139. Willefch Gustav, Direktor des Vorshußvereins, Hermannstadt	100 „
140. Wittenberger Richard, k. u. k. Kadett d. Res., Hermannstadt	10 „
141. Wolff Friedrich, Privatier, Hermannstadt	100 „
142. Wolff Samuel sen., Fleisshauer, Hermannstadt	30 „
143. Wollwebergenossenschaft, Heltau	100 „
144. Woyciechowsky Wilhelm v. Jelitza, Bankbeamter, Budapest	50 „
145. Zeibig J. F., Direktor der Vereinsbank, Hermannstadt	50 „
146. Zell August, k. u. k. Oberst, Klagenfurt	10 „
147. Zitter Moriz, Zeitungsverleger	100 „
148. Zumppe Emil, Oberinspektor, Wien	100 „

Das bisherige Gesamtergebnis der Sammlung ist 7719'52 K. Dieser Betrag wurde in der Weise nutzbringend angelegt, daß von der ersten ungarischen Kriegsanleihe Schuldverschreibungen im Nennwerte von 7600 K zu 6⁰/₁₀, von der zweiten 500 K zu 5¹/₂⁰/₁₀ gekauft wurden.

Über die Art der Verwendung der Zinsen des gesammelten Kapitals ist ein Beschluß noch nicht gefaßt worden. Es besteht die Absicht, die Sammlung nach Beendigung des Krieges weiter fortzusetzen; nach ihrem Abschluß wird die Übergabe des gesammelten Kapitals in das Eigentum der Schule erfolgen.

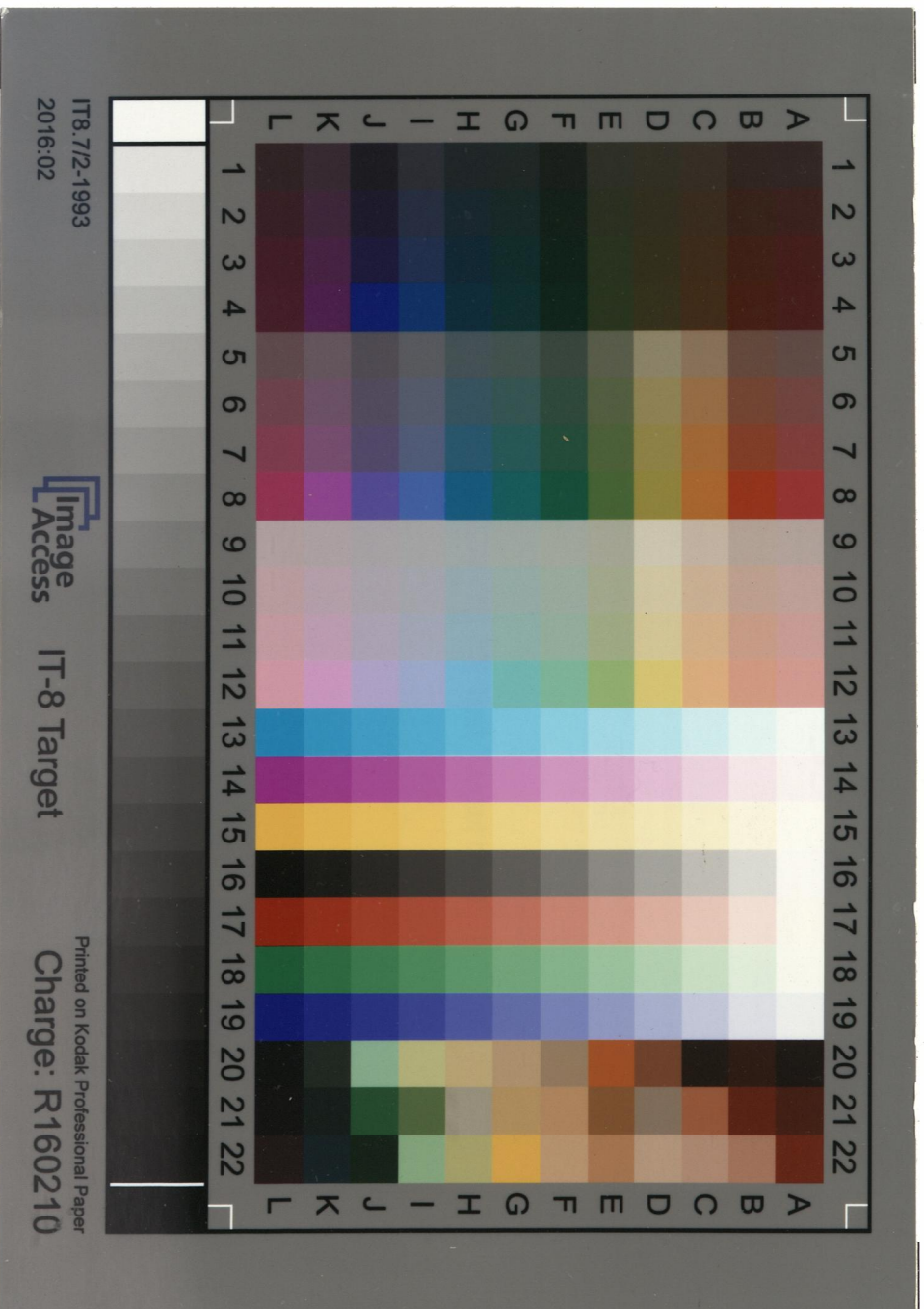
Obgleich mit der Sammlung nicht in direktem Zusammenhang stehend, sei doch hier zweier Zuschriften gedacht, die von im Felde stehenden ehemaligen Schülern der Anstalt, bzw. dem Vater eines solchen an die Schulleitung gerichtet wurden und Prämienstiftungen zugunsten der Oberrealschule betreffen. Am 1. Dezember 1914 schrieb der Fähnrich (jetzt Reserveleutnant) des k. u. k. 35. Feldkanonenregimentes Artur Sadofsky aus Russisch-Polen: „Durch günstige Umstände war es mir vergönnt eine Auszeichnung zu erwerben mit der Bestimmung, daß ich lebenslänglich 750 K monatlich erhalte. In der Voraussetzung, daß ich weiter lebe . . ., möchte ich diesen Betrag als Prämium für einen armen sächsischen Schüler der Oberrealschule widmen. Ich hoffe, daß, falls ich am Leben bleibe, es meiner Lebensarbeit gelingen wird, dieser Bestimmung auch nach meinem Tode ihre Vollstreckung zu ermöglichen.“

Das zweite Schreiben lautet: „Zur Erinnerung an ihren Bruder Helmut beabsichtigen seine Geschwister Daniel, Konrad, Otto, Günther und Ilse Czefelius, eine Prämienstiftung für den besten deutschen Schüler der VIII. Realklasse . . . zu begründen. Da drei der Geschwister im Felde stehen, ist es unmöglich die Stiftung jetzt schon ins Leben treten zu lassen, ich aber möchte, daß das Prämium schon für das laufende Jahr verteilt werde. Darum bitte ich eine löbl. Direktion bei der heurigen Prämienverteilung 50 K dem besten deutschen Schüler der VIII. Realklasse als ‚Helmut Czefelius-Prämium‘ zur Erinnerung an den ausgezeichneten Schüler der hiesigen Realschule Helmut Czefelius, welcher den 26. November 1914, ausgezeichnet mit der silbernen Tapferkeitsmedaille erster Klasse, in treuer Dienstleistung bei Borshnew in Russisch-Polen vor dem Feinde kämpfend gefallen ist, zuerkennen zu wollen. Dr. Daniel Czefelius, Stadtphysikus.“





S2N-IT8.7/2-A4 Test Target



Register at: www.imageaccess.de/Scan2ICC

IMPORTANT:

Keep Test Target in envelope.

Avoid direct exposure of the test target to sunlight or other extreme light sources.

